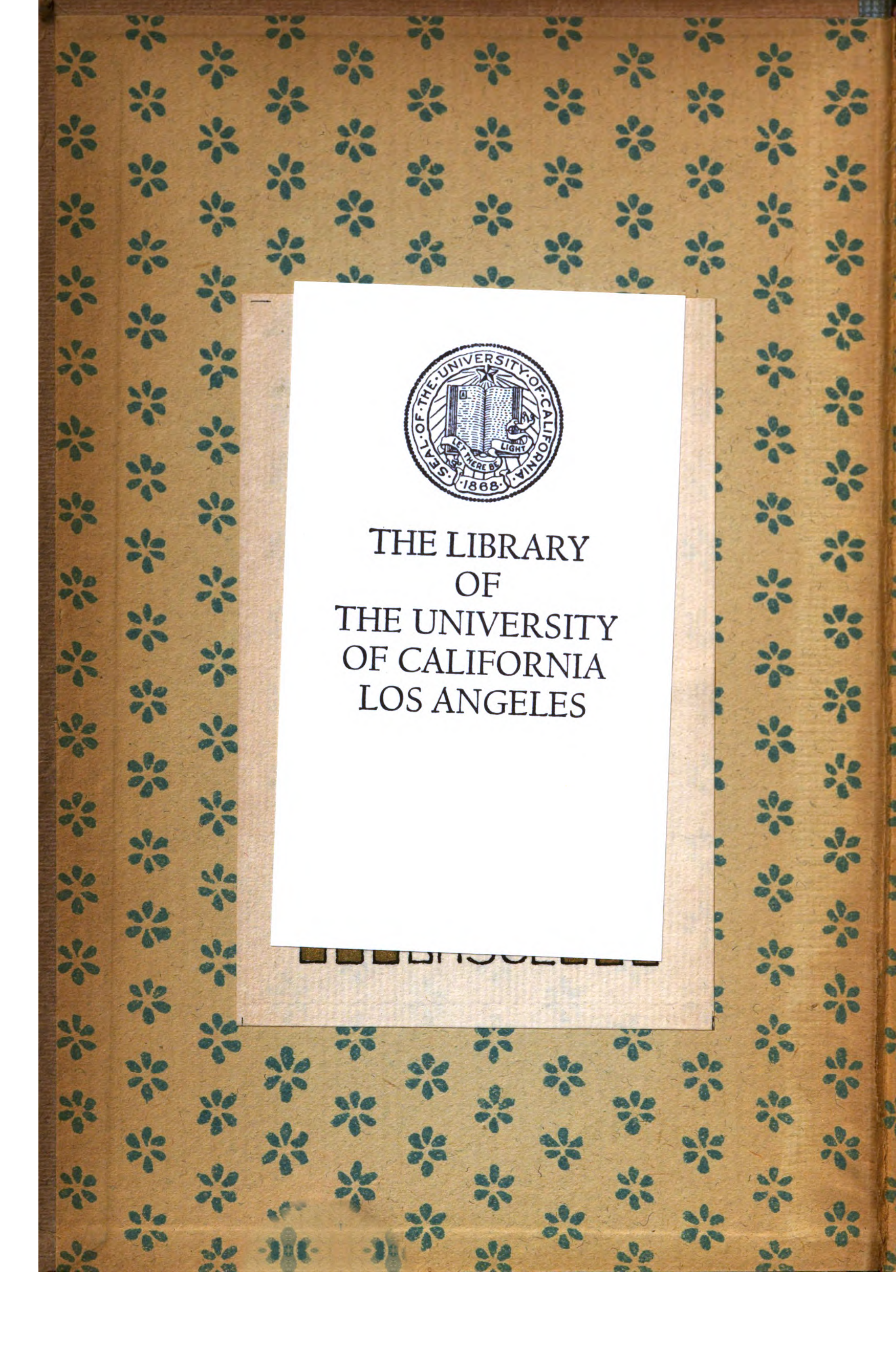
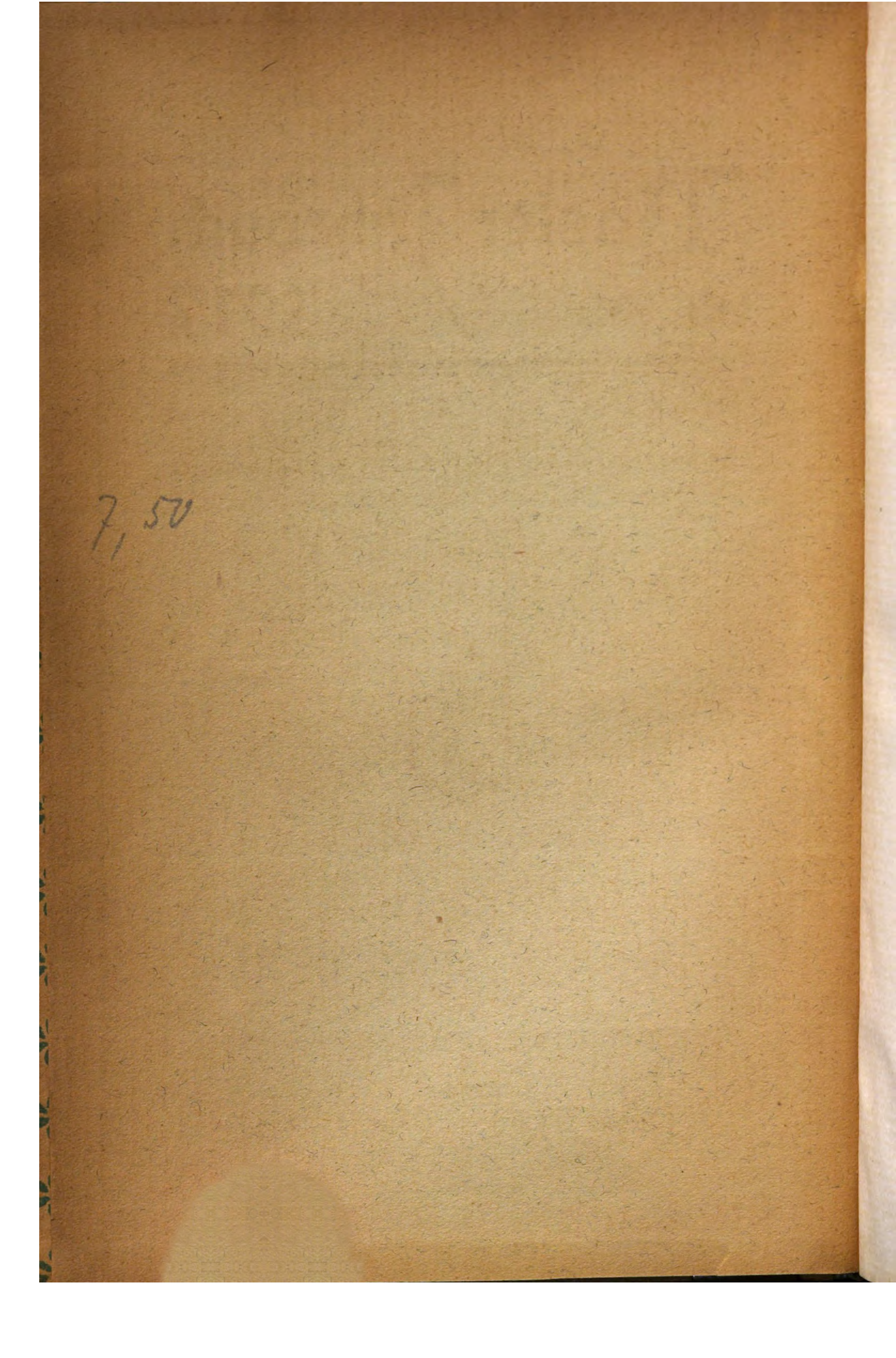
Basler Jahrbuch




SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868





Basler Jahrbuch 1917

Herausgegeben von Albert Geßler u. August Huber



Basel
Verlag von Helbing & Lichtenhahn

Druck von Friedrich Reinhardt in Basel.

Vorwort.

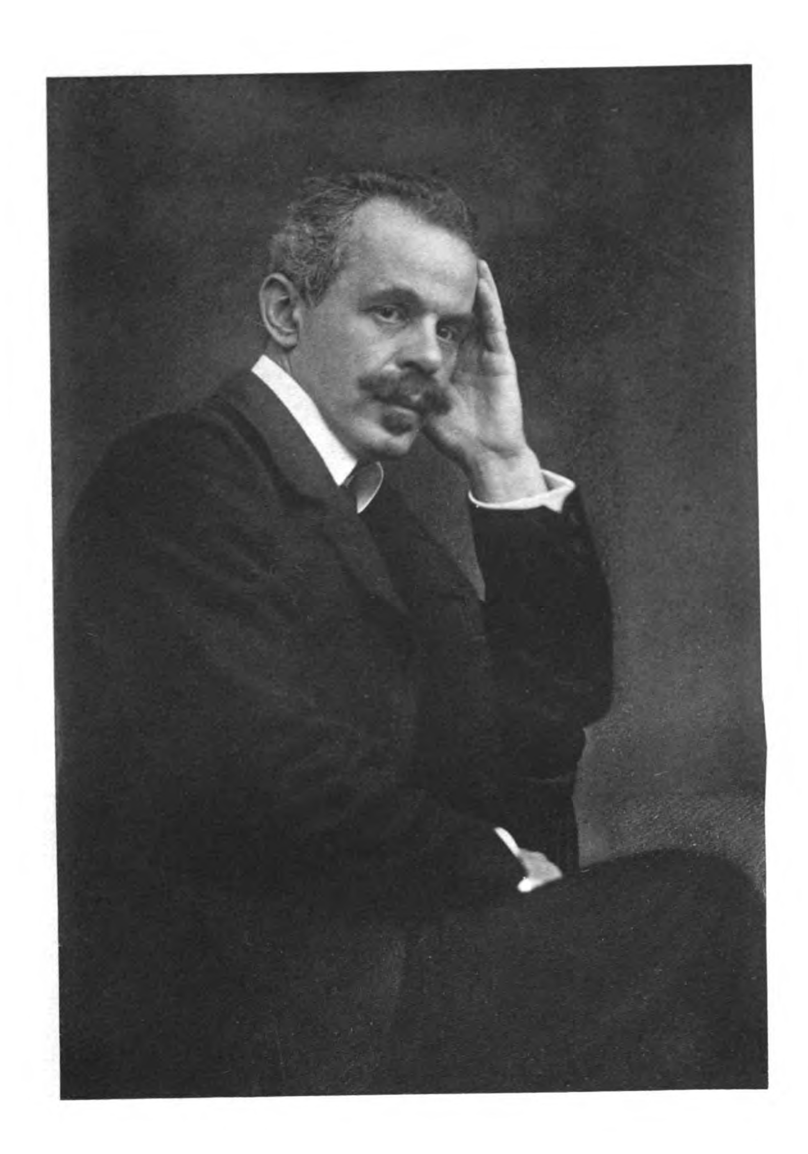
Im Moment, da das Jahrbuch 1917 die Presse verläßt, wird seine Redaktion von einem schweren Verluste betroffen. Professor Albert Geßler ist am 26. November uns entrissen worden. Trotz körperlicher Schwäche hat er bis in die letzten Tage noch mit treubesorgtem Herzen an der Herausgabe des vorliegenden Jahrbuches tatkräftig mitgewirkt. Während eines vollen Menschenalters betätigte sich Albert Geßler als Mitarbeiter am Basler Jahrbuch, seit 1893 als ständiges Mitglied der Redaktion. Eine eingehende Würdigung seiner Persönlichkeit wird das nächste Jahrbuch bringen; heute, da wir an seinem Grabe stehen, wünschen wir vor allem dem Verstorbenen unsern von Herzen kommenden Dank und die hohe Anerkennung auszusprechen für die reiche Fülle von Arbeit, die er im Laufe der vielen Jahre für unser Jahrbuch geleistet hat.

Basel, Ende November 1916.

Die Redaktion:
August Huber.

Inhaltsverzeichnis.





Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Basel.

Carl Sebastian Haegler

Dr. med. et chir., Professor e. o.

Von Arnold von Salis-Haegler.

Obgleich Carl Sebastian Haegler am öffentlichen Leben in Staat oder Stadt nicht direkt beteiligt war, weder in amtlicher Stellung, abgesehen von seiner außerordentlichen Professur an unserer Hochschule, noch in einer freien Gesellschaft gemeinnütziger Art, ist der mit vierundfünfzig Jahren Vollendete doch in weiteren Kreisen so bekannt und geschätzt gewesen, daß es nicht unberechtigt sein mag, seinem Lebensbild im „Basler Jahrbuche" Raum zu gönnen.

Geboren wurde er am 20. Juni 1862 als drittes Kind und erster Sohn von Dr. Adolph Haegler und Frau Stephanie, geborener Gutzwiller, zu Fleurier im Val de Travers (Kanton Neuenburg), wo sein Vater als Arzt seit 1856 niedergelassen war und einer sehr ausgedehnten Praxis nachging, außerdem sich eifrigst an allen Bemühungen beteiligte, das geistige Leben in dem Uhrenmacher-Dorfe zu fördern und zu heben. Im Oktober 1863 bewog ihn vor allem die Rücksicht auf die Erziehung seiner Kinder, mit seiner Familie nach Basel überzusiedeln.

Hier durchlief Carl in normaler Weise die städtischen Schulen, von 1871 bis 1881 das humanistische Gymnasium und Pädagogium. Die wesentlichsten Züge seines Charakters kündigten sich bereits an in der Form, welche dieser Entwicklungsstufe entsprach.

Er selber bezeichnete in reifem Alter als die hervorstechendsten Eigenschaften seiner Vorfahren väterlicherseits: Willenskraft, bis zu Eigensinn und Steckköpfigkeit; Pflicht-

gefühl, bis zur pedantischen Disziplin gegen sich und andere; eine gewisse Begeisterungsfähigkeit, Initiative und Organisationstalent. Als Erbe der mütterlichen Familie: Herzensgüte und hilfsbereite Menschenliebe, reiche Phantasie und Lebhaftigkeit.

Diese äußerte sich bei dem Knaben zunächst in leidenschaftlichem Lesebedürfnis, Interesse an alten Sagen und Rittergeschichten; später in verständnisvoller und anhaltender Freude an deutschen und französischen Klassikern, an Homer, Shakespeare, Goethe, Fritz Reuter, Gottfried Keller, wie an aller Kunst überhaupt; und eine gewisse Romantik und Ritterlichkeit blieb ihm Zeitlebens eigen. Die anererbte Willenskraft aber trat zunächst hervor als Lust am Ueberwinden von Schwierigkeiten, an Beherrschung des Körpers durch allseitige Leibesübung und Abhärtung, im Ertragen selbsterwählten Schmerzes; aber auch gegenüber Altersgenossen als Kampf- und Rauflust, in „Quartierhändeln" u. dgl., als herrisches Wesen, und gegenüber den väterlichen Bemühungen, seinen Willen zu brechen, als passiver Widerstand in Eigensinn und Starrköpfigkeit. Seine häusliche Erziehung bot darum manche Schwierigkeit und erforderte die unentwegte Liebe und Geduld der trefflichen Mutter, welche es verstand, die Geltung des einheitlichen Elternwillens zu wahren und doch durch ihre Güte den Trotz des Jungen zu besänftigen und zu entwaffnen. In der Schule dagegen hatte er keine Mühe, mit den besseren Klassengenossen Schritt zu halten, schon aus Ehrgefühl, aber auch aus lebhaftem Interesse an dem Unterricht, den ihm einzelne hervorragende Lehrer, — er nannte als solche gerne Jakob und Achilles Burckhardt, — lieb zu machen verstanden.

Beide Eltern waren tief religiös, und die entsprechende Ordnung und Disziplin im Hause, der sich niemand entziehen durfte, hat auf ihn viel tiefer eingewirkt, als er in seinen früheren Jahren wohl zugegeben hätte, sowohl die konsequente christliche Bekenntnis- und Pflichttreue des Vaters, als das

stille, innige Gottvertrauen der Mutter, welcher Gebet und Fürbitte eine unverkennbare Kraft gaben in allen Sorgen und Kümmernissen. Auf seinem Leidenslager hat er, rückblickend, geschrieben: „Der Glaube meines Vaters hatte für mein Empfinden etwas Starres, Unfrohes und Drückendes; während das Christentum meiner Mutter einen mehr heitern, duldsamen und erhebenden Charakter hatte. Bei ihr standen im Mittelpunkt die alles verzeihende Liebe und die Duldsamkeit Andern gegenüber, immer geneigt zu verzeihen und die guten Seiten in Andern hervorzuheben. Bei mir zeigte sich schon frühe eine gewisse Grübelsucht, und die Konfirmation hat mir nicht die Ruhe gegeben, die ich davon erhoffte. Ich habe in Glaubenssachen seither viel gekämpft und erfahren, daß nur ein durch Kämpfe erworbener Glaube wirklich lebendig ist und uns beruhigen kann, und daß für Menschen meiner Art der Weg zum Licht der bittern und schmerzlichen Lebenserfahrungen nicht entbehren kann. Der Glaube wird dabei allerdings ein ganz individueller, und wenn ich auch den fröhlichen, duldsamen Glauben meiner Mutter nicht mit der Kindlichkeit festhalten konnte, wie sie dies ihr ganzes Leben lang getan hat, so habe ich doch einen Standpunkt gefunden, der mir erlaubt, ruhig und freudig meinem Ende entgegenzusehen."

Im Frühjahr 1881 bestand er die Maturitätsprüfung. Die Berufswahl plagte ihn nicht; die Neigung zum Studium der Medizin war bei ihm, — wie später auch bei seinen jüngern Brüdern, — entscheidend; ein Beweis für den großen Eindruck, welchen die ideale Berufsauffassung und Berufsfreudigkeit des Vaters auch auf seine Nächsten allezeit gemacht hat; denn aus sonstigem „Atavismus" läßt sich jene Neigung kaum erklären, da kein früherer väterlicher Vorfahre Arzt gewesen ist. Eher würde eine gewisse Neigung zur Landwirtschaft, die Carl Haegler zeitweise mag verspürt haben, als Familienerbe gelten dürfen, da mehrere seiner väterlichen Anverwandten angesehene Mühlenbesitzer

im Baselbiet waren oder noch sind, sein eigener Großvater Sebastian und einige Deszendenten desselben in Lausen. Uebrigens waren Carls Großvater mütterlicherseits, sowie dessen einziger Sohn und ein Großsohn Mediziner.

Einen Teil des ersten Semesters seiner Studienzeit verlor er zu seinem Bedauern infolge einer schweren Leicheninfektion, von der er sich erst nach vielen Wochen völlig erholte. Die „großen Ferien" des Spätsommers 1881 verbrachte er, hauptsächlich um sich im Französischen besser auszubilden, in der seinen Eltern eng befreundeten Pfarrfamilie de Coulon in Corcelles bei Neuenburg, welcher er mancherlei geistige Anregung verdankte. In diese Zeit fiel ein Ereignis, dessen tiefgreifende Folgen für sein ganzes Leben bestimmend werden sollten.

Mit einem in Lausanne weilenden Freunde, der in jenem Sommer bereits zweimal die Diablerets bestiegen hatte und also sich des Weges sicher fühlte, wollte er dieselbe Hochtour ohne Führer ebenfalls unternehmen, obgleich die Sennen bei den Hütten von Anzeindaz, der vorgerückten Jahreszeit zu Ende Septembers und der Unsicherheit der Witterung wegen, vor dem Aufstieg warnten. Spät am Tage erst erreichten die Beiden den Pas du Diable. Neuschnee und Lawinengefahr machten weiteres Fortkommen unmöglich und nötigten zum Abstieg. Nebel und einbrechende Dunkelheit zwangen sie zu kaltem Biwak an exponierter Stelle. Sturm und wolkenbruchartiger Regen überfielen sie; von den Felsen stürzten Bäche und große Steine herab, die ihn mehrfach am Kopf verwundeten. Dann kam der Schnee und eisige Kälte. Um nicht einzuschlafen, blieben sie die ganze Nacht auf den Beinen und in Bewegung. Durch Blutverlust und Nahrungsmangel geschwächt, verlor er das Bewußtsein; sein Freund schleppte sich in der ersten Morgendämmerung etwas weiter, bis die beunruhigten Sennen ihn bemerkten und holten und, nach einigen Stunden erst, auch bis zu Haegler gelangten. Sie fanden ihn steif gefroren

und trugen ihn, ihrer sechs, ohne ihn wieder zum Leben erwecken zu können, in einer Decke nach den Hütten hinunter. Abends vier Uhr endlich erwachte er zum Bewußtsein, erholte sich dann aber so rasch, daß er am nächsten Morgen, mühsam zwar, zu Fuß ins Tal steigen konnte.

Am darauffolgenden Sonntag bemerkte er in der Kirche, daß er an einem Ohr nicht mehr deutlich hörte. Die Gehörschwäche, deren Natur von jedem Spezialisten — er konsultierte nachgerade die bedeutendsten des Kontinentes — anders beurteilt, von allen aber für unheilbar erklärt wurde, hat sich dann im Verlauf der Jahre, vorerst langsam, noch verstärkt, ist später aber glücklicherweise fast stationär geblieben. An dem einen Ohr trat nahezu Taubheit ein; am andern hörte er nach Aussage der Otologen noch $^1/_{90}$ des normalen Minimums. Daß dieser Befund ihm schwere Sorgen und Kämpfe verursachte, läßt sich denken. Der drohende Verzicht auf eine Menge von Genüssen und Anregungen erschien noch erträglich; aber der Gedanke, daß der Verlust des Gehörs die Ausübung der ärztlichen Praxis hindern und ihm den Verkehr mit Patienten unendlich erschweren werde, daß er darum vielleicht den erwählten Lebensberuf aufgeben und gegen irgend einen andern vertauschen müsse, war ihm wie ein Todesurteil und versetzte ihn in düstere Stimmung.

Dennoch fügte sich's, daß er der Medizin treu bleiben durfte. Vorläufig hinderte ihn die besonders linksseitig nur sehr langsam zunehmende Schwerhörigkeit nicht wesentlich in seinen Studien, sodaß er diese im ganzen getrost fortsetzen und, seinem Temperament und romantischen Zuge folgend, die Studienjahre sogar fröhlich genießen konnte. Obgleich einst eifriges Mitglied der Pädagogia, trat er keiner Studentenverbindung bei, auch der Zofingia nicht, unter deren Mitgliedern er viele persönliche Freunde zählte. Eine Verbindung, deren Farbenbrüder nicht unter Umständen für einander auch mit der blanken Waffe einträten, entsprach seinem damaligen Ideal nicht. Wider den Willen der

Eltern einem Corps sich anschließen mochte er nicht. Und so hielt er sich, fern von festen Vereinigungen, zu einem kleinen Kreis von Freunden, welche sich zu gemeinschaftlicher Erholung und zur Pflege sportlicher Uebungen, Fechten und Fußballspiel, zusammenfanden, unter Anleitung von Carl Spengler aus Davos. Später hat er seine Ansichten modifiziert und es öfters bedauert, daß er der Zofingia nicht angehört habe. Und ebenso, daß er, wesentlich jenem romantischen Studentenleben zulieb, das Sommersemester 1882 in Tübingen verbrachte, vor der Beendigung seiner propädeutischen Studien, welche dadurch nicht gefördert wurden.

Als er nach zwei weiteren, in Basel absolvierten Semestern im Herbst 1883 die propädeutische Prüfung bestehen wollte, welche damals noch die Fächer der Botanik, Zoologie, Chemie, Physik, Anatomie und Physiologie umfaßte, mißglückte sein Vorhaben. Er hatte die letzte Zeit vor dem Examen in gesundheitlich so unsinniger Weise verbracht, in unausgesetzter Tages- und Nachtarbeit, daß er in einem Hauptfach, der Physik, auf die einfachsten Fragen in völliger Denk-Unfähigkeit nicht mehr Bescheid wußte.

Während des Wintersemesters 1883/84 war er Volontärassistent am anatomischen Institut, füllte nebenbei seine Lücken aus und bestand dann im Frühjahr 1884 das Propädeutikum in ehrenvoller Weise.

Die nächstfolgenden drei klinischen Semester verbrachte er wieder in Tübingen, wohin ihn diesmal, mehr als das reizvolle Studentenleben, die vorzüglichen akademischen Lehrer zogen, der Interne Liebermeister, der Chirurg v. Bruns, der pathologische Anatom Ziegler, der Gynäkologe Saexinger und endlich Jürgensen für Poliklinik und Arzneimittellehre. Ihre Art, Klinik abzuhalten und zu lehren, befriedigte ihn im höchsten Maße. Sie hielten darauf, die einzelnen Studenten persönlich kennen zu lernen und sie baldmöglichst im Denken, Beobachten und Handeln selbständig zu machen. Dem Praktikanten wurde

der Patient, der in der Klinik vorgestellt wurde, ganz übergeben zur weiteren selbständigen Beobachtung bis zu seinem Austritt aus der Klinik oder bis zum Tod. Jederzeit mußte bei Veränderungen des Zustandes der Praktikant in der Klinik darüber berichten können; bei den wöchentlichen großen Visiten hatte er am Krankenbett über die Beobachtungen der vergangenen Woche zu referieren. Nicht selten hatte er während eines Semesters in den verschiedenen Kliniken zusammen bis zu zehn Patienten unter eigener selbständiger Beobachtung. Dabei konnte einer mehr lernen, als ihm auf irgend einer größeren Universität möglich gewesen wäre.

Die studentische Fröhlichkeit kam neben solcher ernsthaften Arbeit gleichwohl nicht zu kurz: in der Schweizergesellschaft „Helvetia" war reger freundschaftlicher Verkehr; es wurde gefochten, geschwärmt und gesungen, die schöne Umgebung durchwandert, am Himmelfahrtstag Schloß Lichtenstein und die Nebelhöhle besucht, und das altberühmte Volksfest mitgefeiert; in den Sommerferien auf Floß oder Ruderboot von Heilbronn den Neckar hinuntergefahren bis nach Heidelberg und mit den dortigen Schweizern den Rhein hinab bis nach Köln; in den Winterferien ausgeflogen nach Ulm, Nürnberg, Erlangen, München.

Im Frühjahr 1885 war er wieder in Basel, und da eben eine Pockenepidemie herrschte und es an Aerzten fehlte, übernahm er für einige Wochen die Leitung eines Pockenspitals in Birsfelden. Vom September 1885 bis zum Mai 1887 war er als Unterassistent im Bürgerspital beschäftigt, zuerst ein halbes Jahr auf der internen Abteilung bei Prof. Immermann, die übrige Zeit auf der chirurgischen bei Prof. Socin, und hier zeitweise als stellvertretender Assistenzarzt, der bereits selbständig operieren durfte. Es war für ihn eine sehr nützliche, aber außerordentlich anstrengende Zeit: neben seinen vermehrten Spitalfunktionen hatte er noch einen

Kurs für Missionszöglinge abzuhalten und den ordentlichen Kurs für Sanitätsrekruten, sodaß er oft kaum für zwei bis drei Stunden ins Bett kam.

Schon in seinen ersten klinischen Semestern zog ihn die Chirurgie besonders an. Zum Teil wirkte dabei wohl die Freude an manueller Tätigkeit mit, da er zu solcher von Kind auf besondere Geschicklichkeit hatte. Zum Teil imponierten ihm, wie jedem Laien, die eklatanten Erfolge, welche bei der Chirurgie mehr hervortreten und kontrolliert werden können, als beim Wirken des internen Mediziners. Später erkannte er immer mehr, daß die hohe Stellung, welche die Chirurgie in den letzten Dezennien erhalten hat, darin begründet sei, daß sie für die Praxis der universellste Zweig der Medizin geworden ist. Da es kein Organ mehr gibt, das nicht chirurgische Hilfe erfordert, so muß der Chirurg in der Pathologie der innern Organe mindestens so beschlagen sein wie der Interne. Seine Diagnostik muß fast noch schärfer und sicherer sein; trägt er doch die Verantwortlichkeit für die richtige Diagnose in erhöhtem Maße, indem er bestimmt, ob ein operativer Eingriff soll vorgenommen, oder unterlassen werden.

Die Unterassistentenzeit bei Socin wirkte entscheidend auf Haeglers Pläne: er wollte Chirurg werden aus Neigung, und darin bestärkte ihn noch die Erwägung, daß seine Gehörschwäche in diesem Spezialfach ihm weniger hinderlich sein werde, als in Ausübung der inneren Medizin. Das ist ihm später freilich als Irrtum erschienen, weil die Untersuchungsmethoden bei beiden Spezialdisziplinen genau dieselben seien, und der Chirurg z. B. mindestens dieselbe Fertigkeit haben müsse im Perkutieren und Auskultieren, wie der Interne.

Damals trat Haegler in ein freundschaftliches Verhältnis zu Carl Garré, den Prof. Socin zu seinem Privatassistenten gemacht hatte, und zwar speziell für Bakteriologie. Die Bedeutung dieser neuen Disziplin für

die Chirurgie, wie für die Medizin überhaupt, hatte Socin frühzeitig in ihrem vollen Umfang erkannt, und da die Verwaltung des Bürgerspitals die Schaffung einer Assistentenstelle und eines Laboratoriums für Bakteriologie damals noch nicht bewilligen wollte, so liess Socin den jungen Garré, welcher schon bei Prof. Kocher in Bern Bakteriologie getrieben hatte, als Privatassistenten nach Basel kommen und richtete ihm ein bakteriologisches Laboratorium ein in einem Seitenflügel seiner eigenen Privatwohnung.

Hier arbeitete nun Haegler öfters aus eigener Initiative, während er weiter als Unterassistent tätig war und, unmittelbar vor dem Staatsexamen, zwei Monate den Assistenzarzt der geburtshilflich-gynäkologischen Klinik von Prof. Fehling zu vertreten hatte. Die notwendige Körperbewegung, deren er bedurfte, um sich in dieser arbeitsreichen Zeit leistungsfähig zu erhalten, verschaffte er sich durch Reiten, meist in frühen Morgenstunden.

Am 7. Dezember 1887 erhielt er, nach wohlbestandener Staatsprüfung, das Diplom eines praktischen Arztes. Von einem folgenden Erholungsaufenthalt an der Riviera, den er auf mannigfachen Ausflügen zu Fuss oder zu Pferd von Nizza aus in die nähere und fernere, malerisch schöne Umgebung in vollen Zügen genoss, wurde er schon im Januar 1888 heimgerufen durch ein Anerbieten von Prof. Socin, ihm in Basel die Stelle Garré's zu übertragen, welcher eine Berufung nach Tübingen angenommen hatte. Nachdem ihm zugleich eine besoldete Stellung im Spital als Leiter der Poliklinik, sowie in absehbarer Zeit diejenige eines ersten Assistenzarztes und Stellvertreters des Oberarztes auf der chirurgischen Abteilung in sichere Aussicht gestellt wurden, nahm er diesen Vorschlag an auf Ende März 1888, und warf sich nun mit voller Energie auf bakteriologische Arbeiten und pathologisch-anatomische Untersuchungen für die chirurgische Klinik und für Socin privatim. In den ersten Jahren während dieser Tätigkeit hat er öfters des Nachts das Bett

gar nicht aufgesucht, sondern höchstens im Stuhl sitzend eine Stunde geruht. Ein Austritt um 6 Uhr morgens, dann ein Bad oder eine Douche, und abends nach 7 Uhr ein Tennis-Spiel genügten, um ihn frisch und leistungsfähig zu erhalten. Während er anfänglich noch im Elternhause wohnte und seine Mahlzeiten einnahm, bezog er später ein Schlafzimmer in dem Seitenflügel von Socins Wohnung, welcher auch das Laboratorium enthielt, und begnügte sich mit seltenen und unregelmäßigen Mahlzeiten. Es war das für ihn eine wundervolle Zeit, je mehr seine innere Selbständigkeit in der Bakteriologie zunahm. Er sah so viel brach liegendes Feld vor sich, und die Forschertätigkeit im Laboratorium befriedigte ihn mehr als alles, was er bisher getrieben hatte. Daneben gab ihm die chirurgische Poliklinik, die er zu leiten hatte, reiche praktische und wissenschaftliche Anregung. Die Frequenz nahm so rasch zu, daß dem Institut in einem der Straße anliegenden Nebengebäude eine Anzahl von Zimmern mußte eingeräumt werden. Er wurde, sowie die betreffende Stelle vakant war, erster Assistenzarzt und konnte oft selbständig operieren, hatte auch die Narkosen oder eventuell die Assistenz in Socins Privatklinik zu besorgen.

Als auf Socins Antrieb dem Bürgerspital das bakteriologische Institut eingegliedert, und in den unterirdischen Räumen des sogen. „Merianflügels“ ein „ideales“ Laboratorium für dasselbe eingerichtet wurde, wuchs für Haegler mit der vermehrten Arbeit zugleich die Genugtuung und Freude an ihr. Und da für die Poliklinik bald ein Assistent nötig wurde, bekam er an diesem auch einen Schüler und Helfer im bakteriologischen Laboratorium.

An seinem Chef, Prof. Socin, hing er mit unbedingter dankbarer Verehrung. Das eigentlich freundschaftliche Verhältnis zu ihm, das sich mehr und mehr herausbildete, tat seiner Achtung und seiner Unterordnung gegenüber dem seltenen Manne nicht den mindesten Eintrag. Noch mehr als der wissenschaftliche Chirurg, der formvollendete Schrift-

steller, der vorzügliche und elegante Techniker, imponierte ihm der Mensch Socin, mit seiner schönen Erscheinung, seinen gewinnenden Umgangsformen, seiner Kunst geistvoller Unterhaltung, seinem feinen Humor und liebenswürdigen Sarkasmus, seinem ritterlichen Wesen, seiner glänzenden Gastfreundschaft, seiner vornehmen Gesinnung. Offenbar fand Socin an dem vielseitig begabten, strebsamen und brauchbaren gewissenhaften jungen Manne, den er öfters auf seine Jagden mitnahm und zu Tische lud, und dem er sein Vertrauen schenkte, viel Wesensverwandtes nach mancher Richtung hin. Seine etwas „großherrliche" Eigenart hat auf den ihm unbedingt ergebenen langjährigen Jünger unwillkürlich abgefärbt, mehr als dieser wohl merkte.

Neben der Befriedigung, welche diese reiche Gegenwart ihm bot, schlich als unheimlicher Schatten die Sorge um die Zukunft. Die Schwerhörigkeit nahm so zu, daß sie die Möglichkeit einer akademischen Karriere, zu der Haegler durchaus qualifiziert war, in Frage stellen mußte, nach Socins Urteil. Deshalb zögerte er auch immer wieder, sich zu habilitieren. Und doch mußte er für seine künftige Lebensstellung irgend einen Entschluß fassen. Da er regelmäßige Kurse für Missionszöglinge abzuhalten hatte, dachte er vorerst daran, in den Dienst der ärztlichen Mission zu treten und speziell die Tropenkrankheiten zu studieren. Der Entschluß zur Heirat aber machte diesen exotischen Plänen ein Ende.

Er befaßte sich auch etwa mit dem Gedanken, zusammen mit Freunden eine Privatklinik zu gründen. Verschiedene Projekte dieser Art zerschlugen sich aber noch vor einem Versuch, sie auszuführen.

Inzwischen wurde ihm immer klarer und gewisser, daß nur die akademische Karriere, auch wenn er dabei von vornherein auf ein Ordinariat verzichten müsse, seinem Drang nach wissenschaftlicher Tätigkeit, hauptsächlich im Laboratorium, entspreche, allerdings nur in Verbindung mit Beobachtungen am Krankenbett.

Er promovierte deshalb den 9. März 1889 zum Doctor med. et chir. mit einer Dissertation über „Behandlung der Harnröhrenverletzungen und ihrer Folgen", und wurde am 8. Februar 1893 zum Privatdozenten für Chirurgie und Bakteriologie ernannt. Seine Habilitationsschrift betraf „Die chirurgische Bedeutung des Staubes"; im Fakultätsexamen hatte er zu reden über „Narcotica und Anaesthetica"; die öffentliche Habilitationsvorlesung in der Aula hielt er am 18. Juli 1893 über „Die Bedeutung des Wundstarrkrampfes für die Lehre von der Immunität".

Großen Eindruck machte ihm während dieser Zeit das Eisenbahnunglück in Münchenstein am 14. Juni 1891. Er war als einziger Arzt im Spital zurückgeblieben, während die anderen alle an die Unglücksstätte hinauseilten, und etwa 70 Verwundete und Sterbende nun in den Spital gefahren wurden und hier sollten operiert und verbunden werden. Da hatte er denn alle Hände voll zu tun, bis gegen Abend Socin und die Aerzte aus Münchenstein eintrafen, bedauernd, daß sie dort wenig hatten helfen können, während sie im Spital nötiger gewesen wären. Erst lange nach Mitternacht waren endlich alle Verwundeten versorgt. Am folgenden Tag begleitete er Socin zur Orientierung für die spätere ärztliche Expertise nach Münchenstein, wo die Toten in einer Scheune aufgebahrt waren. Ein schauerlicher Anblick, dessen Eindruck ihm unvergeßlich blieb und ihm eine Vorstellung gab von den Schwierigkeiten, welche den Chirurgen in einem Krieg erwarten.

Am 4. Juli 1894 verheiratete er sich mit Fräulein Emilie Passavant, nachdem die beiden seit längerer Zeit einander kennen gelernt hatten, und die Zuneigung der jungen willensstarken Braut durch alle Bedenken nicht zu erschüttern war, welche, bei seiner voraussichtlich zunehmenden Schwerhörigkeit und bei der Ungewißheit seiner davon bedingten künftigen inneren und äußeren Lebensgestaltung, sich aufdrängen mußten.

Haeglers Stellung im Spital konnte nicht geändert

werden; doch suchte ihm Socin zu vermehrter Selbständigkeit zu verhelfen durch Gewährung einer persönlichen Nachmittagssprechstunde, welche hauptsächlich von unfallversicherten verletzten Arbeitern frequentiert wurde. Viel zu tun gab ihm die 1898/99 geplante und durchgeführte Erstellung des neuen Operationsgebäudes im Bürgerspital, dessen Bezug Prof. Socin leider nicht mehr erleben durfte. Sein am 22. Januar 1899 nach kurzer Krankheit erfolgter Tod war für Haegler ein tiefgreifender Schmerz und Verlust, auch für seine künftige Lebensstellung bedeutsam. Obgleich er, da der neue Ordinarius und Nachfolger Socins seine angebotene Demission nicht annahm, vorläufig als Assistenzarzt weiter funktionierte, fühlte er sehr wohl, daß das Verhältnis eines alten Assistenzarztes zu einem jungen Ordinarius auf die Länge unhaltbar sei. Als er im Dezember 1900 zum Extraordinarius ernannt wurde und im Januar 1903 den Lehrauftrag für „allgemeine Chirurgie" erhielt, versuchte er darum, eine dauernde selbständige Stellung im Spital dadurch zu gewinnen, daß ihm neben der Leitung des bakteriologischen Laboratoriums eine kleinere Spitalabteilung zur Besorgung überlassen und zugesichert würde. Und als dies statutengemäß ihm nicht konnte bewilligt werden, blieb ihm nichts anderes übrig, als sein bisheriges Anstellungsverhältnis aufzulösen und dem Spitalpflegamt am 10. Februar 1903 sein Entlassungsgesuch einzureichen und sich der chirurgischen Praxis zuzuwenden, für die er durch eine achtzehnjährige Tätigkeit im Bürgerspital, seine Unterassistentenjahre eingerechnet, allerdings vorzüglich ausgebildet war.

Die erste Voraussetzung hiezu aber war eine Privatklinik. Eigene und fremde Beobachtungen überzeugten ihn, daß durch Umbau eines Privathauses nie ein allen berechtigten Anforderungen genügendes Krankenhaus zu erreichen sei, und daß ein solcher Umbau überdies finanziell kaum weniger kostspielig ausfalle, als ein zweckmäßiger Neubau. Er entschloß sich daher im März 1903, einen solchen

zu wagen, als gerade durch Todesfall ein außerordentlich geeignetes Grundstück in der Nähe seiner Privatwohnung am Petersgraben käuflich wurde, ein Teil des früheren „Andlauerhofes". Nach seinen sorgfältigen Skizzen sind die Pläne für den Neubau von der Firma Romang & Bernoulli ausgearbeitet worden. Um fruchtbare Erfahrungen für Einzelheiten des inneren Ausbaues und der zweckmäßigsten modernen Einrichtung zu sammeln und zugleich noch etwas von der Welt zu sehen, unternahm er vom August bis zum Oktober 1903 eine große Reise, welche ihn durch verschiedene Städte Deutschlands, Oesterreichs, Rußlands, Schwedens, Dänemarks und Hollands führte und ihm viel Gewinn und Genuß brachte. Im Sommer 1903 wurde mit dem Bau der Klinik begonnen, im Oktober 1904 der Betrieb eröffnet. Um sie zu sichern vor allfälliger Schädigung durch Neubauten in der Nachbarschaft, wurde 1911 noch ein anstoßendes Grundstück erworben und in einen stilvollen Garten umgewandelt, der von allen Insaßen sehr geschätzt ward. Nach einigen Jahren hatte die „Andlauerklinik", wie sie genannt wurde, einen guten Namen in der ganzen Schweiz. Zahlreiche Kollegen besuchten sie, um feste Richtpunkte für eigene Unternehmen zu bekommen; mehrere kopierten Haus und Einrichtung ziemlich genau und ließen durch ihre Architekten alles abzeichnen und ausmessen.

Was aber diesem Institut die Anerkennung stets weiterer Kreise erwarb und erhielt, war vor allem der Geist, welcher die Behandlung und Pflege der Patienten durch das gesamte Anstaltspersonal beseelte, beim dirigierenden Arzt, wie bei den Pflegerinnen und bei der Leiterin des Haushaltes. Haegler hatte bei Beobachtung der Krankenfürsorge in großen öffentlichen und kleinen privaten Spitälern oft den deprimierenden Eindruck, daß ihre moralische Seite vielfach vernachlässigt werde. Er äußerte sich darüber selber so: „Der Patient wird da nur eine Nummer; er stellt nicht mehr eine Individualität vor, sondern einen „Fall". Und doch ist im

Menschenleben zu keiner Zeit die Hebung der Psyche und das Hervorheben und Pflegen der Individualität so dringend notwendig, wie in kranken Tagen. Die Degradierung zur Nummer wird unterstützt durch die schablonenmäßige, kritiklose und nüchterne Art, in der besonders in chirurgischen Kliniken die Krankenzimmer eingerichtet werden. „Aseptisch“ galt die Stube, wenn sie ganz kahl, mit grauer oder leicht blau getönter Farbe gestrichen war, und wenn das ganze, in der gleichen Farbe gehaltene Mobiliar aus Glas und Eisen bestand. Man glaubte unter solchen „staubfreien“ Verhältnissen den Kranken am besten geschützt vor dem Hinzutreten von Wundinfektionskrankheiten; als ob, bei einiger Sorgfalt, je ein Kranker in seinem Bett infiziert würde, und die Einpflanzung von Wundinfektionskrankheiten sich nicht vielmehr im Operationssaal vollzöge! — Wenn etwas die Oberflächlichkeit der Vorstellungen über Wundinfektionen, das automatenhafte Nachahmen von Einrichtungen, die einer schlechten Verdauung von allgemein chirurgischen Errungenschaften entsprungen sind, zeigen kann, so ist es die Einrichtung von Krankenzimmern in chirurgischen Kliniken. Die Räume, wo Menschen ihre schwersten Stunden verbringen müssen, und wo daher die Hebung ihrer Psyche besonders nötig wäre, gleichen Gefängniszellen mehr, als Wohnräumen.

Wollte ich selber Befriedigung haben von meiner Tätigkeit, so mußte mit dieser nüchternen Schablone radikal gebrochen werden. Selbstverständlich muß alles im Krankenhaus den Eindruck großer Reinlichkeit machen. Aber wenn man ein gutes Gewissen bezüglich der Aseptik der Hände und der Materialien im Operationssaal hat, so steht der Ausschmückung eines Krankenzimmers nichts entgegen.

In erster Linie müssen sowohl das Haus, als auch die Krankenzimmer den Eindruck des Spitalmäßigen verlieren. Schon das Haus bedarf äußerlich eines gewissen einfachen Schmuckes; jedenfalls muß es durch Architektonik, Farbe oder Pflanzenschmuck einen heitern, lebensfrischen Eindruck

hervorrufen. Auch der Eingangshalle und den Gängen soll der Charakter von sorgfältig und frohsinnig gehaltenen Privaträumen gegeben werden. Besonders aber muß das Krankenzimmer, geschmackvoll eingerichtet und dekoriert, einem privaten, individuellen Wohnraum gleichen.

Der leichteren Reinigung wegen habe ich auch in meiner Klinik von Tapeten abgesehen und die Wände mit Oelfarbe gestrichen, und zwar matt, damit nicht der Glanz die Augen beleidigt. Die Farben waren aber bunt, in allen, auch den lebhaftesten Nüancen, ohne daß sich je ein Kranker über die Buntheit beklagt hätte. Um bei den Patienten den Eindruck des Eigenen zu erhöhen, war jede Stube in Farbe und Dekoration von den andern verschieden. Bilder in einfachen Rahmen schmückten die Wände; sie stören die Reinlichkeit nicht, erhöhen aber erheblich die Wohnlichkeit und, darf wohl beigefügt werden, beschäftigen in wohltätiger Weise Gedanken und Einbildungskraft der Rekonvaleszenten. So habe ich in den Gängen und den Krankenzimmern über zweihundert, zum Teil recht gute Bilder aufgehängt. Auf das Mobiliar wurde eine besondere Sorgfalt gelegt. Von dem „aseptischen" Prinzip, Eisen und Glas, habe ich in den meisten Zimmern abgesehen, auch für die Betten. Hierzulande sind die Leute an Holzbetten gewöhnt, die sie gemütlicher und wärmer finden, als die Eisenbetten. Die meisten meiner Krankenzimmer erhielten daher Holzbetten, die, aus edleren Holzarten hergestellt, glatt gebohnt, mindestens so gut zu reinigen waren, als die eisernen. Blumen durften in den Krankenstuben nie fehlen; sie haben den Kranken schon begrüßt, wenn er die Stube betrat. Die Sorgfalt muß sich selbst auf die Kleinigkeiten ausdehnen; auch Blumenvasen und Waschtischgeschirr z. B. dürfen den Geschmack nicht verletzen. Eine solche Klinik darf nicht der Ort sein, wo die ausrangierten Gegenstände der Privatwohnung Verwendung finden; für den Kranken ist das Schönste und Beste gut genug. Das Essen soll besonders sauber und appetitlich auf

einfach, aber stilvoll dekoriertem Geschirr aufgetragen werden, genau so wie im Restaurant des besten Hotels.

Ich gebe zu, daß diese Maßnahmen zum Teil auch meinen eigenen ästhetischen Bedürfnissen Rechnung trugen. Ich wußte aber, daß das ästhetische Empfinden nie so leicht verletzlich ist, wie in kranken Tagen, wo die Moral darniederliegt, und ich weiß, daß ich mit diesen, scheinbar unwesentlichen Aeußerlichkeiten vielen Kranken schwere Stunden habe tragen helfen.

Wie die Einrichtung, so mußte auch der Betrieb dem Individualitätsgefühl des Kranken Rechnung tragen und es heben, soweit dies möglich war. Dazu gehört vor allem ein genügendes und tüchtiges Wartpersonal, so daß der Patient nie den Eindruck des Verlassenseins hat. Mein Prinzip, nur Wartpersonal aus den bessern Ständen zu beschäftigen, hatte verschiedene Gründe. Wenn sich Damen zur Krankenpflege entschließen, so spielt dabei das Interesse die Hauptrolle; denn bei andern Berufen, die weniger mühevoll sind und vielleicht auch weniger allgemeine Kenntnisse erfordern, ist die Bezahlung eine bessere, als in der Krankenpflege. Schwestern aus den besseren, gebildeten Ständen haben für die Seelenregungen und für alle Bedürfnisse der zum Teil verwöhnten Kranken ein größeres Verständnis, als Ungebildete, und können Wünsche und Bedürfnisse auch ohne Wort erraten. Bei Personal und Arzt muß der Kranke den Eindruck haben, daß er im Mittelpunkt des Interesses stehe, daß er die Aufmerksamkeit seiner Umgebung in erhöhtem Grade wachrufe. So wirken Nachtbesuche von seiten des Arztes auf die Psyche von Kranken, welche leiden, oft Wunder. Diese Hebung der Psyche, die Pflege des Individualitätsgefühls durch alle möglichen Mittel ist aber meines Erachtens ein wichtiger Teil der Therapie und ein nicht zu unterschätzender Heilfaktor. Die dankbare Anhänglichkeit meiner Patienten hat mir gezeigt, daß ich auf dem rechten Wege war.

Ich hatte das Glück, ein vorzügliches Personal um mich zu gruppieren, sodaß in der Klinik neben einem edlen Wetteifer ein selten froher Geist herrschte, und die Arbeit, auch wenn sie anstrengend war und viel Abnegation erforderte, zu einer rechten Freude wurde."

In diesem Sinne baute und besorgte Haegler seine Klinik. Von der ersten Zeit ihres Bestandes an stand ihm eine Schwägerin tatkräftig zur Seite, welche ihren Gatten plötzlich infolge eines Unfalles verloren hatte und nun in solcher regelmäßigen und hingebenden Arbeit innere Beruhigung und Befriedigung fand. Sie besorgte die Poliklinik, welche Haegler eingerichtet hatte, um stets Material für seine Kurse zu haben; sie assistierte oder instrumentierte bei Operationen, half und legte Hand an, wo es nötig war. Da er die ganze ärztliche Arbeit nicht allein bewältigen konnte und während allfälliger Abwesenheit einen Stellvertreter brauchte, half ihm ein chirurgisch ausgebildeter Assistent, der in der Nähe der Klinik wohnte und daneben in beschränktem Maße eigene Privatpraxis ausüben konnte. In den ersten fünf Jahren hatte Dr. Achilles Müller die Stellung inne, später, bis zur Liquidation der Klinik, Dr. Hans Meerwein. Befriedigung fand Haegler auch in der Ausbildung von Krankenpflegerinnen. Es waren stets zwei oder drei „Lehrschwestern" im Hause, welche praktische Anleitung durch die Oberin und die Stationsschwestern erhielten, theoretische in Kursen, welche der Chef selber oder sein Assistent erteilten. Die Lehrzeit betrug ein Jahr. Nach gründlichem Examen erhielt die Schwester ein Zeugnis über ihre Befähigung, auf Grund dessen sie leicht in andern Instituten Anstellung finden konnte.

Große Genugtuung verschaffte dem Leiter der Klinik, daß ein von Verwandten und dankbaren Patienten gestifteter und gemehrter „Freibettenfonds" ihm ermöglichte, Bedürftige unentgeltlich aufzunehmen und nötigenfalls mit zweckmäßigen Apparaten zu versehen. Eine unschätzbare Er-

leichterung des Klinikbetriebes wurde ihm zuteil durch die hochherzige Schenkung eines Automobiles, das, nach seiner Idee konstruiert, den schnellsten und schonendsten Krankentransport ermöglichte und zugleich mit Leichtigkeit so umzugestalten war, daß es auch zu privaten Spazierfahrten dienen konnte, das Nützliche und das Angenehme verbindend.

Diese etwas ausführliche Darstellung der Einrichtung und Entwicklung der „Andlauerklinik" mag ihre Entschuldigung darin finden, daß sie für Haegler eben sein Hauptlebenswerk und seine Lebensfreude gewesen ist.

Was seiner Wirksamkeit die höchste und allgemeinste Anerkennung verschaffte und eine einzigartige Bedeutung weit über Basels Bannkreis hinaus, das war eben die Art und Weise, wie er diese seine Privatklinik führte mit unbegrenzter Treue und Hingebung und mit wachsendem Erfolg. Ohne sie wäre seine Persönlichkeit undenkbar, und von seinem sonstigen Wirken kaum viel zu sagen. Denn seine akademische Tätigkeit (mit offiziellem Lehrauftrag für „allgemeine Chirurgie" seit 1903 und für „Unfallmedizin" seit 1913), welche von der medizinischen Fakultät und von allen Nachfolgern auf Socins chirurgischem Lehrstuhl geschätzt und öfters ausdrücklich anerkannt wurde, blieb seiner Schwerhörigkeit wegen auf die eines Extraordinarius beschränkt, obgleich seine Kollegen ihn stets als gleichgestellt respektierten und behandelten und ihm gelegentlich ihre Stellvertretung in der chirurgischen Klinik des Bürgerspitals übertrugen, und auch die Studenten seine wissenschaftliche Zuverlässigkeit, wie seine Lehrgabe und die Klarheit seiner Darstellung zu würdigen wußten. Von ausgedehnter schriftstellerischer Arbeit aber hielt ihn die anstrengende gewissenhafte Arbeit in seiner Privatklinik ab, sowie der Umstand, daß eine wissenschaftliche Frage, deren Lösung er einmal gefunden hatte, ihn nachher nicht mehr genügend fesselte, um ihn zu zeitraubender, sorgfältig abgerundeter Darstellung zu bewegen; lieber ging er sofort wieder neuen Fragen nach. Strebertum lag ihm

fern. Titel und äußere Ehren reizten ihn nicht; innere Befriedigung und Unabhängigkeit waren ihm die Hauptsache. Man mag unter Sachverständigen bedauern, daß darum manch eine Publikation unterblieb, für welche das Material ihm zur Verfügung stand, und welche vielleicht von Wert gewesen wäre. Immerhin hat er außer seinem Buche über „Händereinigung und Händeschutz" (1900) eine Reihe von etwa 55 kleineren Arbeiten gelegentlich in Vorträgen und Fachzeitschriften veröffentlicht, besonders über Tetanus, über Wundinfektion und Wundbehandlung, und etwa acht publizierte Schülerarbeiten sind unter seiner Anregung und Aufsicht entstanden. Ihre Aufzählung mag in einem allfälligen wissenschaftlichen Nachruf für Fachgenossen am Platze sein; hier aber verzichten wir darauf.

Die Tätigkeit in seiner chirurgischen Privatklinik war und blieb demnach bis an sein Ende seine Hauptleistung. Hier kam seine Persönlichkeit zur charakteristischen Entfaltung, nach ihrer wissenschaftlichen und technischen Befähigung, wie nach ihrer moralischen Kraft. Er selber sagte, darauf zurückblickend: „Jedenfalls hat mir die Klinik in überreichem Maße das geschenkt, was ich von ihr erhofft habe: innere Befriedigung, Anerkennung durch die Patienten, Anhänglichkeit des Personals und ausreichenden materiellen Erfolg. Ein Stachel im Fleische blieb mir allerdings die Unmöglichkeit, meine wissenschaftliche Laboratoriumsarbeit weiterzuführen. Die große innere Ruhe und das Glück des Forschens, wie ich es im Laboratorium genossen hatte, habe ich durch die Praxis nicht im gleichen Maß gefunden."

Seine fortwährende Inanspruchnahme durch die Berufsarbeit brachte es mit sich, daß er seiner eigenen Familie sich nicht so widmen konnte, wie er es gewünscht hätte, zu seinem eigenen Bedauern, denn er besaß einen, zum Teil schon ererbten starken Familiensinn. Vorerst eine tiefe Anhänglichkeit an Eltern und Geschwister. In den Aufzeichnungen aus seinen Krankheitstagen, da er unfreiwillige Muße im Ueber-

fluß fand zu beschaulichem Rückblick auf seine Vergangenheit und zu philosophierender Zergliederung aller Lebenserscheinungen, wie sie ihm Bedürfnis war, sagt er: „Wenn ich jetzt zurücksehe, so wird mir klar, daß die stärksten und solidesten Bande unter Blutsverwandten bestehen. Dabei ist es nicht das gemeinsame Blut oder die ähnliche psychische Organisation, was ihre Festigkeit bedingt; es sind vielmehr die gemeinsamen Erinnerungen. Ich sage ausdrücklich Erinnerungen, nicht etwa Erlebnisse. Denn es können Menschen zehn Jahre neben einander leben, ohne daß ihre gemeinsamen Erlebnisse sich zu Erinnerungen kristallisieren, weil der Eindruck dieser Erlebnisse nicht tief genug war. Im Kindesalter ist das Gehirn am meisten aufnahmsfähig; die Eindrücke sind am stärksten, und außerdem liegt auf ihnen der Jugendzauber. Je zahlreicher und je tiefer diese Erlebnisse sind, je mehr die Ereignisse, welche die Erinnerung wiedergibt, für die Entwicklung eine Rolle spielen, desto stärker und dauerhafter sind jene Bande. Deswegen sind die Bande der Blutsverwandtschaft die solidesten."

Nun, die Betätigung seiner Sohnes- und Bruderliebe hat unter seiner Berufsarbeit nicht leiden müssen. Periodische regelmäßige Zusammenkünfte aller Familienglieder zu gemeinsamer Mahlzeit und vertraulichem Gedankenaustausch versäumte er selten; nach des Vaters Tod empfand er's als seine Pflicht, sie nicht eingehen und die Geschwister nicht auseinandergehen zu lassen. Und die gelegentliche gegenseitige Hilfeleistung mit Rat und Tat, die aufrichtigste gegenseitige Teilnahme in Freud und Leid hat nie versagt, gebend und empfangend, bis an sein Ende.

Dagegen bedrückte ihn öfters das Gefühl, daß er, seiner Berufsarbeit wegen, mit seinen Kindern, drei Söhnen und einer Tochter, sich nicht so einläßlich beschäftigen konnte, wie er's gewünscht hätte. Seine anfangs ideale Häuslichkeit wurde überdies durch Kranksein seiner Frau vielfach gestört; die Kinder mußten zum Teil auswärts erzogen werden, und

das alles erschwerte ihm vollends einen intensiveren direkten Einfluß auf ihre Entwicklung. Er nützte gerne nach Möglichkeit besonders die Ferienzeiten aus, um auf gemeinsamen Wanderungen und Reisen seinen Jungen auch innerlich näher zu kommen. Und im Jahre 1909 erwarb er sich in Egerten bei Wollbach im badischen Schwarzwald ein kleines Landhaus, das der Familie als leicht erreichbare stille Zufluchtsstätte dienen sollte. Während seiner langen Krankheit hat er schließlich sich noch ganz besonders bemüht, jedem einzelnen seiner Kinder durch Wort und eigenes Beispiel heilsame Eindrücke und Anregungen zu hinterlassen.

Was ihm über die zahllosen Trübsale und Sorgen hinüberhalf, war, neben dem energischen Willen, obzusiegen, und neben der verständnisvollen Teilnahme und Hilfe seiner Anverwandten, auch der Familie seiner Frau, die rastlose Tätigkeit in seiner Klinik. Hier fühlte er sich in seinem Element, und kam seine Seele immer wieder in Gleichgewicht und Ruhe. Ueberdies fand er, bei vielseitiger Begabung, immer wieder ein Interesse an Dingen, welche außerhalb seines Berufskreises und Alltagslebens lagen. Er pflegte solche Interessen mit Absicht; nicht nur weil es seinen Neigungen entsprach, sondern weil er davon eine wohltätige Erfrischung seines Seelenlebens verspürte, eine Stärkung der Spannkraft zur Wiederaufnahme des ihm verordneten Kampfes. Er empfand oft wirkliche Lebensfreude, welche aus Depressionen ihm heraushalf, so daß er ein anregender und unterhaltender Gesellschafter sein konnte und für seine Patienten aus den mannigfaltigsten Gesellschaftskreisen ein verständnisvoller und willkommener Arzt, weil er in ihre Gedankenwelt einzugehen wußte, als Mensch ihnen sympathisch war und schon durch seinen Umgang wohltuend und ermunternd auf ihr Gemütsleben einwirkte, den Lebenswillen anregend.

Vor allem war und blieb ihm das Wandern im Gebirge eine eigentliche Erfrischung. Von Zeit zu Zeit, und gerade wenn depressive Momente sich geltend machten, über-

fiel ihn ein fast krankhaftes Heimweh nach den Bergen. Noch auf seinem Todbette reizte es ihn, eine Erklärung dafür zu suchen, und er schrieb darüber: „Was zog mich denn so zu den Bergen hin? Der Genuß des Landschaftsbildes spielte natürlich eine Rolle; aber in den Bergen empfand ich diesen Genuß für sich allein kaum intensiver als im Tal. Es fällt dabei allerdings ins Gewicht, daß in den Bergen der Naturgenuß erkämpft werden muß. Eine Bergbesteigung ist immer ein Examen, das man sich selber ablegt zur Messung seiner körperlichen Kraft und Elastizität, der Ausdauer gegenüber äußeren Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, des Verzichtenkönnens auf ungehemmte Befriedigung von zum Teil eingebildeten körperlichen Bedürfnissen. Das Bewußtsein einer intakten körperlichen Leistungsfähigkeit und einer weitreichenden Willenskraft macht froh und wirkt wie ein Jungbrunnen. Zweifellos war dies imstande, den Zug zu den Bergen einigermaßen zu erklären; es genügte aber nicht. Immer mehr lernte ich erkennen, daß bei mir ein anderes Moment noch wesentlicher war: das Große, Unmeßbare wirkte reinigend auf das Gemüt. Angesichts der unbeschreiblichen, fast erdrückenden Pracht und Majestät der Hochgebirgswelt wurde ich von vielen Schlacken gereinigt, und immer mehr fiel das Kleinliche von mir ab. Ich lernte wieder größer und ruhiger denken; die meisten meiner Sorgen erschienen mir nichtig und unbedeutend, und ich merkte, daß ich von den Bergen nicht nur erfreut und erfüllt von all diesen Schönheiten, sondern auch besser ins Tal hernieder kam. Die Stimmung war für mich deshalb meist feierlich, wie ich sie in einer Kirche empfand, und ich war mir bewußt, daß ich in den Bergen nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich Gott näher gestanden bin. Sehr wohltuend wirkte dabei das Gefühl des Alleinseins; lärmende Unterhaltung empfand ich als störend. Die große Stille und die Einsamkeit gehören dazu für den, der den Zauber des Hochgebirges ganz empfinden will."

Eigentliche Rekordleistungen beabsichtigte Haegler nicht; doch hat er eine Reihe von recht ansehnlichen Besteigungen ausgeführt, und es war ihm keine geringe Genugtuung, daß er bis zum Beginn seiner Krankheit leistungsfähiger war nicht nur als Gleichaltrige, sondern auch als Jüngere, ohne daß ihn je Ermüdung um den Genuß seiner Wanderungen gebracht hätte. Am meisten Eindruck hat ihm immer das Engadin gemacht, und zwar sowohl im Sommer-, wie im Winterkleid.

Seiner Erholung dienten ferner von jeher die verschiedensten sportlichen Betätigungen: Turnen, Fechten, Football, Cricket, Lawn Tennis, Reiten. Allseitigste Ausbildung aller leiblichen und geistigen Fähigkeiten galt ihm als menschliches Ideal. So pflegte er, besonders während seiner Gemeinschaft mit Prof. Socin, auch mit Eifer und gutem Erfolg die Jagd auf allen Gebieten, indem er öfters von Freunden und Bekannten in ihre Jagdreviere eingeladen wurde, selbst zur Hochwildjagd in den Alpen. In welchem Sinne er auch diesem Sport oblag, zeigen einige seiner Aeußerungen, welche hier wohl eine Stelle finden dürfen.

„Am schönsten erschien mir die Pirsch auf den Rehbock. Auch da war übrigens die Genugtuung nicht abhängig von der Beute. Allerdings wenn nach einem längeren Pirschgang, oder nach einem schwierigen Beschleichen des Wildes der Schuß abgegeben wird, und der Bock im Feuer zusammenbricht, so schwellt ein Gefühl des Triumphes die Brust; aber im allgemeinen war für mich die „Vorfreude" fast größer: das unter Umständen schwierige Aufsuchen des Wildes in allen seinen Schlupfwinkeln, das Beobachten des Tierlebens und nicht zuletzt der Naturgenuß, der damit verbunden ist. Es beschleicht einen ein feierliches Gefühl, wenn man leise durch den stillen, menscheneinsamen Wald wandert mit spähenden Augen, welche schärfer sind für die Vegetation und für das reiche Tierleben, als bei gewöhnlichen Spaziergängen. Wenn dann langsam der Abend einfällt, und die Nacht mit

ihren ersten Schatten alle harten Konturen verwischt, so überkommt einen das Gefühl einer Ruhe, wie ich sie sonst nur im Hochgebirge empfunden habe."

Oder: „Als ich oberhalb von Langen am Arlberg an einem prächtigen Morgen in luftiger Höhe auf einer Felszacke saß und einen Gemsbock erwartete, der mir von unten hätte sollen zugetrieben werden, erhob sich kaum sechzig Meter von mir aus den Felsen ein Adlerpaar. Reflektorisch lag eine Sekunde später die Büchse an der Wange. Der Adler schwebte mehrere Minuten lang über mir; ich sah jede Einzelheit genau, hauptsächlich auch die scharfen Augen, mit denen er mich längere Zeit musterte. Immer noch zielte ich, und der Schuß wäre bei dieser Nähe ein leichter gewesen. Ich hatte aber nicht den Mut, loszudrücken; das Bild war so groß und ergreifend, daß ich es nicht über das Herz gebracht hätte, durch einen Schuß den mächtigen Eindruck zu stören oder zu verkürzen."

Den größten und eindrücklichsten Genuß empfing Haegler vom Skisport, den er erst im März 1906 kennen lernte, als der ihm befreundete Prof. Killian ihn einlud, die Fastnacht-Ferientage mit ihm auf dem Feldberg zuzubringen. Mit der ihm eigenen Begeisterung erfaßte er sofort den Reiz dieser Kunst und ließ nicht nach, bis er, trotz seiner Jahre, sie so weit beherrschte, daß sie ihm Genuß bot, und er hinfort jede Gelegenheit und freie Zeit benützte, sich denselben zu verschaffen. „Einen einzigartigen Zauber hat das Hochgebirge", — sagt er — „mit seinen ungeheuren Schneemassen, mit seiner Wintersonne, die alle Farben verstärkt und der Landschaft eine festliche Note gibt, die tüchtig wärmt und doch nicht belästigt. Und wie anregend wirkt die reine, staubfreie Luft! Dabei die weiche, gleitende Fortbewegung auf den Skis, ohne Erschütterung, wie sie harte Schritte bei Sommerwanderungen hervorrufen! Erst mit den Skis ist das winterliche Hochgebirge erschlossen worden. Wie herrlich ist es, in stillen Tälern oder auf Höhen durch die unberührte Schnee-

decke die erste Spur zu ziehen! Nie habe ich das Einssein mit der Natur so köstlich empfunden, wie in solchen Stunden; aber auch nie so das Erhabensein über alle Trivialität, über das Abgenützte, Geringe, Niedrige. Und endlich die Wonnen der Abfahrt, mit dem Eindruck des Fliegens, des seligen Losgelöstseins von aller Erdenschwere! — Neben den großen Fahrten den Höhen zu, von denen man in köstlichen langen Abfahrten jauchzend wieder dem Tal zufliegt, gehören zu den schönsten Erinnerungen kleine Abendfahrten, zum Teil durch den Hochwald, wo man, selber schon im Dunkel stehend, zwischen den Stämmen die von den letzten Sonnenstrahlen farbig beleuchteten Schneespitzen durchschimmern sieht, während im Tal, wo schon die Schatten des Abends liegen, ein Lichtlein nach dem andern aufblitzt und aus der gleichmäßigen weißen Decke besonders lebhaft leuchtet. Und schließlich die Abfahrt mit all dem Zauber der Ueberraschungen, die abendlich verwischte Terrainwellen schaffen!"

Uebrigens fühlte er sich jeweilen durch einige Tage solchen Wintersportes nicht nur seelisch gehoben, sondern auch körperlich und geistig besser erholt, als durch längere „Sommerferien", wohl hauptsächlich dank der reinen Luft und dem Einfluß der Sonne.

Das poesievolle Empfinden und die sichere plastische Darstellung, wie sie in derartigen Schilderungen sich kundtun, zeigen wohl, daß Haegler selber eine künstlerische Begabung besaß. In jüngeren Jahren hat er gelegentlich in dekorativen Zeichnungen und kleineren Dichtungen sich mit Geschick versucht. Als er meinte, seines Gehörleidens wegen von der medizinischen Laufbahn abgehen zu müssen, dachte er etwa daran, Goldschmied werden zu wollen. Später aber, als er in seinem Berufe festgewurzelt war, spürte er, daß dieser seine volle Kraft fordere, und verzichtete auf eigene künstlerische Produktion. Doch blieb ihm die rezeptive Freude an der Kunst bis ans Ende eigen, so sehr, daß er noch auf seinem Todbette den höchsten Genuß darin fand, für Andere kleine

Kunstwerke als Andenken nach seinen Ideen anfertigen zu lassen.

Er hatte Verständnis für die verschiedenen Künste. Mit Dichtung und Literatur, auch französischer, blieb er vertraut. Den Genuß der Musik verschloß ihm zu seinem Bedauern die Schwerhörigkeit immer mehr. Um so leidenschaftlicher liebte er die bildende Kunst. Er erwarb sich auf diesem Gebiete durch eigene Beobachtung und Besuch der Gemäldesammlungen und Museen auf seinen mehrfachen, zum Teil ausgedehnten Reisen, wie durch Sammlung und Studium aller einschlägigen Publikationen ein bestimmtes und selbständiges Urteil, das er gerne begründete und rechtfertigte in dozierendem Vortrag, wie es seiner Neigung, seiner philosophierenden Denkweise, seinem durch die Schwerhörigkeit gesteigerten Innenleben entsprach. Auf Einzelnes einzugehen, würde hier zu weit führen.

Er liebte den Umgang mit Künstlern. „Es ist überhaupt auffällig," — schreibt er, — „wie die Mediziner mehr, als Angehörige anderer Berufe, Neigung haben, mit den Künstlern zu verkehren. Bei den gemütlichen Zusammenkünften der Künstlergesellschaft konnte es vorkommen, daß ein Drittel der Anwesenden und weitaus der größte Teil der Gäste überhaupt Mediziner waren. Die Erklärung für diese interessante Tatsache scheint mir in Folgendem zu liegen. Wenn einer, so muß der Mediziner außer seiner Kunst oder seinem Beruf einen kleinen Tempel in seinem Innern haben, wohin er sich von seiner Berufsarbeit zurückziehen und wo er sich erholen kann. Es gibt ja allerdings Mediziner, die restlos in ihrem Beruf aufgehen. Daß solche Aerzte oder ärztliche Lehrer die besten Fachleute sein können, sogar sein müssen, weil sie von ihrem Berufsweg auch nicht durch die kleinste Ablenkung abgezogen werden, ist zweifellos. Ich zweifle aber daran, ob diese Männer wirklich gute Aerzte sein können im umfassenden Sinn dieses Wortes. Es gehört etwas Phantasie und Menschenliebe dazu; es gehört dazu

der Trieb, sich in die Gedankenwelt, in die Wesensart der Andern hineinzuversetzen, und dies letztere ist wohl die Grundbedingung für einen guten Arzt. Dabei ist es denn nicht verwunderlich, daß die mit Phantasie begabten Mediziner hauptsächlich bei den Künstlern und speziell bei den bildenden Künstlern ihre Erholung suchen. Füllt doch beide auch in ihrem Beruf das Menschliche aus mit all seinen Licht- und Schattenseiten."

Am engsten schloß er sich an den Maler Hans Sandreuter an. Mit ihm reiste er im Frühjahr 1896 nach Florenz, im Auftrag des Komites für die auf den Herbst projektierte Böcklin-Feier, um Böcklin zu derselben einzuladen. Sandreuter bezweckte ferner, diesen zu porträtieren zur Herstellung einer Medaille. „Unvergeßliche Tage", schreibt Haegler, „haben wir dort verlebt. Wir wohnten in Florenz, zogen aber meist schon morgens zur Böcklin'schen Villa in Fiesole und haben öfters den ganzen Tag dort zugebracht, plaudernd, Boccia spielend oder Spaziergänge machend . . . . . Böcklin hatte damals seine Apoplexie hinter sich und ging wegen einer partiellen Lähmung des linken Beines etwas unbeholfen; ist aber dabei doch genau der knorrige Schweizer geblieben, der er vorher war, und der nicht den geringsten Eingriff in seine Selbständigkeit duldete. Es ärgerte ihn, wenn man, um ihm die Mühe zu ersparen, ihm den Boccia-Ball aufhob, oder durch irgend ein Wort oder eine Hilfeleistung sein Alter oder seine Invalidität zu berücksichtigen schien. Lange und oft verweilten wir in seinem Atelier, das vollständig kahl war, mit grauem Papier ausgeschlagen, ohne Schmuck, ohne Bilder, ohne Skizzen, kurz, ganz leer bis auf einen Glasschrank, wo er in kleinen Fläschchen seine Temperafarben aufbewahrte. Mit Stolz wies er Sandreuter drei neue Erdfarben vor, die er in der letzten Zeit gefunden hatte, und wohl eine Stunde lang demonstrierte er den Effekt dieser Farben in verschiedener Dicke, oder in ihrem Verhältnis andern Farben gegenüber. Längere Zeit debattierten die Beiden auch über die beste

Mischung der Temperafarben, ob Eiweiß und Eigelb, oder nur das eine den Farben beigemischt werden soll. Auf einigen Staffeleien sah man angefangene Bilder: einen Pan, der in der Sonne auf einem grünen Hügel sitzend die Nymphen des Waldes anlockt; einen rasenden Roland, wie er nackt mit einem Baumstamm sich der Philister erwehrt; die große Fassung der apokalyptischen Reiter. An einem Gestell hing Zaumzeug für ein Pferd, das einzige Requisit, das er für die apokalyptischen Reiter brauchte. Im übrigen malte er alles aus dem Gedächtnis; ich sah ihn selber auf dem Roland-Bild zwei Köpfe malen. . . . . Wenn man das Wesen Böcklins, speziell auch das der späteren Zeit, wo neben dem Ausgeglichenen, Abgeklärten, aber immer Lebenbejahenden, der gesunde Humor einen guten Platz einnimmt, übersieht, so kann man, bei genauerer Kenntnis seiner überaus komplizierten und schwierigen Familienverhältnisse, kaum verstehen, wie er die nötige Ruhe und das seelische Gleichgewicht gefunden hat, um so malen zu können. Meine Beobachtungen in Florenz gaben mir die Erklärung. In Böcklin lebten zwei Menschen: der Mensch in gesellschaftlichem Sinne und der Künstler. Der letztere war der mächtigere. Die kleinsten künstlerischen oder ästhetischen Reize genügten, um ihm das Reich der Phantasie oder der Kunst zu öffnen, zu dem der Gesellschaftsmensch mit seinen Sorgen keinen Zutritt hatte. Ich habe mehrmals bemerkt, wie er's vermochte, sich von allem, auch von den Menschen, die neben ihm saßen, von einem Augenblick zum andern abzuschließen und alles versinken zu lassen, was ihn im Reiche seiner Phantasie störte . . . . Wenn wir abends im Garten saßen und auf Florenz hinunterblickten, so konnte er mitten in einem Satz still werden; er schien irgend eine Stelle im Tal oder am Horizont zu studieren und war so versunken, daß er der Anrede nicht achtete, bis er plötzlich sich wieder am Gespräch beteiligte. — Schon äußerlich war er ein Mensch, den man nicht übersehen konnte. Er hatte einen der mächtigsten Köpfe, denen ich be-

gegnet bin, mit einem Gesicht wie aus Holz geschnitzt, klaren blauen Augen, von denen man, wenn sie einen trafen, den Eindruck hatte, daß sie durch und durch sehen. Das Gesicht behielt auch im Gespräch das monumental Ernste; aber selber voll Humor, war er auch für den Humor Anderer sehr zugänglich und quittierte mit einem klangvollen kurzen Lachen. . . . . . Er selber und das Leben dort haben mir einen tiefen Eindruck gemacht . . . . Mit einem Gefühl großer Bereicherung habe ich Florenz verlassen."

Viel Genuß und Förderung verdankte Haegler auch seinen Reisen. Er hatte den Eindruck, daß durch die Kenntnis des Lebens der verschiedenen Völker nicht nur das Interesse für diese gestärkt werde, so daß man bei Zeitungs- und Buchlektüre oder bei mündlichen Berichten sich in allen erwähnten Gegenden mehr oder weniger daheim fühle, sondern daß man durch solche Reisen auch die Leistungen anderer Völker besser werten, die Verhältnisse zu Hause wieder richtiger einschätzen und jedenfalls großzügiger denken und urteilen lerne.

So war Haegler eine charaktervolle, vielseitige Persönlichkeit geworden. Als Arzt imponierte er durch sein wohlerwogenes, klares und bestimmtes Urteil; beruhigte durch selbstbewußtes, sicheres Auftreten; erweckte Vertrauen durch sein bloßes Erscheinen am Krankenbett, wohlwollende Teilnahme und größte Gewissenhaftigkeit, wie bei der Operation, so auch bei der Nachbehandlung der Patienten. Als geistig lebendiger und gebildeter Mensch war er im Umgang überhaupt anregend und belebend. Er war es geworden, mit Willen und durch energischen Kampf gegen größere und kleinere Widerstände und Hindernisse, tägliche Widerwärtigkeiten und deprimierende Erlebnisse. Dabei kam ihm allerdings seine, von Natur und durch Selbstdisziplin starke körperliche Gesundheit und Leistungsfähigkeit sehr zu statten. Körperschädigungen durch Unfälle hat er zwar oft erlitten, doch meist überwunden ohne sich zu Bette zu legen und seine Berufsarbeit zu unterbrechen.

Da zeigten sich im Herbst 1913 die Anfänge des Leidens, welches ihn zum Tode führen sollte. Er sträubte sich zunächst, ihnen Bedeutung beizulegen. Als sie sich im Frühling 1914, wie er meinte infolge einer Influenza, verstärkten, konsultierte er im Juli einen Kollegen, der das Leiden für ein gutartiges, aber recht langwieriges erklärte. Dann kam der Krieg, und die erhöhte Tätigkeit, welche dieser für ihn mit sich brachte, ließ ihn die Störungen vergessen oder nicht beachten. Schmerzen und Beschwerden steigerten sich jedoch und wurden bald so charakteristisch, daß er im Oktober 1914 an der Diagnose eines Prostatacarcinoms keinen Zweifel mehr haben konnte. Angesichts der üblen Prognose auch bei operativer Therapie, sah er von einem operativen Eingriff ab. Andrerseits wußte er, daß das Leiden von sehr langer Dauer sei, und setzte alles daran, es seinen Angehörigen solange als irgend möglich zu verheimlichen, weil sie in jedem Falle noch lange genug darunter würden zu leiden haben. Wollte er seiner Tätigkeit weiter nachgehen, so mußte auch dem Publikum verborgen bleiben, daß er krank sei. Die inneren Kämpfe, welche die Erkenntnis seines baldigen Todes mit sich brachte, hat die damalige große Zeit ihm erleichtert. Wie viele junge, leistungsfähige Menschen gaben ihr Leben hin für ideelle Güter! Wie viele sah er in den Lazaretten körperlich schwer leiden oder zu Krüppeln werden, ohne daß sie davon viel Aufhebens machten! Durfte er, angesichts dieser großen moralischen Kraft, die er überall fand, über sein Schicksal jammern oder den Mut verlieren? — „Und wie ist mir", — sagte er, — „über diese schwere erste Zeit, bis der moralische innere Kampf durchgekämpft war, hinweggeholfen worden! Mein Assistent war mobilisiert; ich hatte die Klinik allein mit den Schwestern zu besorgen, was übrigens vorzüglich ging; dazu kam meine Stellung in den Lazaretten des nahen Elsasses und Badens, die mich interessierte und, da ich Gutes wirken konnte, auch befriedigte. Diese selten große und schöne Aufgabe duldete kein Grübeln und keine Mut-

losigkeit; ich war glücklich, daß ich noch mit vollen Händen geben und viel Elend mildern konnte."

Mitte August war Haegler nämlich als chirurgischer Consiliarius und Operateur in die Vereinslazarette nach St. Ludwig, Eimeldingen, Haltingen, Weil, Lörrach, Brombach gerufen worden, wo er reiche Arbeit fand und viel interessante Beobachtungen machen konnte. Es war ihm gestattet, mit seinem Automobil das näher liegende Operationsgebiet im Elsaß zu besuchen. Mehrfach hat er, zum Teil während der Kämpfe, die Verwundeten direkt an der Front geholt und ist bis zu den vordersten Vorposten gekommen. Darüber hat er besondere Aufzeichnungen hinterlassen.

Die erhebliche körperliche Abnahme, die sich bald einstellte, erklärten seine Angehörigen durch die übermäßige berufliche Inanspruchnahme. Im Februar 1915 schloß er seine Vorlesungen etwas früher als gewöhnlich und zog mit seiner Schwiegermutter und mit seiner Schwägerin zur Erholung ins Engadin. „Ich finde keine Worte" — sagt er — „um richtig auszudrücken, wie sehr ich diese Tage inmitten meiner lieben Berge genossen habe. Glücklicherweise war ich körperlich rasch so weit erholt, daß ich fast die Bewegungsfreiheit eines Gesunden erlangte und schließlich imstande war, mich bis acht Stunden täglich auf den Skis zu bewegen, ohne körperlich wesentlich zu ermüden. Immer ist mir das Engadin der liebste Teil der Schweiz gewesen, und im Winterkleid erschien es mir noch schöner als zur Sommerszeit. Ich wußte jede Stunde, daß es der Abschied von den Bergen war, und jeder Tag war mir daher ein Fest ... Ich bin nicht nur körperlich und seelisch neu gestärkt zurückgekehrt, sondern mit einem reichen Schatz der schönsten Natureindrücke, deren Erinnerung mir manche Stunde auf dem Schmerzenslager erleichtert hat."

Das Leiden ging aber seinen Gang, und im Sommer verstärkten sich die Beschwerden so, daß er seiner Tätigkeit nur mit Aufwand der letzten Energie nachgehen konnte. In

der Hoffnung, nicht daß eine Heilung, wohl aber durch Verkleinerung des Tumors eine Besserung der Beschwerden erzielt werde, unterzog er sich in Berlin, unter treuer Freundespflege, einer zehnwöchigen Röntgen- und Radiumbehandlung, die sehr anstrengend war. Der Erfolg schien vorerst ein verblüffender; der Tumor war fast vollständig verschwunden. Doch hatten sich Darmbeschwerden eingestellt, die zweifellos als Schädigungen durch die Strahlenbehandlung mußten aufgefaßt werden, und die in der Folge eigentlich mehr Störungen und Schmerzen hervorriefen, als das ursprüngliche Leiden, das nun auch bald wieder sich kundgab. Im Dezember wurde eine kleine Erleichterungsoperation unvermeidlich, und von da an blieb er ans Bett gefesselt.

Alles, was an leiblichen und seelischen Qualen über einen Menschen kommen kann, ist in Fülle über ihn ausgeschüttet worden. Hatte er anfangs sich dankbar darüber gefreut, daß seine Frau mit großer Hingebung sich seiner Pflege widmen konnte, so brach ihre Kraft bald zusammen, und mußten Andere die Fürsorge für den Todkranken übernehmen. Alle damit zusammenhängende Kümmernis lastete schwerer auf ihm, als die oft bis zum Aeußersten gesteigerte leibliche Pein. Aber wie er entschlossen war, diese auszuhalten mit ungebeugtem Heldenmut, so hat er auch durch jene sich nicht zu Klagen über sein Schicksal hinreißen oder zu stumpfem Lebensüberdruß herabstimmen lassen. Schon bevor er sich legte, hatte er seine persönlichen Angelegenheiten zu ordnen, sein Haus zu bestellen begonnen. Nun mußte er seine geliebte Klinik veräußern und war dankbar, daß der Bürgerspital sie erwarb und fortführte. Er bemühte sich, seine Kinder noch einzeln zu beraten für ihren künftigen Lebensweg. Er fühlte das Bedürfnis, über den geistigen Ertrag seines Lebens sich Rechenschaft zu geben und verfaßte bis in seine letzten Tage hinein eine ausführliche Autobiographie, welche lediglich diesem Zwecke dienen sollte, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, und welche

er seinem Schwager, dem Schreiber dieser Zeilen, anvertraute zu Aufbewahrung und allfälliger teilweiser Benützung nach dessen Gutfinden. Sie ist nach Inhalt und Form so lebensfrisch, gedächtniskräftig und darstellungsgewandt, wie die mitgeteilten Zitate in dieser Lebensskizze wohl beweisen, daß kein Mensch in ihr das Diktat eines todkranken Mannes vermuten würde. Er hat seine volle Geistesklarheit sich wahren wollen, hat darum gegen narkotische Mittel sich ablehnender verhalten, als seine Kollegen wünschten, und lieber schlaflose Nächte und heftige Schmerzen sich gefallen lassen. Er hat sich zwar nach dem Tode gesehnt, weniger, um selbst der Qual enthoben zu sein, als damit seine Angehörigen und Freunde nicht länger um seinetwillen und mit ihm leiden müßten. Fern von Lebensüberdruß und Unmut, freute er sich unbefangen, so oft und so lange ihm noch ein irdischer Genuß zugänglich war: ein Freundesbesuch, ein interessantes Buch, eine gute Illustration, ein Blick auf blühenden Kastanienbaum, ein von ihm erdachtes und bestelltes Kunstwerk, das er noch selber als „Andenken" überreichen durfte, durch verständnisvolle, die Wehmut verbergende Freude des Empfängers beglückt. Und das alles nicht etwa in lebenhoffender Selbsttäuschung, sondern bei steter Gewißheit des unvermeidlichen Endes. Das Sterben hatte für ihn nichts Schreck- und Grauenhaftes.

Seine großartige Leidens- und Sterbensbereitschaft spricht für die Richtigkeit der Maxime, die er als Arzt befolgte. „Ich habe gesehen" — schrieb er — „wie wichtig es ist, wenn man das Vertrauen des Patienten behalten will, daß man ihm immer die Wahrheit sagt. Es wird unter Aerzten viel diskutiert, ob man das Recht oder sogar die Pflicht habe, dem Patienten die Wahrheit zu sagen, auch wenn sie unangenehm oder schwer ist. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß der Arzt niemals seinem Patienten mit einer Unwahrheit antworten darf. Selbstverständlich soll dem Patienten die Wahrheit nicht aufgedrängt werden; wenn er sie aber

kennen will, so darf man nicht damit zurückhalten. Die Wahrheit wird ihm schließlich doch nicht verborgen bleiben, und sein Vertrauen zum Arzt hat ein Ende, wenn er merkt, daß dieser ihn getäuscht hat. Ich habe mich stets an die Pflicht zur Wahrheit meinen Patienten gegenüber gehalten und hatte niemals den Eindruck, daß der Patient unter der Wahrheit gelitten hat. Bei weitaus den meisten Menschen beunruhigt und ängstigt die Ungewißheit viel mehr, als wenn sie sich einem offenen Visir gegenüber sehen. Der Eindruck beim Patienten hängt aber ganz von der Form ab, in der ihm die, vielleicht traurige, Wahrheit mitgeteilt wird. Es ist demnach eine Frage des Taktes, also der Fähigkeit, sich in den Andern hineinzuversetzen, die Regungen seiner Seele zu kennen. Das ist umso notwendiger, weil die Mitteilung der Wahrheit in solchen Fällen stets eine ganz individuelle Form haben muß; wer sich dabei an ein Schema hält, wird den Zweck, den Patienten zu beruhigen, nie erreichen."

In dem andauernden offenen, durch kein Versteckensspielen komplizierten und erschwerten Verkehr mit dem Todkranken haben seine Umgebung, wie er selber, erfahren dürfen, daß die Wahrheit frei macht.

Die Stimmung Haeglers wird besonders ersichtlich aus Geständnissen, wie die folgenden:

„Wenn ich zurücksehe, so kann ich deutlich erkennen, wie ich durch *eine* Prüfung zum Ertragen einer *anderen, größeren* erzogen worden bin, und wie notwendig diese Prüfungen waren, um dem Guten in mir zum Durchbruch zu verhelfen. . . .

Jedes Rütteln an Verhältnissen, die nicht zu ändern sind, jedes sentimentale Bedauern derselben macht schwach und lähmt das Anpassungsvermögen. . . .

In dieser schweren Zeit fand ich Freundschaft und Liebe in so reichem Maß, daß es mich ganz beschämt hat; treue Freunde, die mich regelmäßig besuchten und mich, mit Auf-

opferung ihrer Zeit, in der Ordnung meiner Angelegenheiten unterstützten, und zahlreiche frühere Patienten, die mir brieflich oder durch Blumenspenden zeigten, daß sie an mich dachten und an mir hingen. Wenn ich auch zu leiden hatte, so waren doch meine Angehörigen und Freunde mehr zu bedauern. Gott hat mich durch schwere Schicksale zum Leiden erzogen und mir Kraft gegeben, zu tragen. Ueberdies konnte ich für meine Leiden einem Ziel und Ende entgegensehen, während sie angesichts meiner Leiden sich grämten und unter dem drückenden Gefühl litten, mir nicht helfen zu können, und dabei doch immer den definitiven Verlust vor Augen hatten. Leider konnte ich der Dankbarkeit für all die treue Liebe, die ich erfahren durfte, nicht so Ausdruck geben, wie ich es gerne gewollt hätte.

. . . Der Gedanke an meine Kinder macht mir den Abschied vom Leben besonders schwer; ich wäre ihnen bis zu ihrer Selbständigkeit mit Rat und Tat doppelt nötig gewesen. Hoffentlich kommen die guten Eigenschaften aus beiden Familien, besonders auch die Beharrlichkeit im Verfolgen eines Zieles und die Neigung, das Ziel sehr hoch zu stecken, zum Durchbruch. Gott, der mich so früh abruft, wird sie stützen, und ich weiß, daß auch meine Verwandten und meine vielen Freunde ihnen Rat und Hilfe nicht versagen werden."

Der letzte Ansturm des fortschreitenden Leidens war so schwer und qualvoll, daß die erschütterten Angehörigen dankbar aufatmeten, als am 4. August 1916 gegen Mittag Herzschlag und Atem bei ihm endlich stille standen.

Ob sein tätiges Wirken bewundernswerter gewesen sei, oder sein standhaftes Leiden, läßt sich kaum entscheiden. Dort wie hier offenbarte sich dieselbe Energie, den Leib dem Geist und Willen dienstbar zu machen, das gleiche Heldentum, welches selbst Niederlage in Sieg verwandelt.

Die Reformation im baslerisch-bischöflichen Laufen.

Von Karl Gauß.

Die Reformation war in ihrem innersten Wesen eine religiöse Bewegung. Von dieser Beurteilung abzugehen, liegt auch in der Gegenwart, wo die evangelische Christenheit sich anschickt, die Feier ihres vierhundertjährigen Bestandes zu begehen, kein Anlaß vor. Denn was auch im Laufe der Zeit über die Entstehung und den Verlauf dieser Bewegung durch allseitige und eindringende Forschung ans Licht gestellt worden ist, mußte nur zur Bestätigung dafür dienen, daß in der Reformation religiöse Kräfte aus den Tiefen aufgebrochen sind. Damit steht nicht im Widerspruch, daß der Strom dieser Kräfte nicht rein geflossen ist, sondern schon in seinen Anfängen Zuflüsse andrer Art in sich aufgenommen hat, welche seine Klarheit trübten. Diese Tatsache leugnen zu wollen, wäre weder wahr noch klug und noch viel weniger ein Beweis des Vertrauens und der Dankbarkeit. Denn die rechte Dankbarkeit kann uns doch nie verleiten, uns vor der Wirklichkeit zu verschließen, welche die fortschreitende Erforschung der Reformationsgeschichte aufdeckt. Es ist in der Tat nicht alles so erbaulich verlaufen, wie man es sich evangelischerseits gewünscht und vielfach im Rückblick aus größerer Entfernung vorgestellt und dargestellt hat. Wenn wir dies heute unumwunden zugestehen, so sind wir um so eher davor bewahrt, die Gegner der Reformation ungerecht zu beurteilen, sondern vielmehr imstande, auch ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, den guten Willen und die guten Absichten anzuerkennen, welche sie an ihrer Auffassung des christlichen Glaubens fest-

halten ließen. Wir laufen aber ebensowenig Gefahr, die große Gabe zu verkennen, welche der Menschheit in der Reformation geschenkt worden ist. Im Gegenteil, wenn wir die Widerstände deutlicher schauen, welche sich dem Strom dieses neuen Lebens entgegenstellten, dann wird uns auch erst die Kraft zum Bewußtsein kommen, die hier hervorgebrochen ist. Ueberall haben sich der Reformation Schwierigkeiten und Hindernisse gewaltigster Art entgegengestellt. Je nach den Verhältnissen hat darum die Bewegung an den verschiedenen Orten auch sehr verschiedene Gestalt angenommen. In der Regel kam die neue Bewegung nur da zum Siege, wo sie sich mit der politischen Macht verband und diese Macht ihr über die Widerstände hinweghalf. Wer es anders haben möchte, müßte verlangen, daß nicht nur die Führer, sondern auch die Masse des Volkes lauter Heroen des Glaubens gewesen wären. Ebenso war es die Regel, daß die neue Bewegung unterlag, wo sie die politische Macht gegen sich hatte. Wer dies nicht zu verstehen vermöchte, müßte glauben, daß die Mehrzahl der Menschen zum vornherein zum Martyrium geschaffen sei. In beiden Fällen würden wir an die Zeitgenossen der Reformation Forderungen stellen, deren Erfüllung Kräfte erforderte, die nicht nur das gewöhnliche, sondern auch ein außergewöhnliches Maß bei weitem übersteigen. Im Gebiete des Bistums Basel treten die verschiedenen Möglichkeiten in die Erscheinung.

Am leichtesten und glattesten vollzog sich der Umschwung da, wo die reformatorische Bewegung mit der politischen Macht im Bunde stand und von ihr getragen wurde. So geschah es in Basel. Nachdem die Stadt sich zum Evangelium bekannt hatte, führte sie durch die Reformationsordnung ihr ganzes Gebiet zum neuen Glauben hinüber. Am schwierigsten oder geradezu unmöglich war das Aufkommen der evangelischen Bewegung an den Orten, wo der Bischof die geistliche und weltliche Gewalt in seiner Hand vereinigte.

Auch in Pruntrut, wo der Erzbischof von Besançon die geistliche und der Bischof von Basel die weltliche Gewalt besaß, mußten alle Reformationsversuche fehlschlagen oder nach kurzer Zeit völlig erdrückt werden. Wo darum bei den Untertanen des Bischofs wirklich der Wille vorhanden war, der neuen Bewegung sich anzuschließen oder bei ihr zu bleiben, da mußte erst die Herrschaft des geistlichen Fürsten abgeschüttelt werden, wenn ein dauernder Erfolg erzielt werden sollte. Diesen Weg haben die fürstbischöflichen Vogteien Laufen, Zwingen, Pfeffingen und Birseck beschritten. Welche Gestalt die evangelische Bewegung in Laufen angenommen hat, davon möchten diese Blätter erzählen. Erst nachdem Laufen mit Basel in ein Burgrecht getreten und sich dadurch der Gewalt des Bischofs entzogen hatte, konnte die Reformation zum Siege gelangen, und erst nachdem der Bischof durch die Aufhebung des Burgrechts mit Basel die Vogtei Laufen-Zwingen sich wieder unterworfen hatte, konnte er seinen Plan, die Untertanen zur katholischen Kirche zurückzuführen, verwirklichen. In beiden Fällen war religiöse Kraft vorhanden. Das einemal erwies sie sich nicht so stark, daß sie ohne Verbindung mit der politischen Macht sich durchgesetzt hätte; das andere Mal war sie so mächtig, daß nur die entschlossenste Geltendmachung der weltlichen Gewalt von Seiten des Bischofs sie niederzuringen vermochte.

I. Vorgeschichte.

An der schon von den Römern begangenen Straße durchs Birstal war Laufen eine der ältesten Kirchgemeinden. Daß einst den Alamannen die sich hier niedergelassen hatten, aus dem Frankenlande der christliche Glaube vermittelt worden war, verrät noch der Heilige der Kirche in Laufen, Martin von Tours. Wie die Küchlein unter den Flügeln der Henne fanden die Gemeinden der Umgebung bei der Mutterkirche Schutz. Im Laufe der Zeit trennten sich ein-

zelne Gemeinden ab und wurden selbständig, wie Blauen, welches die Erinnerung an seinen ursprünglichen Zusammenhang in seinem Patrone, dem Heiligen der Mutterkirche festhielt, und Nunningen, welches noch im Jahre 1375 Filiale von Laufen war.[1])

In der Zeit, als das welfische Königreich Burgund an das deutsche Reich gekommen war, gelangte die ganze Gemarkung Laufen an das ehemals von den Welfen begünstigte und mächtig aufstrebende Kloster St. Blasien im Schwarzwald. Im Jahre 1141 aber wußte der Bischof Ortlieb von Basel, aus dem Hause der Froburger, Laufen an sich zu bringen und durch diese Erwerbung sein Herrschaftsgebiet nach Süden auszudehnen.[2]) Der Bischof mußte damals die Verpflichtung eingehen, den neuen Besitz niemals der Basler Kirche zu entfremden. In der Tat ist, eine kürzere Zwischenzeit abgerechnet, Laufen dem Fürstbistum Basel erhalten geblieben. Nachdem im Jahre 1792 der Fürstbischof von Basel abgesetzt worden war, teilte Laufen die Geschicke der raurachischen Republik, bis es im Wienerfrieden im Jahre 1815 zum Kanton Bern geschlagen wurde. Dagegen vertauschte im Jahre 1265 der Bischof das Patronatsrecht von Laufen dem Domkapitel gegen das Patronatsrecht von St. Theodor in Klein-Basel.[3])

Laufen blühte unter der bischöflichen Fürsorge auf. Der Bischof umgab den Ort mit Ringmauern und baute die Tore. Bischöfliche Dienstmannen übernahmen die Hut des Städtchens. Die Bürger wärmten sich an der freundlichen Sonne bischöflicher Gnade. Im Jahre 1296 erhielten sie dieselben Rechte wie die Bürger von Basel.[4]) Neue Rechte kamen im Laufe der Zeit hinzu, so das Umgeldsrecht, wogegen aber die Bürger verpflichtet wurden, selbst für den Unterhalt der Stadtmauern zu sorgen.[5]) Als Laufen zur Stadt erhoben worden war, war der Kirche das Mißgeschick widerfahren, durch die Mauern von der Stadt ausgeschlossen zu werden. Daß aber des Nachts oder in

Kriegszeiten, wenn die Tore geschlossen werden mußten, die Bürger ohne Kirche waren, war auf die Dauer ein unhaltbarer Zustand. Darum wurde innerhalb der Mauern eine neue Kirche gebaut und im Jahre 1364 von Bischof Johann Senn zu Ehren der heiligen Katharina geweiht.[6]) Schon vorher hatten die Barfüßermönche ihr Haus im Städtchen.[7]) In der alten Hauptkirche wurde in einer besonderen Kapelle die Jungfrau Maria verehrt.[8]) Ein besonderer Priester versah ihren Dienst. Das Patronatsrecht dieser Kapelle stand den Herren von Blauenstein zu und wurde im Jahre 1445 von Agnes von Blauenstein an die St. Petersstift in Basel abgetreten.[9]) Um diese Zeit versahen der Leutpriester und ein Vikar, die Kapläne an der Marienkapelle, der Katharinenkapelle und der Oswaldkapelle in Zwingen den Dienst an der Gemeinde. In den verwickelten kirchlichen Verhältnissen lag die Gefahr von allerlei Reibungen und Streitigkeiten schon zu der Zeit, wo der eine Glaube alle verband, noch viel mehr aber später, wo der alte und der neue Glaube um die Herrschaft miteinander im Kampfe lagen. So beschwerte sich im Jahre 1516 der Kaplan der Marienkapelle, Hans Hafner, der schon seit 14 Jahren auch Zwingen „besungen" hatte, bei der Stift St. Peter darüber, daß ihm der Leutpriester allerlei Gefälle von Jahrzeiten und andern kirchlichen Verrichtungen vorenthalte.[10]) Das geschah am Vorabend der neuen Zeit, die mit dem Auftreten Luthers im Jahre 1517 für die Kirche anbrach.

2. Laufen im Bauernkrieg.

Vom Eindringen evangelischer Regungen war im Laufentale lange Zeit nichts zu spüren. Dagegen hatte sich im Laufe der Zeit allerlei Unzufriedenheit angesammelt gegen den Bischof, die Klöster Bellelay und Lützel und auch gegen verschiedene adelige Herren. Schon im Jahre 1523 war der Wunsch lebendig, sich der Herrschaft des

Bischofs zu entziehen und sich Basel anzuschließen.[11]) Der Bauernkrieg in Deutschland im Jahre 1525 war auch im Laufental das Zeichen zum Aufstande. Mit einem Schlage war die Bewegung da. Zuerst erhoben sich die von Laufen. Sie zogen am 2. Mai ins Delsberger Tal, überfielen das Kloster Lützel, erbrachen die große Konventsstube und alle Gemächer, taten die schönen eisernen Gitter vor dem „fron vnd vnser frowen" ab, plünderten den Kirchenschatz und zerschlugen die steinernen Pfosten im Kreuzgange.[12]) Der Abt beklagte sich später, daß der Schaden sich auf dreißigtausend Gulden belaufe.[13]) An Hans von Hasenburg und seinem Bruder sowie dem Herrn von Varschanndt ließen sie ihren Zorn aus, indem sie ihnen Korn, Wein und anderes abnahmen. Sie wußten aber auch die Bauern aus den solothurnischen Aemtern Tierstein, Gilgenberg, Dornach und jenseits der Birs und der bischöflichen Herrschaft Pfeffingen dahin zu bringen, daß sie sich ihnen anschlossen. Am 5. Mai waren etwa 1500 Bauern auf dem Felde zwischen Reinach und Dornach versammelt in der Absicht, den Bischof mit Gewalt zu zwingen, sie von allen Abgaben und Diensten zu befreien. Ihre Forderungen hatten sie in Artikeln zusammengefaßt, die je nach den örtlichen Verhältnissen dasselbe Thema von der Freiheit variierten. Worauf es die Bürger von Laufen abgesehen hatten, das hatten sie in ihren vierzehn Artikeln niedergelegt.[14]) In erster Linie verlangten sie, von der Juridiktion des Bischofs befreit zu werden. Die Hochwälder sollten als „allen Menschen gemeinsam" frei sein, damit sie die „kümerlich häslin" haben möchten, ebenso die Fischweide. Sie forderten Abschaffung der Zinse von den Rüttenen, des Umgelds, des Zolles von Holz auf dem Wasser, des Wucherzinses und des Todfalles, ebenso des kleinen Zehntens, der Frondienste, des Christhabers und der zwei Pfennige, welche bisher ein jeder dem Kirchherrn und Erzpriester hatte geben müssen. Dagegen erklärten sie sich bereit, den großen Zehnten zu geben, jedoch

sollte, was nach der Besoldung des Pfarrers übrig bleibe, für die Armen und für die Bedürfnisse der Gemeinde verwendet werden. Zuletzt wünschten sie, daß Zwingen und Laufen nur ein Gericht hätten und daß das Gericht nicht in Zwingen, wo der bischöfliche Vogt sein Wesen hatte, sondern in Laufen gehalten werde. Aus allen diesen Forderungen geht deutlich hervor, daß es sich vorerst nur um rein weltliche Ziele handelte. Von der Wahl des Pfarrers durch die Gemeinde, welche die meisten Aemter im Baselbiet an die Spitze ihrer Forderungen stellten, wird kein Wort gesagt, geschweige denn von der Verkündigung des Evangeliums. Von einer religiösen Bewegung ist eben noch gar nichts zu spüren; aber was hier angefangen war, konnte rasch über die nächstliegenden Ziele hinausführen.

Der Bischof berichtete sofort an Basel, Solothurn und Bern über die große Gefahr, worin er stand. Der Rat von Bern entsandte unverzüglich Kaspar von Mülinen ins bischöfliche Gebiet. Am 5. Mai berieten die Gesandten von Solothurn und Freiburg in Bern. Nachdem sie fortgeritten waren, um zu Hause zu berichten, und ein Schreiben von Mülinens mit den Bauernartikeln eingelangt war, lag dem Rate von Bern hauptsächlich daran, Zeit zu gewinnen. Er wies von Mülinen an, alles aufzubieten, daß er die „unruhigen Leute in Gütigkeit ab und heimbringen" möchte.[15]) Zur Sicherheit und um für alle Fälle bereit zu sein, wurde ein Aufgebot erlassen. Der Koadjutor des Bischofs, Niklaus von Dießbach, wurde verständigt, daß sich Bern gerüstet halte, und an Solothurn die Zusage gegeben, mit 6000 guten Büchsenschützen zu kommen, falls Solothurn von den Aufrührern überzogen würde, „doch so witt, das ir nit zu hitzig sin vnnd verrer dann die notturfft eruorderte ziechenn vnnd vffbrächenn". Auch Solothurn und Freiburg beschlossen den Auszug.[16])

Unterdessen waren die Gesandten von Basel, Bern, Solothurn, Freiburg und Luzern mit den aufständischen

Bauern an der Brücke von Dornach zusammengetreten. Während vier Stunden wurde verhandelt, ein Vorschlag nach dem andern gemacht und verworfen. Solothurn wollte sich zu keinen Zugeständnissen herbeilassen. Der Bischof gab schließlich nach, nur damit die Bauern aus dem Felde zogen. Man einigte sich schließlich dahin, daß die Bauern heimziehen, ihre Beschwerden, in Artikel gefaßt, ihren Herren übergeben und nach acht Tagen ihre Boten wieder nach Dornach schicken sollten.[17])

Die Bauern gingen auseinander, aber sie kehrten nicht heim. Im Delsbergertale sammelten sich die Aufständischen von neuem. Am 9. Mai lag ein Haufe, der Bellelay überfallen wollte, eine Meile von Bellelay entfernt, kehrte sich „gan Hupthessen, da der recht groß Hufen gelegen" um mit ihnen und mit ganzer Macht nach Münster und Bellelay zu ziehen und die beiden Gotteshäuser und andere Obrigkeiten und Amtleute zu strafen. Bern, das am 10. Mai morgens 3 Uhr Bericht erhalten hatte, rief Solothurn und Freiburg zu einer Beratung auf den folgenden Tag.[18]) Die Lage erschien noch bedrohlicher, als bekannt wurde, daß die schwäbischen Bauern bei Laufenburg, Säckingen und Rheinfelden in steter Werbung standen, um einen friedlichen Durchzug zu erlangen. Eine Vereinigung der schwäbischen und schweizerischen Bauern hätte zu „viel Unkommlichkeit" geführt. Basel wurde von Bern aufgefordert, den Durchzug zu hintertreiben, und Bern gab seinen Boten nach Baden Auftrag, ebenfalls dahin zu wirken.[19])

Die Gefahr ging vorüber. Am 16. Mai fand bei der Brücke in Dornach die zweite Verhandlung statt.[20]) Die Beschwerden von Laufen und Pfeffingen wurden behandelt. Das Ergebnis fiel nicht nach dem Wunsche der Laufentaler aus. Die Bauern hatten ursprünglich gehofft, die Kriegskosten durch die Plünderung der Gotteshäuser und der Burgen der Adeligen wieder einzubringen, sahen sich nun aber durch die frühzeitige Vereinbarung getäuscht. Sie

verlangten daher vom Bischof eine Entschädigung an ihre Kosten. Der Bischof trat auf die Forderung nicht ein, und die Berner drangen sogar darauf, daß den Brüdern von Hasenburg und dem Herrn von Barschanndt die gestohlenen Güter zurückerstattet würden.[21]) Die Verhandlungen zerschlugen sich. Wenige Tage später erhoben sich die Bauern im Laufentale von neuem, um einen Druck auf den Bischof auszuüben oder, wenn er nicht nachgeben wollte, ihn von neuem zu überziehen. Bern schlug den Bauern „ein grüwel vnd beliman" vor; es drohte, wenn sie von ihrem Vorhaben nicht abstünden, würde es dem Koadjutor zu Hilfe kommen; auf der andern Seite aber warnte es den Stellvertreter des Bischofs, mit den Bauern etwas Unfreundliches anzufangen.[22])

Erneute Verhandlungen wurden eingeleitet. Am 26. Mai fanden sich Vertreter des Bischofs und der Bauern von Laufen, Zwingen, Birseck und Pfeffingen auf dem Schlosse Birseck ein.[23]) Basels Bote wirkte bei der Vermittlung mit. Der Bischof mußte sich zu dem Versprechen herbeilassen, die aufgelaufenen Kosten der Empörung, die aufgezeichnet werden sollten, zu übernehmen, wogegen die Bauern versprachen, sich nicht mehr gegen ihren Fürsten zu erheben, sondern in aller Stille den Austrag der strittigen Artikel abzuwarten, wie es der Abschied auf dem Felde bei Reinach bestimmt hatte. Der Bischof sollte mittlerweile von Flecken zu Flecken über die spännigen Artikel freundlich verhandeln. Ungern genug erklärte sich der Bischof zur Zahlung der Aufruhrkosten bereit. Er tat es nur, um sich vor einer neuen Erhebung der Bauern zu sichern und in der Meinung, daß er mit einer Summe von 100 Pfund werde zu rechnen haben. Als aber dem Bischof die Rechnung vorgewiesen wurde, belief sie sich auf 400 Pfund. Das war nun dem Bischof doch zu viel; er verweigerte die Zahlung.[24]) Noch einmal versammelte sich die Bauersame im Delsbergertal, um gegen Bellelay zu ziehen und sich bezahlt zu machen.[25])

Basel sprach, indem es die frühere Plünderung verurteilte, sein Befremden auch im Namen Zürichs und Schaffhausens aus[26]); auch Bern griff wieder vermittelnd ein; es forderte die Bauern auf, nichts Unfreundliches gegen Bellelay zu unternehmen, sondern von ihrem Begehren abzustehen und heimzuziehen. Der Bischof aber mußte sich schließlich dazu bequemen, die 400 Pfund zu bezahlen.[27])

Die Verhandlungen mit dem Bischof über die Streitpunkte kamen aber zu keinem Abschluß. Die Gemeinden Laufen, Wahlen und Röschenz kamen, um einmal in einem Punkte eine klare Sachlage zu schaffen, überein, „das ein gantze gemeind den zehnden selbs behalten, doch darumb geben wöllen, was zimlich sye irer achtung". In Wahlen wurden alsdann vier Männer verordnet, welche auf den Zehnten bieten sollten. Sie glaubten, wie einer ihrer Führer nachher versicherte, damit nicht Unrecht getan zu haben, „dann die Thumherren die wal haben, den zehenden selbs zu behalten vnd inzusamlen oder inen zu lassen".[28]) Der Bischof vermochte nicht, die Gemeinden an der Durchführung ihres Beschlusses zu hindern.

3. Der Schirmvertrag mit Basel.

Schon früher hatten die Gemeinden des Laufentales und des Birsecks die Neigung kund werden lassen, mit Basel oder Solothurn in einen Schirmvertrag zu treten, und waren von beiden Seiten umworben worden. Der Koadjutor hatte sich deshalb am 3. November 1523 veranlaßt gesehen, den Laufentalern zu verbieten, einen andern Schirm oder ein anderes Bündnis ohne Wissen und Willen des Bischofs zu suchen und anzunehmen. Die Wirren des Bauernkrieges hatten das ohnehin schon lose Band, das die Untertanen mit dem Bischof zusammenhielt, noch mehr gelockert. Nicht ohne Grund hatte man in Basel den Eindruck, daß der günstige Augenblick gekommen sei, durch ein Burgrecht mit den bischöflichen Untertanen in die Herrschaftsrechte des

Bischofs einzutreten und auf diese Weise den Eidgenossen von Solothurn, welche es ebenfalls auf eine Gebietserweiterung auf Kosten des Bischofs abgesehen hatten, zuvor zu kommen. Basel machte daher dem Koadjutor den Vorschlag, daß sie sich gegenseitig mit Land und Leuten auf ewige Zeiten oder doch auf 70 oder 100 Jahre in ein Burgrecht verpflichteten. Da jedoch der Koadjutor nicht einzusehen vermochte, daß ein solches Burgrecht für beide Teile ersprießlich sei, trat er auf den Vorschlag nicht ein, sondern wandte sich an Solothurn, um mit ihm zu unterhandeln.[29]) Basel ließ die Angelegenheit nicht fallen. Vom Fürsten abgewiesen, betrieb es nun seine Sache mit den Untertanen selbst. Es legte Laufen Artikel vor, wie man das Städtchen „sampt seinen zugehörden in ein burgrecht fassen well". Das Recht zu einem solchen Vertrage leitete Basel aus dem Besitze der Kastvogtei des Münsters und der Domstift her. Es schlug Laufen vor: „Zum ersten sollen sy von vnns als kastuegten vnnser lieben frowen vnnd der stifften Basel in ein burgrecht vassen vnnd annemen, das sy nit destweniger dem bischoff in hochen vnnd andern gerichten ouch allen andern wy bishar gehörig vnnd gehorsam sin sollen vnnd in solichen dingen dem bischoff nüt benomen sin solt." „Zum andern ob sach wer, ob sy nott, es wer in kriegsleuffen oder sunst, an gan wurde, das wyr sy dar inne nach vnnserm besten vermegenn als vnnsere purger schützen vnnd schirmen soltenn." Weiterhin verpflichtete sich Basel, sie so zu halten, „wy wir vnnser Empter halten".[30])

Solothurn versuchte, Basel in dem Wettlaufe zu überholen. Der Vogt von Dorneck erschien mit einer Anzahl Knechten, um das Schloß Pfeffingen zu besetzen. Sofort sandte Basel Leute nach Pfeffingen und Birseck. Die Solothurner mußten sich zurückziehen. Drei Tage darauf, am 27. September 1525, schworen Reinach, Therwil, Oberwil, Ettingen und Allschwil, sowie Stadt und Amt Laufen dem Rat von Basel treu und hold zu sein, ihren Nutzen zu för-

dern und Schaden zu wenden und besonders mit der Stadt Basel in ihren Widerwärtigkeiten, Anliegen und Geschäften Lieb und Leid zu leiden und keinen andern Herrn anzunehmen. Der Rat aber nahm sie in den Schutz und Schirm der Stadt auf, so zwar, daß die Stadt versprach, dem Bischof und der Stift „an allen iren gerechtigkeyten oberkeyten zehenden zinsen renten gülten stüren unnd allen andern gefällenn unnd nutzungen gantz unnd gar dhein abzug zu thun" und ebenso die Bürger von Laufen bei allen ihren Rechten, alten Bräuchen und Gewohnheiten bleiben zu lassen.[31]) Bischöflicherseits war man sich der Tragweite dieses Schirmvertrags wohl bewußt. Der Koadjutor verlangte daher sofort den Rückzug der baslerischen Besatzung und die Aufhebung des Schirmvertrags. Als Basel sich dessen weigerte, wandte er sich klagend an die Eidgenossen, die am 3. November in Luzern sich versammelten. Allein Basel blieb fest. Seine Boten gaben Solothurn gegenüber die Erklärung ab, Basel werde nicht zulassen, daß ein Flecken, er sei klein oder groß, dem Bistum entfremdet werde. Es folgten am 7. Dezember wiederum Verhandlungen in Luzern, wo der Bischof sich neuerdings beschwerte, daß Basel die Untertanen von Laufen und aus dem Birseck nicht aus dem Burgrechte entlassen wolle. Die Eidgenossen forderten Basel auf, vom Burgrecht mit Laufen abzustehen oder den Rechtsweg zu betreten.[32]) Allein Basel ließ sich nicht bewegen, das, was es einmal in die Hand bekommen hatte, wieder fahren zu lassen. Das Burgrecht mit Basel war aber die Voraussetzung, unter welcher die Reformation in der kleinen bischöflichen Stadt Eingang finden und zum Siege gelangen konnte.

4. Die ersten Anfänge der Reformation.

Der Bauernkrieg hatte es nicht religiösen Beweggründen zu danken, wenn er auch das Laufental in seinen Bann zu ziehen vermocht hatte. Denn bei seinem Auftreten wie auch in seinem weitern Verlaufe ist von einem religiösen

Charakter an der Bewegung nichts zu erkennen. Trotzdem hat er für die Reformation in Laufen entschieden eine nicht zu verkennende Bedeutung gehabt. Er hat die Gemüter erregt und für das Erleben des neuen Glaubens empfänglich gemacht; er hat gleichsam das Ackerland aufgebrochen und zur Aufnahme des Samens zubereitet. Der Leutpriester Jerg spielte in der Bewegung eine Rolle. Es behaupteten später einmal Leute, die „fast nach der teufferey" schmeckten: „Der gemein man sagt offenlich, der predicant genant Jerg sy in den irtumb oder vngehorsam brocht mit deme, das er inen erstlich gebrediget vnd gelert, sy sollen keiner oberkeyt gehorsamen ouch kein zinß noch zehenden geben." Allein dieser Vorwurf, welchen jene des Täufertums verdächtigen Leute vorbrachten, entsprang vielmehr dem Wunsche, sich vor dem bischöflichen Beamten hinter den Prädikanten zu verschanzen. Zudem traten andere dieser Behauptung mit Entschiedenheit entgegen.[32a])

Im Herbst 1525 wurden die Verhandlungen über die Beschwerden der Laufentaler wieder aufgenommen. Der Dompropst und das Domkapitel anerboten sich, zu vermitteln.[33]) Der Bischof war etwas nachgiebiger geworden, wie umgekehrt die Gemeinde von Laufen mit ihrem Rückhalt an Basel ein gesteigertes Kraftgefühl spüren ließ. Der Bischof kam in der Forderung betreffend den Zehnten der Gemeinde entgegen. Er versprach, ein treues Einsehen zu tun, damit ein Leutpriester von dem großen Zehnten versehen werde und „ein zimbliche narung daruon" habe. Auch verpflichtete er sich, daß er keinen Leutpriester mehr anstellen werde „denn mit dem anhang, wenn sich einer nit gbürlich hielte, daz wir inn widerumb habennd dannenzutun."[34]) Diese Zusage läßt erkennen, daß die Gemeinde in Zukunft bei der Wahl der Pfarrer irgendwie auch ihre Stimme geltend machen wollte und daß ein Interesse an der kirchlichen Entwicklung erwacht war, das früher nicht oder doch in dem Maße nicht vorhanden war. Es währte nicht mehr lange

und die religiöse Bewegung kam in Fluß. Im Frühjahr 1526 erschienen die Täufer in den bischöflichen Dörfern Therwil, Oberwil, Ettingen und Reinach und trieben „mit Predigen und dergleichen Lesens" eine energische Propaganda. Am 17. Mai forderte der Rat von Basel die Gemeinden auf, diese Leute fortzuschicken, und verlangte am folgenden Tag vom Koadjutor, daß er zwei Basler, einen in Allschwil, den andern in Reinach, sodann zwei Prädikanten und Wiedertäufer in Oberwil gefangen nehmen und Basel zuführen lasse.[35]) Zwei Monate später erließ der Rat ein strenges Verbot aller Winkelpredigten, wie solche bisher durch hergelaufene unberufene Prediger in Therwil, Oberwil, St. Margarethen und im Holee gehalten worden waren. Daß die Täufer damals auch in Laufen ihr Wesen getrieben hätten, wird nicht ausdrücklich bezeugt, aber ist doch sehr wahrscheinlich, um so mehr, als Laufen gerade damals entgegen seinem Versprechen allerlei fremde Banditen beherbergte und von Basel ernstlich aufgefordert wurde, sie abzuweisen.[36]) Durch die Täufer wurde aber die Erregung noch gesteigert.

Seit Palmsonntag 1525 war der evangelisch gesinnte Johannes Balthasar Lederschneider von Rheinfelden Kaplan in Laufen. Im Frühjahr 1526 trat auch ein evangelischer Leutpriester sein Amt in Laufen an.[37]) Er war vom Domkapitel gesetzt und vom Bischof auf ein Jahr bestätigt worden. Es war bald zu spüren, daß in Laufen ein neuer Wind wehte. Die Befürchtung des Bischofs war nicht unbegründet, daß seine Untertanen ihm noch mehr entfremdet würden, sobald die evangelische Bewegung um sich greife. Der Bischof bemühte sich daher von neuem, den Schirmvertrag mit Basel aufzuheben. Am 4. Juni 1526 kam zwischen dem Koadjutor und den Leuten, die an den Stein Zwingen gehörten, eine Abrede zustande. Die Leute sollten wieder dem Bischof schwören, der Bischof aber und die Stift sollten wieder in die alten Rechte eingesetzt werden wie vor dem Bauernkrieg.

Die Punkte, worüber seit der Empörung eine Einigung noch nicht erzielt war, sollten einem Schiedsgericht anvertraut werden. Es wurden in Aussicht genommen Rudolf Rebstock von Biel und Hüglin Kämy von Pruntrut als Vertreter des Bischofs, Martin Eberlin und Lux Zeigler von Basel als Vertreter des Amtes Laufen und Junker Hans von Flachsland als Obmann.[38]) Allein bevor sie zusammentraten, rückten andere Ereignisse in den Vordergrund.

Im Dezember 1526 zog sich der bischöfliche Koadjutor Niklaus von Dießbach nach Besançon zurück. Am 18. Dezember versammelte sich das Domkapitel im Schlosse von Pruntrut und wählte Philipp Jakob von Andlau zum Bischof. Allein dieser starb infolge einer Operation, bevor er vom heiligen Stuhl bestätigt worden war. Am 28. Februar 1527 wurde Philipp von Gundelsheim zum Nachfolger gewählt. Die Bürger von Laufen schickten ihre Botschaft zum neuen Herrn und fragten ihn an, wie sie sich halten sollten und ob er sie beschirmen und schützen wolle. Der Fürst fertigte sie unfreundlich ab: „er hab sy nit zu der ee genommen, so haben sy inn ouch nit zu der ee genommen.“ [39]) Ein verheißungsvoller Anfang war es nicht. Immerhin leistete bald darauf Laufen dem neuen Bischof den Eid.

Das neue Regiment des Bischofs machte sich bald bemerkbar. Philipp von Gundelsheim wollte wieder Ordnung schaffen, Versäumtes nachholen, Verfahrenes zurechtbringen und vor allem der mächtiger werdenden evangelischen Bewegung einen Damm setzen. Das Domkapitel hatte beobachtet, daß Laufen und die Gemeinden der Herrschaften Pfeffingen und Birseck das Gericht hatten still stehen lassen, so daß niemand mehr Recht finden konnte. Es verlangte darum, daß in Laufen wieder Gericht gehalten werde.[40]) Der Bischof bewilligte den Gemeinden, daß sie wiederum wie von alters her Gericht hielten. Allein die Gemeinden beeilten sich nicht, das Gericht zu besetzen. Der Bischof beschwerte

sich über die Widersetzlichkeit der Gemeinden beim Rat in Basel. Dieser wußte wohl, daß die Gemeinden ihrem Fürsten diesen passiven Widerstand leisteten, weil er die Streitigkeiten nicht erledigen wollte, die er, eine Erbschaft seines Vorgängers, mit ihnen hatte. Basel kam dem Bischof zu Hilfe und forderte die Gemeinden auf, mit der Besetzung des Gerichtes nicht länger zuzuwarten, damit man erkenne, „das wir vch nit der vrsachen zu bürgern angenomen, das ir niemanden rechtens gehörig sin sollen, sonder vch vor gewalt zeschirmen".[41]) Auch die Burgrechtsfrage wurde wieder aufgerollt. Der Bischof wünschte mit Basel in gütliche Unterhandlung zu treten. Die Stadt erklärte sich dazu bereit und forderte den Bischof auf, Ort und Tag der Verhandlungen zu bezeichnen.[42]) Nach vier Monaten war man so weit, daß man sich in Pruntrut einigte, es sollten sowohl Basel als der Bischof je zehn Männer vorschlagen und aus diesen je zwei Schiedsrichter gewählt werden.[43]) Allein die Verhandlungen kamen nicht vorwärts.

Dagegen errang in einer andern wichtigen Sache der Bischof einen nicht unbedeutenden Erfolg. Der entschieden evangelische Leutpriester hatte ein Jahr lang das Evangelium verkündigt und die Gemeinde für die neue Botschaft gewonnen. Der Bischof verfolgte mit steigendem Unwillen die Fortschritte, welche die evangelische Sache in Laufen machte. Als daher das Jahr zu Ende ging, das dem Prädikanten bei seiner Anstellung zugesichert worden war, kündigte ihm der Bischof den Dienst, in der Absicht, die Untertanen mit einem andern Leutpriester zu versehen. Die Gemeinde aber war nicht gewillt, den Mann ihres Vertrauens fahren zu lassen und ging Basel um Fürsprache beim Bischof an. Sie schickten am 2. April 1527 eine Botschaft in die Stadt. Sie rühmten von ihrem Leutpriester, er sei ehrbaren Lebens und verkündige das Wort Gottes mit solchem Erfolge, daß dadurch das sündliche Gotteslästern, Zutrinken und andere Ueppigkeit nicht wenig abgenommen habe. Sie sprachen

aber auch die Hoffnung aus, es werde Gott, der Herr, sie je länger je mehr begnadigen, „daz sy in ein gantz christenlich leben erbuwen vnnd gepracht mogen werden". Sie machten auch geltend, daß ihnen der Leutpriester vom Kapitel gesetzt worden sei. Der Rat von Basel ersuchte den Bischof, dem Städtchen Laufen seinen Leutpriester zu lassen oder falls eine Absetzung gerechtfertigt sei, die Gründe anzugeben, und berief sich, um sein Eintreten für den Priester zu rechtfertigen, auf sein Burgrecht mit Laufen. Allein der Bischof wollte nicht willfahren. Er behauptete, den Priester, wie gerne er es täte, „von wegen böses vorgetragnen exempels vnd verfuerung siner vnderthanen" nicht belassen zu können. Er sei auf ein Jahr angestellt worden, und nun die Frist abgelaufen sei, habe er ihm vor guter Zeit den Dienst abgekündet. Er stellte in Aussicht, die Untertanen mit einem andern Leutpriester zu versehen, der geschickt und tauglich sei. Dabei unterließ er es nicht, sein Befremden darüber auszusprechen, daß Basel das Burgrecht geltend gemacht habe. Basel setzte noch einmal an. Der Bischof möchte den Priester wenigstens über die Festzeit in Laufen sein Amt noch versehen lassen. Der Fürst gab nach. Allein als Ostern vorüber war, blieb der Priester. Die Gemeinde hatte sich seinetwegen versammelt und mit Mehr beschlossen, ihn zu behalten; sie hatte ihm sogar seine Besoldung erhöht. Der Bischof ließ den Bürgern von Laufen zuschreiben, daß sie den Prädikanten entlassen sollten, und beschwerte sich beim Rate in Basel über die Widersetzlichkeit der Gemeinde. Die Antwort des Rates zeigte ein völlig korrektes Verhalten. Dem Bischof wurde, nachdem er sein Versprechen eingelöst hatte, anheimgestellt, ob er den Leutpriester abberufen wolle. Die Gemeinde von Laufen aber wurde angehalten, dem Willen des Bischofs sich zu fügen. Es blieb ihr darum nichts andres übrig als nachzugeben. Der Pfarrer mußte bald darauf sein Arbeitsfeld in Laufen aufgeben und einen andern ernten lassen, was er gesät hatte.[44])

5. Der Fortgang der evangelischen Bewegung und der Bildersturm.

Bischof Philipp lag daran, die aufsprossende evangelische Saat in Laufen zu vernichten. Er schickte darum, als der Prädikant Laufen verlassen hatte, einen altgläubigen Priester. Allein die Gemeinde nahm ihn nicht an, sie wollte keinen mehr dulden, der ihnen Messe lese[45]); nach kurzer Zeit mußte er weichen. Die Gemeinde nahm nun die Besetzung der Pfarrei selbst an die Hand. Eine Minorität hielt zum alten Glauben; sie verteilte sich auf die Dörfer Zwingen, wo der bischöfliche Vogt ihr Rückhalt gewährte, und Blauen und Dittingen.[46])

In Reigoldswil hatte Jerg Gapdenheimer oder Gattenheimer oder Battenheimer, wie sein Name auch geschrieben wurde, als Pfarrer Anstellung gefunden. Er war schon vorher an vielen Orten wegen seiner Lehre und evangelischen Gesinnung vertrieben worden.[47]) Auch in Reigoldswil verkündigte er die neue Lehre und unterließ es, Messe zu lesen. Im September 1527 erließ der Rat von Basel ein Mandat, welches jeden Priester bei Verlust der Pfründe zwang, Messe zu lesen, mit alleiniger Ausnahme der Geistlichen in der Stadt, die das Abendmahl nach neuem Ritus hielten. Battenheimer kümmerte sich aber nicht um das Verbot und gab auch sonst nach wie vor seiner evangelischen Ueberzeugung Ausdruck. Er wurde, weil er „der Meß halb auch andrer sachen halb" gegen das Mandat gehandelt hatte, in Basel ins Gefängnis gesetzt, bald darauf aber, am 22. Oktober 1527, gegen Urfehde entlassen. Er mußte schwören, falls es ihm nicht gelegen sei, Messe zu lesen, seine Pfründe abzugeben.[48]) Battenheimer konnte sich nicht dazu verstehen, etwas wider sein Gewissen zu tun. Er gab sein Amt in Reigoldswil auf. Auf diesen Mann griffen nun die Bürger von Laufen. Wie weit der Rat von Basel an seiner Anstellung beteiligt war, ist nicht ganz klar. Battenheimer

erklärte später, von Basel nach Laufen geschickt worden zu sein. Wenn es auch befremdlich erscheint, daß derselbe Rat, der Battenheimer wegen seiner evangelischen Gesinnung vertrieb, ihn nach Laufen empfahl, so ist bei der unklaren Lage der Dinge, wie sie damals bestand, dieses widerspruchsvolle Verhalten doch nicht unmöglich. Der Bischof wehrte sich mit aller Macht gegen die Anstellung Battenheimers. „Zu dicken moll" gebot er der Gemeinde schriftlich und mündlich, ihn nicht anzunehmen, wandte sich auch an den Pfarrer selbst, daß er sich der Pfarrei nicht unterwinde. Battenheimer gab zur Antwort, daß er von der Stadt Basel nach Laufen geordnet sei, der wolle er gehorsam sein.[49]) Die Wirksamkeit eines Mannes von der entschieden evangelischen Gesinnung und der Entschlossenheit Battenheimers konnte nicht ohne schwerwiegende Folgen bleiben.

Schon den Sommer über hatte es im Laufental beständig gegährt. Man wußte nicht, wann die Bewegung sich wieder gewaltsam Luft machen werde. Der Abt Niklaus vom Bellelay hatte, wie übrigens das Jahr zuvor schon, nicht gewagt, seine Badenfahrt zu unternehmen, wiewohl sein kranker Leib dessen so dringend bedurft hätte.[50]) Die Spannung wurde aber noch größer und die Erbitterung der Untertanen wuchs zusehends. Es bedurfte nur eines kleinen Vorfalles, und das Feuer des Aufruhrs brach wieder aus. Der Vorfall trat ein. Der Laufener Bürger Ulin Fuchs wurde — aus welcher Ursache, ist unbekannt — vom Vogt gefangen genommen und eingesperrt. Da standen am 5. Januar 1528 die Laufener auf und zogen bei Nacht und Nebel mit gewehrter Hand vor das Schloß Zwingen. Sie forderten den Gefangenen heraus, schimpften, verbrannten die Schloßzäune und zwangen schließlich den Vogt, ihrer Forderung zu willfahren. Der Bischof verlangte innerhalb acht Tagen Schadenersatz. Im Weigerungsfalle stellte er ihnen ein ernstliches Vorgehen gegen sie in Aussicht. Er wandte sich um Hilfe nach Biel. Der Rat von Biel sandte

eilends eine Botschaft nach Laufen, damit der Stoß befriedet werde, und versprach dem Bischof, wenn die Not es erfordere, Unterstützung. In Bellelay erhielt die Botschaft vom Bischof die Nachricht, daß er mit den Aufständischen eine Einigung erzielt habe. Sie konnte deshalb die Heimreise antreten. Der Aufbruch der Laufener hatte aber die Gemüter im ganzen Tale mächtig erregt. Es war ein groß Geschrei im Lande gewesen. Der Abt von Bellelay legte darum dem Bischof nahe, energischere Maßregeln zu ergreifen: „ich bsor so ver vnd nit anders den bißhar mit denen von Lauffen gehandlet werde, u. g. vnd der stifft zu grossem nachteil dienen werde"." Auch Basel war nicht untätig geblieben. Der Rat hatte am 8. Januar den Meyer und die Räte von Laufen auf Ratszeit nach Basel gefordert und in der Folge neun Rädelsführer gefangen gelegt. Sie wurden am 21. Januar frei gelassen. Der befreite Ulin Fuchs wurde jedoch vom Bischof wieder aufgegriffen. Basel legte für ihn Fürsprache ein, da es erbärmlich wäre, daß der arme Mann, „der durch angezeigt vertresten" sich zur Kundschaft herbeigelassen hatte, dessen jetzt entgelten sollte.[51])

Während dieser unruhigen Wochen war Battenheimer von Laufen abwesend. Er hatte sich auf die Disputation nach Bern begeben, welche vom 6. bis zum 26. Januar abgehalten wurde. Er war begleitet von Hans Schmidlin, dem Schuhmacher zu Laufen, und Peter Hans Meyer, auch zu Laufen, welche ihrem Kirchherrn von der Gemeinde mitgegeben worden waren, „zuzelosen". Auch der Prädikant Simon Weber von Therwil und Ettingen und der Prädikant von Bärschwil, Jodocus Himmelkron, machten die Reise mit. In Bern traf er auch den früheren Kaplan Johannes Balthasar von Rheinfelden. Als die Disputation zu Ende ging, erklärten sie alle, Prädikanten wie Laien, durch ihre Unterschrift die Zustimmung zu den Schlußreden.[52]) Battenheimer kehrte, in seiner evangelischen Ueberzeugung durch die persönliche Berührung mit Zwingli, Berchtold Haller, Oeko-

lampad und andern mächtig gestärkt, nach Laufen zurück. Der Bischof aber setzte alle Hebel an, den entschieden evangelischen Prädikanten zu entfernen. Er beschwerte sich allen Ernstes in Basel und machte solchen Eindruck, daß der Rat der Gemeinde von Laufen empfahl, Battenheimer, der dem Bischof „so gar widrig", gütlich hinwegzuweisen, da ihnen aus dem Widerstande große Ungnade erwachsen könnte.[53]) Allein die Gemeinde, welche Battenheimer ihr Vertrauen geschenkt hatte und von der Wahrheit des evangelischen Glaubens überzeugt war, ließ sich durch diese Drohungen nicht einschüchtern. Battenheimer blieb, ja er trat entschiedener denn je für den neuen Glauben ein. Er hatte nicht ohne Gewinn der Disputation beigewohnt und mitangehört, wie die These verfochten wurde, „daß die jetzt gebräuchliche Messe, als ein Opfer für Lebendige und Tote, der Schrift zuwider, dem Opfer Christi eine Lästerung und um der Mißbräuche willen ein Greuel vor Gott sei". Durch seine Verkündigung brachte er die Gemeinde dahin, daß sie die Messe und „alle christliche Ordnung" abtat. Vergeblich hatte der Amtmann von Zwingen auf das höchste ermahnt, gebeten und geboten, daß sie bei den alten Bräuchen und Ordnungen bleiben sollten bis auf die Zeit, wo eine ganze Reformation in der Christenheit eingeführt würde.[54]) Daß nicht alle mit der Neuordnung einverstanden waren, ist nicht verwunderlich. Die Gegner der Reformation, die in Zwingen, Blauen und Dittingen in der Mehrheit waren, verlangten vom Bischof, daß er die alte Ordnung wieder herstelle, widrigenfalls sie keine Zinsen und Zehnten mehr geben würden. Für den Bischof war diese Forderung eine willkommene Gelegenheit, mit den Dörfern und Flecken des Zwingener Amtes in Unterhandlungen einzutreten. Sie führten am 14. April zu einem Vertrage. Der Bischof erklärte sich bereit, den Untertanen die Uebertretungen und Frevel, deren sie sich seit dem Bauernkriege schuldig gemacht hatten, zu vergeben, wenn sie die rückständigen Zinsen bezahlen wollten. Er ver-

sprach auch, allen Fleiß und Ernst anzuwenden, ihnen nach ihrem Begehren „christliche Ordnung mit Messe und andern göttlichen Diensten in der Kirche und anderswo" wieder einzuführen, da er sich hiezu verpflichtet wisse.[55]) Dieses Versprechen war keineswegs geeignet, die Gemüter zu beruhigen. Wenn aber die Absicht des Bischofs verwirklicht werden sollte, dann mußten die Untertanen aus dem Burgrecht mit Basel entlassen werden. An einer Schiedsgerichtsverhandlung vom 5. Mai 1528, an welcher als Vertreter des Bischofs Hans Jakob Freiherr zu Mörsberg, Landvogt im Unterelsaß, und Abt Niklaus von Bellelay, und als Vertreter Basels der Bürgermeister Adalberg Meyer und Wolfgang Harnascher mitwirkten, verlangte der Bischof die Aufhebung des Burgrechts. Basel aber weigerte sich, sich darauf einzulassen. Nach langem Hin- und Herreden kam es zu einem vorläufigen Vergleiche, der feststellte, daß die, die ins Burgrecht aufgenommen seien, dem Bischof mit allen Rechten und Dienstbarkeiten gehorsam sein sollten, da das Burgrecht dem Bischof und der Stift unschädlich sein sollte.[56])

Der Bischof war nicht imstande, die reformatorische Bewegung in Laufen aufzuhalten. Die Anregungen, welche Battenheimer an der Berner Disputation empfangen hatte, wirkten mächtig fort. Er predigte gegen die Bilder und bewies, daß Bilder zur Verehrung zu machen, dem Worte Gottes zuwider sei. Die Worte schlugen ein. Die kleinen Bilderstürme, welche in den Ostertagen 1528 zuerst zu St. Martin und darauf bei den Augustinern in Basel unternommen wurden, wirkten ansteckend und aufreizend. Zwar ließ der Rat ein Schreiben in alle Aemter ausgehen, welches gebot, „daß niemand einichley bilder oder kilchen zier vß den kilchen thue ouch die nit schmehe", und die Untertanen anwies, in bezug auf die Bilder die Anordnungen der Obrigkeit abzuwarten. Allein in Laufen war man mit der Geduld zu Ende. Der Meyer wurde aufgefordert, eine Gemeinde einzuberufen,

damit sie über die Entfernung der Bilder Beschluß fasse. Da er sich weigerte, dem Begehren zu entsprechen, „Syend sy zusamen gangen das Meer gemacht vnnd alle samen gemeinlich biß wenig an vier oder fünff puren des willens worden, die getzen haruß zethund.“ Die Leute fanden sich, welche bereit waren, das Vorhaben ins Werk zu setzen, nämlich Peter Scherer und Claus Thonat von Laufen, Heinrich Schmidlin und Veltin Summer von Wahlen und Hans Karrer und Heini Newer von Röschenz. Auch aus Liesberg halfen zwei Männer mit, Stephan Ferrer und Hans Birri. Sie stürmten die Bilder, trugen sie aus der Kirche und verbrannten sie. Dann zerbrachen sie die Altäre. Es kamen noch andere dazu. Mit Frevelhänden wurden die Büchsen erbrochen, worin das Geld zur Zierung der Kirche eingeschlossen war.

Der Bildersturm erregte gewaltiges Aufsehen. Basel sandte eine Botschaft hinaus, um zu erfahren, wer die Aufwiegler gewesen seien. Da kamen die Bürger zusammen und einigten sich dahin, daß sie alle miteinander „in der Bütt“ sein wollten. Nur einer, der Metzger vor dem Städtlein, wollte nicht in dem Bund sein. Die Täter wurden jedoch ermittelt und nach Basel geführt, getürmt und verhört. Sie hielten Wort und verrieten sich nicht. Es war nicht aus ihnen herauszubringen, wer die Bilder verbrannt hatte. Am 22. Mai wurden die beiden Liesberger, am 28. Mai die andern sechs Bilderstürmer aus dem Gefängnis entlassen.[57]) Es dürfte schwerlich behauptet werden, daß alle, die am Bildersturm beteiligt waren, nur aus religiösen Beweggründen, aus dem Zwange des Gewissens heraus, gehandelt haben. Beim Prädikanten Battenheimer an wirklicher evangelischer Ueberzeugung zu zweifeln, liegt keine Veranlassung vor. Daß auch noch andere als nur religiöse Beweggründe mit im Spiele waren, läßt sich nicht leugnen. Denn dafür spricht schon die Tatsache, daß das Geld aus den Büchsen, das zur Zierung der Kirche bestimmt war, ge-

raubt wurde, weiterhin, daß die Führer beim Bildersturm auch die Weigerung, Zehnten und Zinse zu zahlen, als durchaus begründet rechtfertigten.[58]) Die Verwechslung evangelischer Freiheit mit der Freiheit von ökonomischen Lasten, wie sie überall damals zu beobachten war, ist ganz unverkennbar. Jene rechte, aus dem Glauben fließende Freiheit galt vielen wenig oder nichts; sie hatten es nur auf Erweiterung ihrer bürgerlichen Rechte abgesehen, so gewiß auch die Bürger von Laufen, welche Tag und Nacht in den Wassern des Bischofs fischten und zwar mit ganz ungewöhnlichen Mitteln, mit Wellen und dergleichen, wodurch die Wasser auch des Samens beraubt wurden, und worüber sich der Bischof in jenen Tagen beschwerte.[59])

Der Bildersturm hatte aber noch eine andere Folge. Blauen und Dittingen wollte wieder einen katholischen Pfarrer, und auch der Obervogt von Zwingen wollte seine Kapelle wieder von einem altgläubigen Kaplan besingen lassen. Ob die beiden Pfründen bisher von Laufen aus bedient worden waren, oder ob die Kapläne, dem evangelischen Glauben zugetan, der Bewegung zum Opfer fielen, welche mit dem Bildersturm eingesetzt hatte, ist nicht bekannt. Soviel aber ist sichtbar, daß sowohl Blauen und Dittingen als auch der Obervogt in Zwingen wieder katholische Priester wünschten. In der ersten Maiwoche beredete sich Erasmus Sigelmann, der Vogt von Zwingen, mit Meister Hans Vischer, Chorherrn von St. Peter in Basel, wegen der Pfründe von Blauen und Dittingen. Auf Grund dieser Besprechung stellte sich ein katholischer Priester am folgenden Sonntage den Gemeinden Blauen und Dittingen vor und sah sich die Sache an. Die Bauern waren mit ihm zufrieden und wollten ihn anstellen. Allein der Priester hatte Bedenken, da die Behausung, die in Dittingen war, zu klein und zu eng war. Der Vogt dachte auf Abhilfe. Er wollte die Bürger von Laufen veranlassen, den Priester im Hause in Laufen wohnen zu lassen; er machte darum den Vorschlag,

es möchten Vertreter des Domkapitels und der Chorherren von St. Peter mit den Bürgern von Laufen reden oder schriftlich verhandeln und, falls sie sich sperren sollten, sie bei ihren Eiden ermahnen. Seinen Plan, dem neuen Priester von Blauen und Dittingen auch die Kapelle von Zwingen zu übertragen, um den neuen Priester eher zur Annahme des Amtes zu bewegen, hatte er fallen lassen müssen, da der Obervogt zu dieser Vereinigung seine Einwilligung nicht gegeben, sondern die Kapelle einem andern verdingt hatte, „der sy besingen sol". Welchen Verlauf die Verhandlungen genommen haben, ist nicht ersichtlich. Eine glückliche Lösung wäre es jedenfalls nicht gewesen, den gut katholischen Priester von Blauen mit dem evangelisch gesinnten Kaplan von Laufen im selben Hause unterzubringen, und es ist wohl denkbar, daß der Bewerber um die Pfrund Blauen noch aus andern Ursachen die angebotene Stelle ausgeschlagen hat, als darum, weil ihm das Pfarrhaus zu klein und eng war.[60])

Im Bildersturm hatte sich das Gewitter entladen. Die drückende Schwüle war gewichen. Unangefochten konnte Battenheimer das Evangelium verkündigen, wie auch der Hirtenbrief bezeugt, den Oekolampad am 13. November 1528 an die evangelischen Pfarrer im Baselbiet sandte und der neben den bischöflichen Pfarrern von Therwil, Oberwil und Reinach auch an Georg Battenheimer gerichtet war.[61]) Die endgültige Entscheidung konnte freilich für das Landstädtchen erst fallen, wenn einmal in Basel selbst das Evangelium zum Siege gekommen war. Die Zeit kam. Am 12. Februar 1529 wurden in Basel die Messe und die Bilder als „todt und ab" erklärt, ebenso wurde beschlossen, daß auf der Landschaft ohne Verzug alles „hölzerne Götzenwerk" abgetan und verbrannt werde. Am 1. April aber ließ der Rat die Reformationsordnung der Basler Kirche ausgehen. Der Wellenschlag der Bewegung machte sich sofort auch im Birstale bemerkbar. Die Bevölkerung wurde unruhig und

verlangte auch die Reformation. Es stand ein Ueberfall des Schlosses Zwingen zu befürchten. Der Rat von Basel warnte den Vogt, daß er das Schloß gut verwahre, damit der Stift keine Untreue widerfahre. Der Bischof mußte nachgeben. Am 4. Juni kam in Zwingen ein Vertrag zwischen dem Bischof von Basel und dem Meyer, Rat, Geschworenen und ganzer Gemeinde in Laufen und den Dörfern Wahlen, Röschenz und Liesberg, am 4. September ein solcher mit den Gemeinden Reinach, Oberwil, Therwil, Ettingen und Allschwil zustande. Die Verhandlungen waren durch Abt Niklaus von Bellelay, Bürgermeister Jakob Meyer und Wolfgang Harnascher von Basel geführt worden. Im Vertrage mit Laufen wurde vereinbart, daß die Kirchenzierden inventarisiert und bis auf weiteren Bescheid an einen sichern Ort gelegt werden sollten, daß der Bischof eine Abschrift des Inventars erhalten sollte. „Des Gotsworts halb" wurde der damalige Zustand zu Recht erkannt. „Vnd das die vnderthanen vnd auch ire predicanten von des gotsworts wegen frig wandlen megen in meins gn. Herrn. Oberkeit. Vnd sol ouch inen niemand nütz args von des gotsworts wegen zufügen. Deßglichen söllen ouch die predicanten nütz anders denn die heilige schrifft als nüw vnd allt Testament predigen, vnd söllen ouch vff den cantzlen niemand nennen noch dieselben schelten." Das Burgrecht mit Basel wurde belassen. „Item den Artikel der vnderthanen betreffend die entpörung mit allem anhang lassen wir zu diser zit anstan, biß die vorbenempten Artikel, so vffgeschriben sind, vßgericht werden." Alsdann sollte den Vermittlern dieser Artikel „gantz vnd gar vertrauwet werden von beiden parthien, darumb ein vßspruch zethund."[62])

Die Durchführung der Reformation vollzog sich nun in aller Ruhe. Die Kirchenzierden wurden aus der Kirche entfernt, aber nicht aufbewahrt, sondern nach dem Vorgange der Gemeinden im Gebiet der Stadt Basel verkauft oder vergantet und der Erlös von 96 Pfund von der Gemeinde

nach ihrem Gefallen verwendet.[63]) Die Zahl der Geistlichen wurde auf das notwendige Maß beschränkt. Neben dem Leutpriester, der vom Domkapitel gesetzt wurde, blieb nun nur noch der Diakon, dessen Wahl der Stift von St. Peter zustand. Der erste, der dieses Amt versah, war Ulrich Wesener.[64]) Er fand kaum sein Auskommen, mußte die Stift St. Peter um Hilfe anrufen, damit er sein Brot haben möge, und zog es deshalb vor, nach kurzer Zeit die Kaplansstelle auf der Farnsburg anzunehmen. Auch der Nachfolger Weseners, Conrad Olant, lebte in bedrängten Verhältnissen. Denn der Leutpriester mußte ihm in der Teurung des Winters 1531 auf 1532 für 9 Pfund und 5 Schilling Bürge sein, die er hatte aufnehmen müssen.[65]) Neben den beiden Geistlichen wirkte an der Gemeinde auch ein Schulmeister, doch dringt über seine Tätigkeit nichts ans Licht. Die Prädikanten mußten wie die Pfarrer in Stadt und Land den Eid leisten und traten damit in die Synode ein.

Die Gemeinden Zwingen, Blauen und Dittingen verharrten auch jetzt noch in ihrem Widerstande gegen die Reformation. Aber auch in Laufen und den Gemeinden Wahlen, Röschenz und Liesberg fanden sich noch offene oder versteckte Anhänger des alten Glaubens. Das friedliche Zusammenleben der getrennten Brüder, namentlich auch aus dem katholisch gebliebenen Delsbergertal, ließ sich durch keine obrigkeitliche Verordnung befehlen. Es kam darum hin und wieder zu allerlei Zusammenstößen. Einmal kam der junge Müller von Delsberg nach Laufen. Nachdem er etwas lange im Wirtshause gesessen war, ließ er sich auf dem Heimwege vom Wein übermeistern und redete öffentlich, daß alle, die dem Evangelium anhängig seien, sie seien von Basel oder von Laufen oder woher sie seien, Ketzer seien, Bösewichter und Schelmen. Der Meyer von Laufen ließ ihn festnehmen. Nach drei Tagen wurde er auf Bitten seiner Verwandten vom Amtmann entlassen, nachdem er öffentlich im Beisein des Vogtes, des Rates, einiger Bürger und

des Prädikanten um Verzeihung gebeten und die Evangelischen als „christlich ehrlich und gut fromm Leut" bezeichnet hatte. Er mußte aber zudem noch die Kosten seiner Einsperrung bezahlen.[66]) Für die Prädikanten war also noch ein weites Feld, wo sie ihre Kräfte zur Gewinnung der Altgläubigen betätigen konnten.

Dazu kam nun auch noch der Kampf gegen die Täufer. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß nach dem Bauernkriege viele Täufer sich ins Gebiet des Bischofs zogen, aber daß von Basel aus auch hier auf sie Jagd gemacht wurde. Auch etwas später, nach der Durchführung der Reformation im Baselbiet, kamen vereinzelte Fälle vor. Als in Liestal der Umschwung sich vollzogen hatte, verließen zwei Täufer das Städtchen und begaben sich nach Laufen. Der eine, Caspar Heinrich, der Schuhmacher, hatte sich im Frühjahr 1528 mit Heinrich Oettlin von Rheinfelden von Hans Seckler taufen lassen und lag im April in Basel gefangen. Am 21. Dezember 1530 wurde in Laufen der Wiedertäufer Veit Oettlin, der Sattler, von Rheinfelden gefangen. Er hatte wiederholt dem Basler Gerichte zu schaffen gemacht. Er war am 19. Mai 1528 mit Bernhart Sacher von Bremgarten aus dem Gefängnis entlassen worden. Da er nicht hatte schwören wollen, war ihm gedroht worden, er werde, wenn er wieder betroffen werde, ins Halseisen gelegt und mit Ruten geschlagen werden. Allein schon einige Tage später war er wieder aufgegriffen worden, diesmal in Begleitung von Konrad Winkler vom Kapf im Zürichbiet. Er wurde noch einmal gewarnt und mit Ruten, Halseisen und Schwemmen bedroht. Im August war Veit Oettlin mit Konrad Winkler und Nysius Schmit von Dießenhofen wieder im Gefängnis gesessen. Nachdem sie die Urfehde geschworen hatten, waren sie entlassen worden. Sie waren fünf Meilen weit fortgewiesen worden und hatten bei Strafe der Ertränkung das Verbot erhalten, nicht zu predigen oder predigen zu hören. Veit Oettlin hatte in

Laufen seine Zuflucht gesucht. Aber nun war er auch hier aufgejagt worden. Er wurde am folgenden Morgen wieder frei gelassen und aufgefordert, das Land zu meiden, „dieweill er deß glaubens" sei, bei Strafe des Ertränkens, wenn er wieder getroffen werde.[67]) Auch später wurde wieder gegen die Täufer gehandelt.

6. Erneute Verhandlungen über das Burgrecht. Ein gefährliches Unternehmen.

Als am 4. Juni 1529 für Laufen eine wenn auch vorläufig recht dürftige, eigentlich nur die Hauptfrage, die Verkündigung des Wortes Gottes regelnde kirchliche Ordnung festgesetzt worden war, da waren die Burgrechtsfrage, sowie alle die Streitpunkte, die seit dem Bauernkriege hängig waren, einer spätern Erledigung vorbehalten worden. Die zweite, am 5. Mai 1528 in Aussicht genommene Verhandlung hatte am 29. September 1528 stattgefunden. Nachdem verschiedene Wege vorgeschlagen worden waren, aber sich als ungangbar erwiesen hatten, war eine Einigung erzielt worden. Der Bischof hatte versprochen, das Schloß und Amt Birseck mit den Dörfern Arlesheim, Reinach, Oberwil, Allschwil, Binningen und Bottmingen an die Stadt Basel zu verkaufen. Zuvor aber sollten die übrigen beiderseits übergebenen Klagartikel zu friedlichem Austrag gebracht werden. Basel aber hatte sich verpflichtet, nachdem diese Klagartikel erledigt und der Kauf in Kraft getreten sei, vom Burgrecht mit Laufen und seinen zugehörigen Dörfern zurückzutreten, sie dem Bischof wieder zuhanden zu stellen, und in Zukunft ohne Wissen und Willen des Fürsten mit keinem seiner Untertanen ein Burgrecht einzugehen. Dagegen hätte vor Aufhebung des Burgrechts der Bischof sich mit seinen Untertanen wegen aller verlaufenen Handlungen und vorgebrachten Beschwerden verständigen sollen. Zunächst hätte zu diesem Zwecke zwischen dem Bischof

und der Bauernschaft, die im Burgrecht begriffen war, verhandelt werden sollen, wobei der Bischof wie der Rat von Basel allen Fleiß anzuwenden verpflichtet worden waren, daß die Streitigkeiten geschlichtet würden. Auf keiner Seite hatte man sich die großen Schwierigkeiten verhehlt. Darum war schließlich die Bestimmung in den Vertrag aufgenommen worden, wenn keine Einigung zustande komme, so sollten gleichwohl Laufen und die andern Verburgrechteten dem Bischof wie früher Zinsen und Gefälle bezahlen.[68])

Der Vertrag war in der Tat eine Totgeburt gewesen. Nachdem Basel die Reformation angenommen hatte, verspürte der Bischof begreiflicherweise noch weniger als früher Lust, einen Teil seines Gebietes der reformierten Stadt zu verkaufen und damit seine Untertanen endgiltig dem evangelischen Glauben auszuliefern. Basel war aber auch nicht gewillt, Laufen und die zu ihm gehörigen Dörfer um den Preis der Dörfer im Birseck fahren zu lassen, welche die Stadt eigentlich jetzt schon fest genug in Händen hatte, um sie sich nicht mehr entreißen zu lassen. Zudem war die Hoffnung für die Stadt noch nicht geschwunden, mit der Zeit auch Laufen ganz an sich ziehen zu können. Am allerwenigsten aber war Laufen selbst geneigt, in die volle Gewalt des Bischofs zurückzukehren, vielmehr richtete es sein ganzes Sinnen darauf, dauernd sich unter den Schutz der Stadt am Rheine zu stellen. Es war eingetroffen, was vorauszusehen gewesen war, es war alles wieder im Sande verlaufen. Sollte aber, wenn auf dem Rechtswege nichts erreicht werden konnte, nicht endlich einmal ein anderer Weg beschritten, sollten nicht die Waffen aufgerufen werden, um eine Entscheidung herbeizuführen? Es gab in Basel und auch in Laufen Männer, denen die Rechtsfrage keine große Sorge machte, welche ohne Gewissensbeschwerung den Waffen die Entscheidung glaubten überlassen zu können; es gab aber auch andere, denen es zweifelhaft war, ob die Kastvogtei der Hochstift, welche Basel besaß, die Berechti-

gung begründe, das Gebiet des Bischofs an die Stadt zu ziehen, die ihr Ziel, das Bistum an die Stadt zu bringen, nicht um den Preis einer offenbaren Rechtsverletzung erreichen wollten, und diese aus Rechtsgefühl Bedächtigen gewannen den Sieg über die skrupellosen Stürmer. Die Frage wurde im Rate aufgeworfen: „ob man dem Bischof das Land innemmen welle und wie man diese Sach angriffen solte". Sie wurde an die Kriegsherren verwiesen, welche sie im Dezember 1529 verhandelten. „Ist davon geratten, das noch zur zyt weder gut noch not sye zu ratschlagen, wie man ein frömbd Land innemmen, sonder vil me bedencken und erwegen solle: ob man eins solchen Ingriffs Fug habe, uß was Ursach wir das thun mögen, und ob solche Ursach vor einer Erbarkeit bestan möge oder nit; damit wir mit unredlichen Sachen dem Wort Gottes, dessen wir uns berümen, nit Nachteil zufügen und also den Zorn Gottes über uns ludend. — Zum andern soll man ouch wol erwägen, so man etwas dätlichs anzenemmen glich Fug und gut Ursach hette, ob wir starck genug syend, wie wir die Sach beharren wellend, mit waß hilff wir's thun mögend, waß das End syn werde. Und wenn man deß endlichen Willens würde das Land inzenemmen, alsdann soll man ratschlagen, wie die Sach anzegriffen sye und glich die Dath mit Rath an die Hand nemmen. Hieby möchte nüt schaden, daß man zu Fürsorg ein Ußzug mache under dem Schin und Geschrey, alls ob es von wegen der verbottenen Zehenden und Zinsen beschechе u. s. w." Als die Räte sich über die Angelegenheiten aussprechen sollten, wurde nach dem Rate der Kriegsherren entschieden. Die zornige Rede Heinrich Zellers, der dem Rate Feigheit vorwarf: „Ir hend nit so vil hertzes, das irs thun dörffen", vermochte den Rat nicht umzustimmen.

Die Frage konnte nicht zur Ruhe kommen. Der Bischof versuchte, die Untertanen zu nötigen, ihm gehorsam zu sein und zu schwören. Sie weigerten sich. Ja, um sich in Zukunft vor solchen Zumutungen des Bischofs zu schützen,

wurde von einigen Männern der Plan ins Auge gefaßt, das Band, das sie mit dem Bischof verband, völlig zu durchschneiden, das Kloster Lützel zu überfallen und in Verbindung mit Basel das Land des Bischofs einzunehmen. An der Spitze der Bewegung standen Hans Karrer von Laufen und Heinrich Newer von Röschenz, die beide schon im Bildersturm in Laufen sich hervorgetan hatten. Ohne Zweifel hatten die Führer Kenntnis davon, daß auch in Basel die Burgrechtsfrage die Gemüter wieder beschäftigte, und es Leute in der Bürgerschaft und auch im Rate gab, welche den Augenblick für günstig hielten, das Bistum zu besetzen. Anfangs Oktober 1530 war die Angelegenheit im Rate zur Sprache gekommen. Allein der Rat wollte sich auf dieses Wagnis nicht einlassen. Darüber war Urban Schwarz, der Weinschenk, der sich durch seine Teilnahme an der Berner Disputation als eifrigen evangelisch gesinnten Mann ausgewiesen hatte, sehr ungehalten. Er äußerte sich dem Stadtknecht Urban Blechnagel gegenüber in der Metzg: „Botz licham, es will im rat nit gan; ich bin im alten rath gestanden vnnd han gemeint, ich wette die ding fürderen, das wir bede lender innemmen, so will es nit hetten. (!) Sumer botz licham, es muß ein nuwen getzenkrieg gen, ich vermöge es dann nit an der burgerschaft."

Am 19. Oktober kamen Heinrich Newer und Hans Karrer mit einigen andern von Laufen nach Basel, stiegen im Ochsen in der Spalen ab und aßen dort zu Abend. Sie erzählten Urban Blechnagel, der erschienen war, was sie im Schilde führten. Unter dem Scheine, als ob sie den Eidgenossen von Bern, welche den Genfern gegen den Herzog von Savoyen zu Hilfe geeilt waren und noch im Felde lagen, zuzögen, wollten sie aufbrechen, das Kloster Lützel überfallen und auch des Bischofs Land einnehmen. Am Sonntag den 23. Oktober sollte der Plan zur Ausführung kommen. Sie forderten Blechnagel auf, mit guten Gesellen in der Stadt zu reden, daß sie ihnen zuzögen. Blechnagel versprach, ihrem

Wunsche gemäß zu handeln. Schon am folgenden Tage bot sich dazu Gelegenheit. Im Rate war „der Ornaten halb" verhandelt worden. Die Domherren hatten, nachdem sie Basel verlassen hatten, verlangt, daß ihnen ihre Bücher, Kirchenzierden, Ornate und anderes, was in den Gewölben der Kirchen verwahrt wurde, herausgegeben würden. Allein der Rat hatte die Herausgabe verweigert. Wiederholt hatten deswegen zwischen dem Domkapitel und dem Rate Verhandlungen stattgefunden, ohne indessen zu einem Abschlusse zu gelangen.[70]) Am 20. Oktober war die Angelegenheit wieder einmal zur Sprache gekommen. Urban Schwarz und Ludwig Becherer hatten im alten Rate „ein stand getan"; aber sie waren nicht durchgedrungen. Schwarz berichtete darüber Blechnagel. Dieser aber erzählte ihm nun von seiner Besprechung mit den Abgesandten von Laufen und ihrer Absicht. Schwarz bezeugte seine Freude: „Das ist recht; ich wet, daß vnsere gesellen ouch vffwerend". Er forderte Blechnagel auf, mit Steffen Bart,[71]) dem Blatternarzte, der im Bauernkriege den Sundgauer Bauern zugezogen war und deshalb wie Blechnagel im Gefängnis gelegen hatte, und Urban Gürtler, dem Leutnant, der im Zug nach Genf zum Fähnrich bestimmt war, zu reden, daß sie sich rüsten sollten, und ihm wieder Bescheid zu geben, wie diese beiden unternehmungslustigen Männer sich zu der Sache stellten. Blechnagel sagte zu. Am Samstag den 22. Oktober war wieder Rat. „Man hat vns eins uff's mul geben", berichtete Schwarz dem Stadtknecht Blechnagel, „wir dürfen gar nit me daruon reden; aber es muß nit darby pliben". Blechnagel fuhr bei Steffen Bart und Urban Gürtler mit seinen Bemühungen fort. Er redete Steffen Bart zu, daß er, wenn die Bauern im Laufental sich erhöben, ihnen mit einem Fähnlein zuzöge. Bart ließ sich willig finden. Als nach dem Imbis Hans Lotterer, der auch im Bauernkrieg schon eine Rolle gespielt hatte, in die Schol kam, um Fleisch zu kaufen, redete ihn der Stadtknecht Michel

Fink an. Steffen Bart habe neuen guten Baselwein aufgetan, Blechnagel und er wollten ihn auch versuchen. Lotterer sollte auch kommen und die Büchse mitbringen, denn es sei ein Zug beabsichtigt. Als kurz nachher Blechnagel mit Hans Lotterer in Barts Stube saß, ging Jakob Herre vorüber. Bart rief ihm und fragte ihn, ob das Fähnlein frei sei. „wan es nit wider myne herren ist, so will ich vch das venlin geben; doch so hat es dhein stangen", lautete die Antwort. Blechnagel wurde nun sofort zu Urban Schwarz und Heinrich Zeller, dem Kuefer, geschickt, um sie zu Bart zum Essen einzuladen und ihnen zu berichten, wie weit die Angelegenheit schon gediehen sei, und daß Bart bereits ein Fähnlein zur Verfügung stehe. Sie sollten kommen, damit Bart sehe, daß es ihr Wille sei, mitzuhandeln. Er fand die beiden Männer vor dem Hause Urban Schwarz's. Beide versprachen zu kommen. Hans Lotterer ging zu Simon Morgenstern, um ihn zu bearbeiten. Urban Schwarz überlegte sich aber die Sache noch einmal, eilte zu Blechnagel und eröffnete ihm: „Urban, ich hab mich bedacht, ich will nit by vch essen; dann wan ich vnd Heinrich Kuffer bed do sin solten vnnd etwan die sach vßbrechen wurde, so mußtend wir bed, wan man daruon hant botte, im rath vßtretten, das were aber nit gut. Dann wir mochten nit wüssen, waß gerathen werde. So ich aber jetz nit gan vnd schon die Sach lutprecht werdeth, so plib ich darby sitzen, hören waß man rathet vnnd kann vch allewegen sagen, wy es by minen herren stat. Darum so sind gutter dinge vnnd frölich vnnd wenn sy myner warten, so sprich: Man solle essen vnnd furfaren alß ob er selbs da were, mir sy ettwaß fürgefallen. Aber ich wölle in der vrten sin."

Am Abend stellten sich die Geladenen, Urban Blechnagel, Heinrich Zeller, der Keufer, Hans Lotterer, Urban Gürtler und Simon Morgenstern bei Steffen Bart zum Essen ein. Es wurde lebhaft verhandelt. Heinrich Zeller machte die Einleitung: „Hey, min herren ligend zu lang im

armbrust. Es ist nit lang das ouch daruon geratten worden, man solte dem Bischof sin land innemen vnnd wurden botten verordnet die sachen zu beratschlagen. Aber da es wieder für rath kam, bin ich vffgestanden vnd gesagt: Ir hand nit so vil hertzes, das irs thun dörffen, vnd bin damit von inen vßtretten." Besonders zuversichtlich äußerte sich nach seinen Erfahrungen im Bauernkrieg Steffen Bart. Ihrer vier hätten damals den Götzenkrieg angefangen. Das wollten sie auch tun. Bei der ganzen Geschichte verfolgte er nicht nur das Interesse der Stadt, auch nicht das der bischöflichen Untertanen, er hoffte vielmehr endlich zu seinem ausstehenden Solde vom Bauernkrieg her zu gelangen[72]) und wollte „den Pfaffen am Bischof rächen". Aber auch allerlei Bedenken kamen zu Wort. Als Hans Lotterer und Simon Morgenstern gefragt wurden, ob sie mitmachen wollten, gab der erste zur Antwort: „Myn lib vnd gut bin ich geneigt darzustrecken, wenn es mit mynen herren ist. Doch so sitzt einer miner Herren da, der weißts wohl." Heinrich Zeller erwiderte: „Ich bin nit hergeschickt vch zeheißen oder ze weren, ir wüssend wol, was ir thun sond." Und Urban Gürtler warf vorwurfsvoll die Frage dazwischen: „Meinst du, das wir ettwaß thun welten, das wider mine herren were." Blechnagel aber erklärte: „Worfür hand ir mich, ich bin myner Herren diener. Ich neme nit ein hutli vol fleisch dann es stunde mir zu vil daran." Morgenstern antwortete, wenn es nicht wider die Herren sei und ihm nicht an der Urfehde schade, die er den Herren geschworen habe, wollte er kommen. „Botz liden," fuhr Blechnagel auf, „waß sott es dir schaden. Wenn ir vßhin komen, so wirt das paner glich nachin gan." Simon entgegnete, daß er zu der Büchsen verordnet sei, auf sie müsse er warten. Blechnagel erwiderte: „Hey das schat nüt, wan du vorhin dussen bist, so darffst du nit nac̄hin ziehen." Blechnagel, Bart und Gürtler hatten sich darauf gefaßt gemacht, daß die Frage, ob der Rat einverstanden sei, aufgeworfen werde. Sie hatten sich bereits

dahin verständigt: Wenn sie sähen, daß der Rat den Zug verbiete, so sollten Blechnagel und andere Knechte umherlaufen und die Leute bearbeiten, daß sie sich nicht abwendig machen ließen. Das Verbot des Rates sei nichts als ein „mennlin“, wodurch der Rat „dester mit besser fugen den iren, so sy nit verlossen wurden, mit gewalt nochziehen, lüt und geschütz, disen zug stattlich zeuolenden, mit bringen möchten.“ Auf diese Weise wußten sie die Bedenken zu zerstreuen und die noch Zaudernden zu beruhigen, daß der Zug nicht gegen den Willen des Rats, „sondern nit me den ein mennlin were, damit sy es dester baß konndthen verantwurten.“ Allgemein waren die Männer von der Notwendigkeit überzeugt, noch weitere Leute in die Sache hineinzuziehen. Unter andern wurde Gebharts, des Ratsherrn Sohn, und Fridolin Ryffs Bruder genannt. Man hielt es auch für ratsam, viele Gesellen von Bern, die ihnen befreundet waren, in den Handel zu bringen, „damit mans dester baß durhin drucken möchte“.

Auf dem Heimwege wurden Lotterer und Morgenstern wieder unruhig; es müsse dennoch etwas an der Sache sein. Der Ratsherr Zeller aber beruhigte sie: sie sollten nur tapfer fortfahren und, wenn sie an die Götzen kämen, nichts bleiben lassen. Allein sie ließen sich doch nicht mehr beruhigen, sondern wurden miteinander eins, von der Sache zurückzutreten. Sie fanden sich darum auch nicht mehr ein, als am Sonntag vormittag Zeller, Schwarz, Bart, Gürtler und Blechnagel zusammen kamen, um „alle Ding eigentlich“ abzureden.

An die Laufentaler hatte Blechnagel einen Brief abgefaßt, die Bauern möchten an Steffen Bart berichten, ob sie nach ihrer Zusage am Sonntag den 23. Oktober gerüstet seien und das Spiel beginnen wollten. Er hatte ihn jedoch nicht abgeschickt; nachdem er ihn am Sonntag morgen Urban Gürtler vorgelesen hatte, zerriß er ihn. Am Sonntag nachmittag wurde auf der Schützenmatte geschossen. Am Abend saßen einige von den Eingeweihten mit andern Schützen zu-

sammen. Der Wein löste die Zunge. Simon Morgenstern ließ sich vernehmen, sie würden bald ein Schießen am Blauen haben. Schon am folgenden Tage war die Sache dem Rate zur Kenntnis gekommen. Blechnagel wurde zu den Predigern und zu Heinrich Zeller und Hans Nagel geschickt, diese in den Rat zu holen. „Meister Heinrich," redete der Stadtknecht den Ratsherrn an, „es gott vbell. Min herren wissen alle ding." „Schweig nur still vnd sag niemanden nüt," erwiderte dieser, „wir wend im woll recht. (!) Hans Nagel weißs ouch."

Bereits waren etliche heimlich hinausgezogen. Der Rat mahnte die Bürger bei großer Strafe und den Eiden wieder heim. Benedikt Bart wollte eben zum Aeschentor hinausziehen, als ihm der Bürgermeister Jakob Meyer zum Hirzen begegnete und ihn bei seinem Eide aufforderte, umzukehren. Aber der Knecht antwortete „stölzlich": So gebe er seinen Eid auf. Erst nach langem Hin- und Herreden ließ er sich bewegen, zu bleiben. Auf allen Zünften wurde das Verbot, fortzuziehen, bekannt gemacht. Noch am Montag wurde mit beiden Räten erkannt, alle die zu strafen, „die solichen vfflouff gemacht hatten vnd sollich rottung zusammen trieben hatten". Die Hauptschuldigen wurden gefangen gelegt: Urban Blechnagel, Hans Lotterer, der Weber, Konrad Locherer, der Nestler, Heinrich Zeller, Urban Schwarz, Benedikt Bart und Michel Fink, der Stadtknecht, und die beiden Laufentaler Heinrich Newer und Hans Karrer. Etlichen Bürgern, so Steffen Bart, „der in dieser sach ein houptman was" und Urban Gürtler wurde ein „gleyd" gegeben, aber sie taten sich wieder hinweg.[73])

Die Bauern des Laufentales hatten sich unterdessen am Sonntag den 23. Oktober erhoben und sich vor die Schlösser Zwingen und Birseck gelegt, hatten aber, da sie von Basel keinen Zuzug erhalten hatten, wieder abziehen müssen. Das Schloß Birseck wurde von den Solothurnern eingenommen, mußte jedoch von ihnen wieder herausgegeben werden.

Die Teilnehmer an der Empörung wurden bald wieder freigelassen, am 31. Oktober Hans Lotterer und Benedikt Bart, am 1. November Konrad Locherer, der verbannt wurde, und am 5. November Heinrich Zeller, Urban Schwarz und Michel Fink, die als „nicht geständig ganz unschuldig" in die Freiheit zurückkehrten. Steffen Bart und Urban Gürtler hatten sich durch Flucht dem Arm der Gerechtigkeit entzogen. Ein blutiges Opfer blieb auf dem Platze. Urban Blechnagel wurde am 15. Dezember enthauptet, gevierteilt und an die Straßen gehängt. Zu dieser Strenge hat nicht bloß die amtliche Stellung des Stadtknechtes, sondern auch sein wenig rühmliches Verhalten im Bauernkriege Veranlassung gegeben.[74]) Am 21. Januar des folgenden Jahres erhielten auch die beiden Laufentaler wieder ihre Freiheit, nachdem sie Urfehde geschworen hatten.

So hatte dieser Versuch, die Burgrechtsfrage des Laufentals mit der Waffe statt auf dem Rechtswege zu entscheiden, fehlgeschlagen. Das Maß der Selbstverleugnung, welches der Rat von Basel übte, indem er seine Wünsche hinter der Forderung des Rechts zurückstellte, verdient alle Anerkennung, ebenso wie das Verantwortlichkeitsgefühl, von dem er sich leiten ließ und das ihn bewog, als Behörde einer nach dem Worte Gottes reformierten Stadt nichts zu unternehmen, was mit der Ehrbarkeit nicht bestehen und der evangelischen Sache nur Schaden zufügen konnte. Die Folge war allerdings die, daß die Verhältnisse sich nicht abklärten und daß die langwierigen Verhandlungen von neuem einsetzten, ohne eine wirkliche Entscheidung herbeizuführen.

7. Die Verträge des Bischofs mit Laufen von 1532, 1534 und 1535.

Nachdem im Sommer des Jahres 1529 in den bischöflichen Gemeinden die Reformation durchgeführt und durch Verträge sichergestellt worden war, leisteteten die Pfarrer

wie die in den Basler Aemtern den Eid und wurden als Glieder der Basler Kirche gehalten. Vom Herbst 1530 an erschienen sie deshalb auch auf den Synoden in Basel.[75]) Allein es traten bald Mißstimmungen ein. Zum Teil trugen die unklaren Verhältnisse daran schuld, zum Teil aber auch die Versuche der Untertanen, eben diese Verhältnisse zu ihrem Vorteile zu benützen. Sie machten vielfach, was ihnen beliebte. Gab ihnen die Stadt ihre Weisungen, dann waren sie bischöflich, sollten sie dem Bischof Gehorsam leisten, beriefen sie sich auf das Burgrecht mit Basel, oder wie ein andermal geklagt wurde, sie wollten weder die Mandate Basels noch des Bischofs halten. Sie setzten Priester ab, machten eigene Feiertage, straften die, welche sie nicht hielten und wiesen den Pfarrern ihre Kompetenz nicht aus und hielten auch sonst in der Verwaltung der Kirchengüter nicht die erforderliche Ordnung.[76]) Es war darum geboten, daß ein neuer Vertrag die kirchlichen Verhältnisse ordnete. Bürgermeister Jakob Meyer wurde als Schiedsrichter angerufen. Durch seine Vermittlung kam es am 12. Juni 1532 zu einem Vertrage zwischen dem Bischof von Basel und Meyer, Rat, Geschworenen und ganzer Gemeinde von Laufen und den Dörfern Wahlen, Röschenz und Liesberg.[77]) Die Gemeinden Zwingen, Blauen und Dittingen hatten ihren Widerstand gegen die Reformation auch jetzt noch nicht aufgegeben.

Unter dem Zwang der Verhältnisse hatte der Bischof schon einige Zeit auf die Ausübung des geistlichen Gerichtes verzichten müssen. Der neue Vertrag ließ es vorläufig bei der bisherigen Uebung bleiben, doch „Ihrer fürstlichen Gnaden Jurisdiktion und gerechtigkeit vnverzigen". Deutlicher und bestimmter als früher sprach sich der Vertrag über die Verkündigung des Evangeliums aus und faßte die Lehren zusammen, die aus den bisherigen Erfahrungen gezogen worden waren. Es wurde bestimmt, daß den Untertanen „das heilig Wort Gottes, das Evangelium Jesu Christi nach vermög des newen auch alten Testaments zu der ehren

Gottes und pflantzung gutter gehorsame ouch brüderlicher liebe trewlich verkündt werde". „Es sollent aber die prediger vff der Cantzlen alle nidische schmach- vnd scheltwort, dadurch jemand verlümbdet oder verargwont werden möchte, vnderlassen, khein sönderige persohnen nemmen noch anziehen sonder die laster in gemein von mißfallens der sünden wegen straffen. Dazu sollent vnd mögent bemelte vnderthanen vnd ihre predicanten im Bistum frey ohne sorg wandlen also, daß ihnen von wegen des göttlichen worts, daß sy demselbigen anhengig sindt, nichts args zugefügt werde." Doch sollten sich die Untertanen, und ihre Prädikanten auch ihrerseits, wenn sie in das katholische Gebiet des Bischofs kämen, „mit worten vnd werkhen bescheidenlich vnd fründlich halten von wegen deß gloubens vnd christenlicher religion niemanden schmehen reizen noch anziehen". Weiterhin sah der Bischof davon ab, die Laufener wegen des Verkaufs der Kirchenzierden zu strafen. Wenn aber durch ein allgemeines Konzil bestimmt würde, daß die Altäre und Kirchenzierden wieder aufgerichtet werden sollten, dann sollten die Bürger von Laufen die 96 Pfund, die sie beim Verkauf der Kirchenzierden gelöst hatten, wieder erstatten. Damit wieder eine geordnete Verwaltung der Kirchengüter einsetze, sollten im ganzen Amte wie von alters her Pfleger geordnet werden, welche über ihre Verwaltung alljährlich den bischöflichen Beamten Rechnung abzulegen hatten.

Der Bischof war mit diesen Bestimmungen den Untertanen offenbar in weitgehender Weise entgegengekommen und mochte wohl hoffen, daß die Gemeinde Gleiches mit Gleichem vergelten werde. Ja, es schien, als ob diese Hoffnung in Erfüllung gehen wollte. Wenige Tage später nämlich, nachdem der Bischof mit Laufen den Vertrag abgeschlossen hatte, berichtete er nach Basel, es sei gütlich vereinbart worden, daß die Laufener und zum Teil auch die vom Amte Zwingen dem Bischof wiederum huldigen sollten. Die Huldigung solle am 1. Juli stattfinden. Basel möge

auf Sonntag den 30. Juni einen Gesandten nach Zwingen schicken, damit in seiner Anwesenheit die Huldigung desto stattlicher vor sich gehe.[78]) Es läßt sich wohl vorstellen, was für Gesichter die Ratsherren in Basel gemacht haben, als sie das Schreiben lasen. Was sie geantwortet haben, ist leider nicht bekannt, doch ist schwerlich anzunehmen, daß sie durch ihre Anwesenheit in Zwingen die Laufentaler ermutigt hätten, dem Bischof wiederum zu schwören.

Das Errungene festzuhalten war nur möglich, wenn Laufen sowohl in politischer als in kirchlicher Hinsicht die Stadt Basel den erforderlichen Rückhalt bot. Dessen waren sich die Einsichtigen in dem bischöflichen Städtchen wohl bewußt. Es war darum auch mehr als ein augenblicklicher Einfall, wenn im Herbst 1532 der Schulmeister von Laufen an die Ringmauer des Städtchens die Ehrenzeichen der Stadt Basel und des Bischofs malte. Der Bischof gab sofort Befehl, das Basler Wappen zu übermalen. Der Rat von Basel aber, der von dem Vorhaben des Schulmeisters keine Kenntnis gehabt hatte, betrachtete es als einen Akt der Gerechtigkeit, daß auch des Bischofs Zeichen wieder abgetan würde, und forderte den Schulmeister auf, es ebenso zu entfernen. Den Bischof bat der Rat, den Schulmeister nicht zu bestrafen.[79])

Das zwiespältige Wesen, an welchem das Städtchen litt und das der Schulmeister durch seinen Einfall richtig ins Licht gestellt hatte, erwies sich auch in der nächsten Zeit für eine gedeihliche Entwicklung recht hinderlich. Auf kirchlichem Gebiete kam es zu neuen Reibungen mit der Basler Synode, die sich derart verschärften, daß im Mai 1533 die Prädikanten des Bistums von der Synode ausgeschlossen wurden. Der Rat hatte bei dieser Maßregel dem Drängen der Geistlichkeit nachgegeben. Allein der Basler Pfarrer Gast urteilte mit Recht, daß dadurch dem Bischof Gelegenheit gegeben werde, das Evangelium, das ohnehin schon bei ihm verhaßt sei, ganz auszutilgen.[80]) Vorläufig kam es nicht dazu. Im

folgenden Jahre brachten die schwebenden Kriegsläufe den Bischof und die Stadt einander wieder näher. Man wußte zu gut, daß man in der Gefahr auf gegenseitige Hilfe angewiesen sei und gab sich Mühe, sich gegenseitig zu ertragen. Sie schlossen am 20. April 1534 auf sechs Jahre ein Bündnis, wonach im Bistum die bisher geübte Religion, „wie die vff disen tag by inen geprüchlich", ganz unangefochten und frei bleiben und von dem Bündnis, beiden Teilen ohne Schaden, nicht berührt werden sollte.[81]) Tags darauf beschlossen die Bannherren, die Prädikanten des Bistums zur Synode wieder einzuladen; allein für dieses Mal unterblieb die Einladung.[82]) Der Zorn der Basler Pfarrer hatte sich offenbar noch nicht gelegt und leistete dem Willen der Bannherren erfolgreichen Widerstand. Gleichwohl machte in der nächsten Zeit die Annäherung wieder Fortschritte. Darum machte sich der Bischof selbst verdient. Er erließ am 18. Januar 1535 für Laufen und die Dörfer Wahlen, Röschenz und Liesberg in Anlehnung an die Basler Reformationsordnung eine Polizeiordnung, von der die Prädikanten mit Recht rühmten, daß sie der göttlichen Wahrheit nicht zuwider war.[83]) Was für ein Geist zu dieser Ordnung geführt hatte, erhellt klar aus den Bestimmungen, welche der Heiligung des Sonntags, der Einschränkung des Spiels und der Bekämpfung der Kirchweihen dienten. Während des Gottesdienstes mußten die Wirtschaften geschlossen sein und die Wirte durften vor dem Gottesdienst niemandem etwas verabreichen, „es were dann fremden wandleten gesten oder so einer vber veldt wollt". Ebenso war am Sonntag die Vogeljagd und das Fischen verboten, sowie das Schießen mit Büchse und Bogen in Wald und Feld, „es were dann vmb kurtzwill zur schiben oder zum zill". In bezug auf das Spiel wurde festgesetzt, daß nicht höher als um einen Rappen und nicht mit Würfeln und nicht zu Zeiten gespielt werde, „so sich gebürt ann gottesdiensten ze sein". Mit besonderem Nachdruck wurde der Besuch der Kirchweihen bekämpft, aus

dem viel Unrats entstehe, da sie mehr dem Wein als dem Gottesdienst zuliebe besucht würden. So war es bei Strafe verboten, innerhalb zwei Meilen Weges im Umkreis Kirchweihen zu besuchen, wenn es nicht aus christlicher Andacht geschehe. Diese aber war vom Kirchweihbesucher dadurch zu beweisen, daß er ohne beim Wirt oder beim Drum und Dran der Kirchweihe sich aufzuhalten, sich nach Hause verfüge. Die Wirkungen dieser Polizeiordnung lassen sich im einzelnen nicht mehr feststellen. Daß sie es auf eine straffere Zucht abgesehen hatte und den Volksschäden mit Entschiedenheit entgegenzutreten suchte, ist zweifellos. Mit dieser neuen Ordnung hängt es wohl auch zusammen, daß nun auch gegen die Täufer wieder entschiedener vorgegangen wurde, nachdem seit einigen Jahren es in dieser Hinsicht stille geblieben war. Anfangs Mai 1535 war Urs Marschall, der Vogt, in Laufen, „der Täufer halben zu handeln". Er ließ allerlei Leute verhören, welche „fast nach der Täuferei schmeckten". Bei dieser Gelegenheit fielen auch jene Anklagen gegen den Leutpriester Jerg, welche ihn für den Ungehorsam der Untertanen gegen den Bischof verantwortlich machten.[84])

In Basel ließ man sich endlich wieder herbei, die Prädikanten des bischöflichen Gebietes zur Synode einzuladen. Sie erschienen am 11. August, unter ihnen auch Georg Battenheimer. Sie beklagten sich, daß schon zwei Synoden in Basel abgehalten worden seien, zu denen sie nicht beschrieben worden seien. Diese Ausschließung habe bei ihren Gemeinden Anstoß und Aergernis erregt und dahin geführt, „das by inen kein gehorsame mer gelten wil, obglich der bischof von Basel ir natürlich vnd weltlich her mandata zuschickt, so der göttlichen wahrheit nit zuwider sind". Sie baten eindringlich, man möchte sie nicht ausschließen und verlassen, denn es sei leicht einzusehen, was zuletzt daraus erfolgen werde. Wenn die Basler von ihnen wichen, wüßten sie nicht zu bleiben. Man gab ihnen gute Worte, man

werde sich ihnen gegenüber der Gebühr nach verhalten.[85]) Als aber im folgenden Jahre zur Synode eingeladen wurde, wurden die bischöflichen Prädikanten wieder übergangen. Wie sehr ihnen aber daran gelegen war, den Zusammenhang mit Basel aufrecht zu erhalten und die unverständliche Abneigung der Basler zu überwinden, bewiesen sie dadurch, daß sie an der nächsten Synode vollzählig erschienen, „wie wohl sy nit beschriben" waren.[86])

8. Der Abschluß der Reformation in Laufen.

Daß die Gemeinde Laufen der Unterstützung der Basler Kirche wert war, bewies sie bald darauf durch eine Ordnung, welche sie sich selbst gab. Die Gemeinden Zwingen, Blauen und Dittingen hatten sich bisher nicht zum Anschluß an die evangelische Gemeinde Laufen bewegen lassen und auch in Laufen selbst und den Gemeinden Röschenz, Wahlen und Liesberg hielten sich noch einzelne Familien zum alten Glauben. Sie ließen ihre Kinder katholisch taufen und empfingen auswärts an katholischen Orten das Sakrament. Dagegen schritt nun die Gemeinde ein. Am 26. November 1536 versammelte sich die gemeine Kilchhöri Laufen, Röschenz, Wahlen, Dittingen, Blauen, Zwingen und Liesberg und traf über die Religion und Anliegen der Kirche eine Vereinbarung. Einmütig und einmündig wurde in ihrer christlichen Versammlung beschlossen, die katholisch Gebliebenen aus den Gemeinden Röschenz, Wahlen, Dittingen und Zwingen, die von jeher zu Laufen gehört hatten, auf das ernstlichste zu ermahnen, von ihrem Vornehmen, wie bisher die Kinder an katholischen Orten taufen zu lassen und die Sakramente auf katholische Weise zu empfangen, abzulassen. Im Weigerungsfalle drohte die Gemeinde mit Verweigerung der Taufe, des Nachtmahls und des Begräbnisses, was ihr doch leid wäre. Auf diese Weise sollte die Einheit der Gemeinde wieder hergestellt werden. Die Ordnung sprach sich

alsdann über den Bann und seine Handhabung, über den Sonntag, den Kirchgang und die Hörung des göttlichen Worts aus: „Diweil wir kein virtag hand, das wort gottes zu hören, dann den sonentag, soll sich jederman befleißen, sobald man zusamenläutet, sich an seinen ort zu setzen." Wer nachlässig ist, soll der Kirche verfallen sein. Besondere Bestimmungen werden für die Metzger aufgestellt. Gegen die Kirchweihen wird in ähnlicher Weise gekämpft, wie in der Polizeiordnung des Bischofs. Von der Kampfesstellung gegen den Katholizismus legt der Abschnitt „vom touf wie der gehalten vnd wer die gefatteren sin oder sin sollen", deutlich Zeugnis ab. Die Kinder müssen zu St. Martin getauft werden. Es dürfen keine Andersgläubigen, auch keine Töchterlein unter zwölf und keine Knaben unter vierzehn Jahren als Paten eintreten. In dem Abschnitt „von der Kranken Heimsuchung" wird darauf gedrungen, daß man bei Zeiten zum Prädikanten schicke, damit er noch mit dem Kranken reden und nachher den himmlischen Vater loben und preisen kann, wie er „unsre brüder oder schwester inn christenlichem glouben vß disem jamertal inn das ewig himmlisch vaterland beruft hat." Wenn ein Kranker das heilige Abendmahl begehre, „rechter vnd wahrer meinung" um seinen Glauben zu stärken, so solle man es ihm nicht abschlagen; und wenn zu befürchten wäre, daß der, der es begehre, es nach früherem Gebrauch verlange, soll es ihm doch gereicht werden, nachdem er vom Pfarrer über den rechten Gebrauch aufgeklärt worden sei.[87])

So angenehm die Weitherzigkeit berührt, welche in dieser Abendmahlspraxis zum Ausdruck kommt, so befremdlich erscheint daneben die im Grunde unevangelische Art und Weise, wie man durch den Druck der Drohung die noch katholisch Gesinnten zur evangelischen Kirche herüberholen wollte, und es ist ein eigentümliches Schauspiel, welches in den nachfolgenden Verhandlungen sich darbietet, daß der Bischof der evangelischen Gemeinde gegenüber Glaubens-

und Gewissensfreiheit zu verteidigen sich anschickte. Der Bischof beschwerte sich nämlich bei Basel darüber, daß die Untertanen von Laufen Ordnungen und Satzungen ohne Wissen ihres Herrn sogar mit Androhung von Strafen aufgestellt hätten, während sie die Artikel, die der Bischof aus den Basler Ordnungen gezogen habe, nicht annehmen wollten. Auch die Basler hätten diese Ordnung der Laufener, wenn sie darüber gesessen wären, verurteilen müssen. Mit Entschiedenheit wehrte sich der Bischof dagegen, daß seine Untertanen von Laufen Leute, die zum Stein Zwingen gehörten, zwingen wollen, ihre Kinder in Laufen taufen zu lassen, während doch der Glaube frei sei und „Niemand wider sein Conscientz, bis ihn der Allmächtig auff die eine oder andere weise erleuchte, gedrungen werden" sollte. Wenn er ihnen in bezug auf die Wahl der Kirchenpfleger und die Verwaltung der Kirchengüter in Wahlen, Röschenz und Liesberg nachgegeben habe, so seien im Vertrage doch Zwingen, Dittingen und andere Gemeinden nicht erwähnt. Diese Gemeinden seien daher beim katholischen Glauben zu belassen. Der Bischof stellte Basel in Aussicht, er werde Laufen verbieten, seine eigenwilligen Satzungen zu gebrauchen, und ihnen gebieten, sich an die bischöfliche Ordnung zu halten. Er habe nicht die Absicht, ihnen ihre angenommene Religion zu nehmen. Aber der Bischof erwarte von Basel, daß es ihn unterstütze, damit die Katholischen katholisch leben könnten. Allein der Bischof vermochte an dem, was geschehen war, nichts mehr zu ändern. Laufen behielt seine Ordnung.[88]) In Blauen wurde von nun an jeden Sonntag vom Diakon evangelischer Gottesdienst gehalten.

Auf die Dauer konnte Basel den Glaubensgenossen im Bistum sein Herz nicht verschließen. Auf der Synode vom Jahre 1538 erschien auch wieder Jerg Battenheimer, wo er sich mit dem Prädikanten von Therwil „erclagt". Der Grund seiner Klage ist nicht bekannt. Es war das letzte Mal. Nachher verschwindet er vom Schauplatz. Aber er

durfte es doch noch erleben, daß Laufen den Anschluß an Basel in kirchlicher Hinsicht wieder fand. Zwei Jahre später löste Basel auch sein Versprechen ein, welches es seinerzeit gegeben hatte, es wolle Laufen halten wie die eigenen Aemter. Als nämlich im Jahre 1540 in Liestal eine lustige „Kilby" gehalten wurde, da lud der Rat von Basel auch Laufen und die fünf Dörfer Wahlen, Röschenz, Liesberg, Dittingen und Blauen ein, nach Liestal zu kommen, und erwirkte dazu beim Bischof die Erlaubnis, daß sie wie die Aemter ihr Fähnlein mitbringen durften. Dreihundert Mann stark rückten die Laufentaler mit ihrem Fähnlein auf. Den guten Willen zu mehren und zu pflanzen, wurden sie am folgenden Tag in den Zünften und Gesellschaften Basels ehrlich traktiert und kostfrei gehalten.[89])

9. Die Pfarrer und das kirchliche Leben in Laufen bis zur Gegenreformation.

Nachdem Laufen die Verbindung mit Basel gefunden hatte, brach eine Zeit an, wo der neue Glaube, nachdem er Wurzel gefaßt hatte, sich mehr und mehr zu entfalten und Früchte zu bringen vermochte. Die folgende Zeit erweckt den Eindruck, daß die Bewegung mehr und mehr in die Tiefe gegangen ist.

Battenheimers Nachfolger im Amt des Leutpriesters von Laufen war Herr Caspar, von dem wir gar nichts als nur den halben Namen wissen und erfahren, daß er auf der Synode vom Jahre 1542 in Basel mit allen Prädikanten des mit Basel verburgrechteten bischöflichen Gebietes erschien.[90]) Vom Diakon in Laufen wird in dieser Zeit überhaupt nichts sichtbar. Dagegen tritt nun im Jahre 1546 ein Mann auf, der sich als Dichter einen Namen gemacht hat. Valentin Boltz[91]), aus Rufach stammend, war erst Prediger in Alpirsbach, Diakonus in Tübingen und Prädikant in Schorndorf, wo er mit seiner Frau, „einer harten,

unleidlichen Bremse", in unheilbarem Zwiespalt gelebt hatte. Durch eine Empfehlung von Straßburg nach Zürich hatte er in Schwanden wieder eine Stellung gefunden und tauchte nun plötzlich in Laufen als Diakon auf. Hier entstand sein ältestes Werk, „Pauli Bekehrung", welches am 6. Juni 1546 bei schönstem Wetter in Basel aufgeführt wurde. Auf öffentliche Kosten wurde die Schaubühne errichtet, Bürgermeister von Brunn übernahm die Rolle des Saulus. Der Ratsherr Balthasar Han spielte den „hergoth", Christus. Die Schauspielergesellschaft erhielt von der Stadt eine Belohnung von 20, der Dichter eine solche von fünf Kronen. Das Werk wurde zudem auf Staatskosten gedruckt. Beinahe wäre Boltz die Genugtuung versagt geblieben, der Aufführung seines Erstlingswerkes beizuwohnen. Denn als er wenige Tage zuvor mit Meister Wilhelm Glaser von der Eisengasse nach Laufen hinauswanderte, wurde er in Reinach von Trasin Lüdin angefallen. Der wütende Bauer hatte einige Wochen zuvor im Schaltenbrand in Basel sich über die Maßen mit Wein beladen und einem Gaste, der eben sein Glas angesetzt hatte, das Glas mit der Faust in den Mund geschlagen, daß die Splitter in der Haut stecken geblieben waren. Er war dafür gefangen gesetzt worden. Als nun die beiden Männer nach Reinach kamen, fing Lüdin an, mit zornmütigen Worten und Gotteslästerungen über den Bürgermeister und den Rat der Stadt Basel sich auszulassen. Valentin Boltz suchte ihn zu begütigen und redete ihm freundlich zu; aber er richtete nichts aus. Da geriet der Meister Glaser in Zorn und schlug dem Wüterich mit der Faust ins Gesicht. Lüdin lief ins Dorf, holte seine Hellebarte, kam mit einem andern Bauern zurück, schlug Boltz zu Boden und verletzte ihn übel mit seiner Waffe. Meister Glaser kam ohne Schaden davon. Sobald der Ueberfall in Basel bekannt wurde, rückten sechzig Bürger nach Reinach aus und brachten die beiden Bauern gefangen nach der Stadt. Lüdin wurde für immer aus Basel verbannt.[92])

Ein Jahr später wurde Voltz zum Prediger an Barfüßer nach Basel berufen. Voltz hatte sich nach der Scheidung von seiner ersten Frau mit seiner Magd verheiratet. Sie hatte mit ihm in Laufen gelebt. In Basel hatte sie eine schwache Stunde, sie wurde ihrem Manne untreu. Geschieden und ein Kind erwartend, des Aergernisses wegen im Jahre 1553 ausgewiesen, wußte sie keine Zuflucht. Es war zu befürchten, daß sie sich etwas antun könnte. Da sie sich sonst gut gehalten hatte, neigten Antistes Sulzer und die Basler Pfarrer zur Milde. Sie sahen sich zwar aus Rücksicht auf das Gerede und ihr Amt genötigt, sie etwas weiter wegzuschicken. Aber Sulzer empfahl sie Ambrosius Blaurer, dem Vorsteher der Kirche in Biel, in der Meinung, daß sie dort mit Nähen und Weben ihren Unterhalt verdienen solle, und in der Erwartung, daß sie niemand lästig fallen werde, da sie ihr bescheidenes Auskommen habe und arbeiten könne. Blaurer hatte viel Unangenehmes um ihretwillen. Die Frau fand nun aber in Laufen eine Zuflucht, und Sulzer hoffte, nach Rücksprache mit dem Bürgermeister von Basel, daß sie dort auch gegen Valentin Voltz's Wissen und Willen gelassen werden könne. Sulzer redete mit dem Bürgermeister, schrieb auch an den Pfarrer Konrad Schreck, und sah nun keine Gefahr mehr, daß die Frau, die unterdessen ein schönes Knäblein geboren hatte, aus Laufen vertrieben werde. Er dankte Blaurer für alle der Armen erwiesene Liebe. Später, im Jahre 1555 wurde Magdalena Voltz von einem ehrbaren Laufener Bürger zur Frau begehrt. Sulzer und Marcus Bertschi zu St. Leonhard bemühten sich beim Kirchenrat, die Erlaubnis zur Heirat zu erwirken, ohne welche sie nicht zu heiraten wagte, und erreichten, daß der Kirchenrat ihrem Begehren entsprach.[93]) Voltz's Nachfolger in Laufen, Konrad Schreck, trat am 21. Oktober 1547 sein Amt als Diakon zu Laufen und Blauen an.[94]) Im folgenden Jahre trat der Leutpriester, Herr Caspar, vom Schauplatze zurück. Es war die Zeit des Interims. Bei seinem Beginne war aus

Speyer Michael Diller, ein in Wissenschaft und Sprachen hervorragender Mann, um seiner evangelischen Ueberzeugung willen vertrieben worden. Er fand in Laufen als Leutpriester ein neues Feld der Wirksamkeit.[95]) Nach vierjährigem Aufenthalt wurde er vom Fürst Ottheinrich von der Pfalz wieder in seine Heimat berufen und wurde Pfarrer in Heidelberg.

Der Diakon Konrad Schreck hatte mit seinen Zehntern Streitigkeiten gehabt, weil sie ihm die schuldige Frucht nicht hatten abliefern wollen. Er wandte sich klagend an die Herren der Stift von St. Peter, von denen der bekannteste und einflußreichste Wolfgang Wissenburg war, der ehemals als der erste in Basel deutsche Messe gelesen hatte. Er fand Gehör und Unterstützung. Die Stiftsherren verordneten, daß die Güter der Kaplanei St. Katherina zu Laufen neu aufgeschrieben würden. Dadurch mußte Ordnung geschaffen werden.[96]) Als Michael Diller Laufen verließ, wurde Konrad Schreck von der Gemeinde beauftragt, die Pastoration in Laufen bis zur Wiederbesetzung der Stelle zu übernehmen. Er ließ deshalb der Gemeinde von Blauen ansagen, er könne am Sonntag nicht zur gewohnten Stunde in Blauen predigen. Die Gemeinde möge ihm einen Tag in der Woche angeben, an welchem er in Blauen seine Predigt halten könne, oder er wolle Sonntags nach der Predigt in Laufen zu ihnen hinauf kommen, bis wieder ein Leutpriester gewählt sei. Allein die Leute von Blauen bestanden eigensinnig auf ihrem Rechte; sie beschlossen in der Gemeinde, sie wollten nichts anderes, „denn wie der bruch und man inen schuldig sige". Es war um so befremdlicher, daß, „ob sy schon nit ze kilchen gönndt", sie doch die Kirche von Laufen mit etwa 500 Menschen unversehen lassen wollten. Daraus sei doch zu erkennen, meinte der Pfarerr, welcher Art und Natur die Leute von Blauen seien und „was liebs sie zu dem Evangelium haben". Michael Diller hatte in seiner Abschiedspredigt den Diakon Schreck zum Nachfolger im Leut-

priesteramte empfohlen. Er hatte der Gemeinde, die ihn anfragte, eine Zusage gegeben, vorausgesetzt, daß die Kollatoren, die Domherren, sich mit seiner Wahl einverstanden erklären würden. Die Wahl fand statt, und die Bestätigung folgte.[97]) Die Stiftsherren von St. Peter hatten nun aber wieder für den Diakon einen Nachfolger zu ernennen. Sie sandten Bartholomäus Westheimer. Er predigte. Allein er erschien der Gemeinde zu alt. Sie wollten einen jüngeren Mann, der tüchtig sei, die Jugend zu unterrichten. In Laufen wurde auch von dem Pfarrer von Arlesheim, Johannes Herold, und von Gabriel Hummel geredet. Gegen den ersten hatte Schreck eine starke Abneigung.[98]) Die Stiftsherren von St. Peter ließen Westheimer fallen und schickten Christoph Megerich, vormals Pfarrer in Glarus, zur Probepredigt nach Laufen. Die Gemeinde beschloß, so wie es der Bischof früher auch gehalten hatte, ihn auf ein Jahr anzunehmen und zu versuchen und, wenn er ihnen gefalle, ihn weiter zu behalten, wenn nicht, ihm nach einem halben Jahre zu künden. Den Stiftsherren in Basel aber wollte es nicht billig erscheinen, „das man in göttlichen vnd seelen sachen handle wie man in zittlichen vnd liblichen handeln zu tun pfleget, da gemeinlich bestellte Dienst vff gewisse zit vnd tag gestellt werden." Megerich wurde in Laufen Diakon.[99])

Im Jahre 1554 starb Bischof Philipp von Gundelsheim. Es folgte ihm Melchior von Lichtenfels. Als der neugewählte Fürst die Untertanen von Laufen zur Huldigung empfing, versprach er ihnen, sie bei ihren alten Gewohnheiten zu lassen, und als nach längern Verhandlungen im Jahre 1559 zwischen dem Bischof und Basel ein Vertrag zustande kam, wiederholte der Fürst sein Versprechen, die Untertanen bis zu einem Generalkonzil bei ihrem Glauben zu lassen. Als das geschah, waren Konrad Schreck und Megerich noch in Laufen an der Arbeit. Bald nachher haben beide ihr Arbeitsfeld verlassen. Als Diakon erscheint seit dem Jahre 1561 Matthis Schaller von Bregenz.[100]) Schaller

zog mit Frau und Kindern und seinem dürftigen Hausrat und allen seinen Büchern auf, die er sich kurz zuvor um 12 ℔ erkauft hatte. Er sah sich auch „wegen fürgehender noturfft“ gezwungen, bei der Stift von St. Peter eine Summe von 45 ℔ aufzunehmen, für die er seinen sämtlichen Hausrat als Pfand einsetzen mußte. Die finanziellen Verhältnisse des Diakons besserten sich nicht. Statt daß er an seiner Schuld etwas abzuzahlen vermocht hätte, sah er sich genötigt, von den Stiftsherren ein weiteres Darlehen von 15 Pfund sich zu erbitten. Durch seine Notlage ließ er sich verleiten, auch in der Gemeinde Geld aufzunehmen. Daraus erwuchs dem bedrängten Pfarrer bald allerlei Anfechtung. Er wurde von seinen eigenen Pfarrkindern verklagt. Er anerbot sich, sich vor den Stiftsherren in Gegenwart der Verkläger zu verantworten. Im Jahre 1563 erschien er vor dem Amtsmeyer von Zwingen und der ganzen Kirchhöri von Laufen, um sich gegen die Verleumdungen, welche gegen ihn erhoben worden waren, zu rechtfertigen. Die Gemeinde aber bezeugte ihm, daß er sich „frombgklich, erlich vnd wol gehalten“ habe, wie sich einem Prediger geziemt.

Im folgenden Jahre erscheint in Laufen wieder ein neuer Leutpriester, Philipp Vetterlin.[101]) Ob Konrad Schreck in dem furchtbaren Pestjahre 1564 ein Opfer seines Berufes geworden ist? Die Akten schweigen. Im Januar 1565 dagegen starb der Diakon Matthis Schaller. Schon fünf Wochen vor seinem Tode hatte der Leutpriester Vetterlin die Kinder des Erkrankten „in seinem Muß und Brot“ erhalten und behielt sie auch nachher noch eine Zeitlang bei sich. Aber auf die Länge erklärte er sich dazu nicht imstande. Schaller hatte sich finanziell nicht mehr erholen können. „Da ist wenig gut und aber der schulden gar viel.“ Das „armutlin“ war sofort in Verbot gelegt worden. Der Pfarrer bat darum Wolfgang Wissenburg als Stiftsherrn von St. Peter, der armen verlassenen Kinder in Gnaden sich anzunehmen, damit sie erhalten werden möchten. Die Amtsgeschäfte des

Diakons versprach er zu besorgen, bis ein neuer gewählt sei, und darum in Blauen am Sonntag nach dem Gottesdienst in Laufen oder am Montag früh die Predigt zu halten. Als Nachfolger wurde bald darauf Jakob Linder gewählt.[102]) Er fristete ein kümmerliches Dasein, aber er hatte Verständnis für die Bedürfnisse seiner Pfarrkinder. Nachdem der Maurer am Pfrundhaus gearbeitet hatte, begehrte der Diakon bei der Stift St. Peter, daß man den Meister für Sand und Kalk bezahle; „denn was er macht, das ist gemacht vnnd macht ein ding gutt". Nachdem Linder sich sechs Jahre lang mit seiner Besoldung begnügt hatte, nun aber in den schweren und teuren Zeiten nicht mehr bestehen konnte, bat die Gemeinde für ihn um eine Besoldungserhöhung und erreichte, daß ihm um 20 ℔ aufgebessert wurde.

Im Jahre 1565 war die „forkilchen" zu St. Martin erbaut und bedacht worden. Zwischen der Domstift und der Stift St. Peter entstand Streit, wer die Kosten zu bezahlen habe. Beide suchten sie auf die Gemeinde abzuladen. Diese aber bestritt ihre Baupflicht und wies darauf hin, daß, als vor dreißig Jahren das Dach auf der Kirche erneuert worden war, die beiden Stifte die Kosten getragen hätten und seitdem die Domstift den Chor von neuem hätte decken lassen. Die Domstift aber wollte nun auf die 96 ℔ greifen, welche die Gemeinde aus den Kirchenzierden gelöst hatte. Allein die Gemeinde wandte sich klagend an den Bischof und bewies, indem sie auf den Artikel des Vertrags vom Jahre 1532 sich berief, daß sie nichts zu geben schuldig sei. Der Bischof konnte sich schwerlich der Beweisführung der Gemeinde entziehen.[103]) Es war das letzte Mal, daß von dem Erlös aus den Kirchenzierden die Rede war. Der Streit war auch von keinem Belang gegenüber den großen ernsten Entscheidungen, welche bald die Gemeinde im Innersten erregen sollten.

Philipp Vetterlin siedelte 1566 als Pfarrer nach Bretzwil über. An seine Stelle wurde von der Domstift Jakob Gugger, der ältere, zum Pfarrer geordnet, ein Mann,

der völlig dem Luthertum, wie es durch den Antistes Simon Sulzer vertreten wurde, ergeben war. In der Gemeinde selbst scheint dieser Wechsel keinen großen Eindruck gemacht zu haben. Im übrigen erwies sich Gugger in Laufen wie auch später als überaus tüchtigen Hirten seiner Gemeinde. Sie rühmte bald von ihm, daß er durch seine Lehre und christlichen Unterricht den Widersachern, auf der einen Seite den Papisten, auf der andern Seite den Täufern, das Maul gestopft habe. Da aber bei der großen Teurung, der vielen Müh und Arbeit, welche der Pfarrer von Laufen „ringswyß herum zu versehen" hatte, und bei der geringen Besoldung zu befürchten war, daß Gugger nicht länger bleiben werde, wandte sich die Gemeinde an den Rat in Basel, er möchte ihr Gesuch bei der Domstift unterstützen und dahin wirken, daß das Einkommen gebessert werde.[104]) Der Domdekan fand zwar, daß der Pfarrer mit seinem Einkommen auskommen sollte, und ließ darum den Beschluß, ihm 12 ₶ jährlich mehr zu bewilligen, in um so hellerem Lichte erstrahlen.[105])

Die Gemeinde hatte in ihrem Schreiben verlauten lassen, daß sie vor viel Jahren aus Barmherzigkeit Gottes zu Erkenntnis der Wahrheit gekommen seien, und versicherte den Rat, daß sie bei der Wahrheit bis in den Tod verbleiben wollten. Wie weit es der Gemeinde mit diesem Versprechen ernst war, das zu beweisen, sollte ihr nur allzubald Gelegenheit geboten werden.

Anmerkungen.

St. A. = Staatsarchiv.

E. f. b. A. = Ehemaliges fürstbischöfliches Archiv in Bern.

Tr. = Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle.

B. Chr. = Basler Chroniken.

---

[1]) Tr. V. S. 122. IV. S. 345. — [2]) Tr. I. S. 282. — [3]) Tr. II S. 154. — [4]) Tr. II. S. 642. — [5]) Tr. III. S. 503. — [6]) Tr. IV. S. 694. — [7]) Wackernagel, Gesch. der Stadt Basel I. 148. — [8]) Tr. V. S. 84. — [9]) St A. Basel, Kirchen St. Peter JJJ. 78. Laufen. — [10]) Das. Hans Hafner hatte an das Salve in Laufen eine Vergabung gemacht. x 1 β hat her Hans Hafner vergobt an das Salve. St. A. Basel, St. Peter XX. 1. S 48 v. — [11]) C. Schmidlin, Geschichtsblätter IV. 35. — [12]) Vgl. Burckhardt, Paul: Die Politik der Stadt Basel im Bauernkrieg des Jahres 1525. S. 39. Schmidlin, L. R.: Solothurns Glaubenskampf und Reformation. S. 49 f. St. A. Basel Miss. A 28. 1525. IV. 14. — [13]) B. Chr. VII. S. 283. — [14]) St. A. Basel, Bistum Basel F 3 Laufen: Die Artickell, durch die vonn Lauffenn sampt anndern, so mit inen inn der empörung inn das Telsperg tall am anndern tag des Mayen im xv^c vnd xxv jar gezogenn vnd durch die gesandten miner ge. Hn. von Bern, Fryburg vnd Soloturn wider abgezogen sindt. E. f. b. A. CCXXXIV. No. 2. — [15]) St. A. Bern Teutsch Miss. P. 376. Bern an Kaspar von Mülinen. 1525 V. 6. 5 Uhr Nachmittags. — [16]) Das. 1525 V. 7. Bern an Kaspar von Mülinen. 1525 V. 7. Bern an Niklaus von Dießbach, Coadjutor des Bistums. — 1525 V. 8. Bern an Solothurn. S. 380. An „Stadt vnnd Lanndt" — vßzug. — [17]) Urk. Buch Basel. X. 32. — [18]) wie [15]) Bern an Freiburg 1525 V. 10. — [19]) Das. 1525 V. 12. Bern an Basel. — [20]) Eidg. Abschiede. IV. 1 a. 658. Nr. 273. — [21]) St. A. Bern Teutsch Miss. P. 386. Bern an den Coadjutor von Basel, 1525 Mai 20. An Laufen. 1525 V. 23. — [22]) Das. An den Bischof. 1525 V. 23. — [23]) Urk. Buch Basel. X. S. 32. No. 37. — [24]) St. A. Basel. Bisch. Archiv XVI. No. 64. Instruktion für den Tag in Luzern. [1525.] — [25]) St. A. Bern, Teutsch Miss. P. 404 v. An die gemeine Bursame im Delsbergertal, wo die jetzt versammelt sind. 1525 VI. 17. — [26]) St. A. Basel, Miss. A. 28. Basel an die Bursame im Laufental. 1525 VI. 14. — [27]) wie [24]). — [28]) St. A. Basel, Religionssachen. A 1. fol. 19 ff. — [29]) Merz, W., Burgen des Sisgaus I. S. 148. — [30]) St. A. Basel, Bistum Basel. F 3 Laufen [1525]. — [31]) Urk. Buch Basel. X. S. 64. No. 47. — [32]) St. A. Basel. Bischöfl. Archiv XVI. No. 64. Instruktion für den Tag in Luzern [1525]. No. 63. Abschied vom Tag von Luzern. 1525 XII. 8. — [32a]) St. A. Basel, St Peter Z Z9. Her Jerg 1525. — Bischöfl. Archiv XVII. 65a Urs Marschall an den

Bischof. 1535 V. 4. — [33]) St. A. Basel, Bistum Basel F 3 Laufen: 1525 XI. 14. Dienstag nach Martini. — [34]) E. f. b. A. CCXXXIV. No. 10. Antwort des Bischofs auf die Artikel der Laufener ohne Datum. — [35]) Burckhardt Paul, Die Basler Täufer S. 23 f. St. A. Basel, Bischöfl. Archiv XVI. 61. Der Rat von Basel an den Coadjutor 1526 V. 16. — [36]) St. A. Basel. Miss. A. 29. Basel an Laufen 1526 IV. 16. — [37]) Ueber die Leutpriester und Kapläne ist folgendes zu sagen. Leutpriester war 1525 Herr Jerg. St. A. Basel, St. Peter Z Z 9: für die x ß, die Her Jerg hatt gen dem caplan zu Louffen. Im Frühjahr 1526 tritt ein neuer Leutpriester auf. Schmidlin L. R. Solothurns Glaubenskampf ꝛc. 205 nennt vermutungsweise zum Jahre 1526 Konrad Molitor. Als Kapläne folgen sich: 1525 noch Her Hanß, vermutlich Hans Hafner: Von Palmsonntag 1525 bis Johannis 1526 Johannes Balthasar Lederschneider von Rheinfelden, der später bis zum 6. Februar 1534 evangelischer Pfarrer von Hofstetten, Witterswil und Bättwil war (St. A. Basel, Ratsbücher D. I. VI.) und bis 1544 als Pfarrer von Gebensdorf, dann bis 1547 von Zweisimmen und schließlich 1547—1548 von Sutz erscheint. Vgl. Lohner, Die reformierten Kirchen und ihre Vorsteher im eidg. Freistaate Bern, S. 372, 525. (Joes Balthasar. Joes zweifellos Abkürzung für Johannes). 1526—1527 Her Bernhart; 1527—1529 Her Meinrat; 1530 Ulrich Wesener. — Vor dem Bauernkrieg war Her Michel Priester. Im Oktober 1525 erscheint Her Exuperantius, der aber nur etwa 6 Wochen bleibt. Sein Nachfolger wird Her Michel, von dem es am 25. Jan. 1527 heißt: tetz frühmesser daselbß. Vgl. St. A. Basel, St. Peter XX 1. Z Z 5. 9. — [38]) E. f. b. A. CCXXXIV. No. 14. 1526 VI. 4. — [39]) St. A. Basel, Bistum Basel F 3. Laufen: ohne Datum. — [40]) St. A. Basel, Bistum Basel F 3: 1527 III. 19. — [41]) St. A. Basel, Miss. A 29.: Basel an Laufen 1527 VI. 4. Dienstag nach Exaudi. Strickler I. No. 1732 gibt 6. Juni an, was unrichtig ist. — [42]) Das. Miss. A 29: Basel an den Bischof, 1527 IV. 29. — [43]) St. A. Basel Bistum F 3: Bischof an Basel, 1527, Freitag nach Barth., VIII. 30. — [44]) St. A. Basel, Bistum Basel F 3. = Miss. A 29. S. 83: Meltinger an den Bischof von Basel 1527 IV. 2. Ostern fiel in diesem Jahre auf den 21. April. — Das. Bischof Philipp an den Rat von Basel, 1527 IV. 11. — Das. Bischof Philipp an den Rat von Basel, 1527 VI. 23. Miss. A 28. Rat von Basel an Bischof Philipp, 1527 IV. 27. — [45]) E. f. b. A. CCXXXIV. No. 11. Undatiert, gehört, da der Bildersturm im Mai 1528 erfolgt, in diesen Monat. — [46]) Das. No. 17: Vertrag des Bischofs mit den Dörfern und Flecken Zwingen Amts, 1528 IV. 14. — [47]) wie [45]). — [48]) St. A. Basel, Urfehden III. 145, 1527 X. 22. — [49]) wie [45]) — [50]) E. f. b. A. CCXXXIV. No. 16. Niklaus, Abt zu Bellelay, 1528 I. 9. — [51]) E. f. b. A. CCXXXIV. No. 15.: Meyer und Rat von Biel an den Bischof. 1528 I. 8. „ylends zu nacht." St. A. Basel, Bistum Basel F 3: Bischof Philipp an Laufen, 1528 I. 8. — E. f. b. A. CCXXXIV. No. 16. Abt Niklaus an den Bischof, 1528 I. 9. — St. A. Basel, Urfehden. O. 3. S. 150. 1528 I. 21. Unter

den Schuldigen auch Claus Thonat, der später beim Bildersturm beteiligt war, und Hans Schmidlin von Laufen, der mit Battenheimer an die Berner Disputation wanderte. — Das. Miss. A 29. Basel an Laufen, 1528 I. 8. — Bischöfl. Archiv XVI. No. 13, 1528 II. 22. — [52]) Im Verzeichnis der Teilnehmer an der Berner Disputation wird von Hans Schmidli und Peterhans Meyer von Laufen gesagt, daß sie ihrem Kirchherrn Simon von einer Gemeinde zugegeben worden seien. Simon Weber wird vorher als Pfarrer von Therwil aufgeführt. Es handelt sich um ein Versehen. Es müßte statt Simon, Jerg heißen. — [53]) St. A. Basel, Miss. A 29. An Laufen, 1528 II. 8. — [54]) wie [45]). — [55]) E. f. b. A. CCXXXIV. No. 8 und 17. 14. April 1528. — [56]) Urk. Buch Basel. X. S. 92. No. 79. — [57]) Die Aussagen der Bilderstürmer finden sich: St. A. Basel, Religionssachen. A 1, Fol. 19 ff: Die Zeit ergibt sich aus den Urfehden der Teilnehmer, St. A. Basel, Urfehden, III.: Stefan Ferrer und Hans Birri von Liesberg, 1528 V. 22. Die sechs Laufener, 1528 V. 27. Die Angabe bei Ochs, welche den Bildersturm ins Jahr 1525 verlegt ist demnach zu korrigieren. Ochs V. 524. — [58]) wie [45]), und St. A. Basel, Religionssachen A 1. Fol. 19 ff. — [59]) St. A. Basel, Bistum F 3. Der Bischof an Basel, 1528 VIII. 6. — [60]) St. A. Basel, St. Peter JJJ. 34. Blauen. 1528 V. 13. Erasmus Sigelmann Vogt zu Zwingen an Meister Hans Bischer, Chorherrn der Stift St. Peter in Basel. — [61]) Oecolampads Briefe. Vgl. Herzog: Das Leben Oecolampads. II. 87. — [62]) St. A. Basel, Bischöfl. Archiv, XVII. No. 38. Basel an den Vogt von Zwingen, 1529 IV. 14. — E. f. b. A. CCXXXIV. No. 9. Artikel der Untertheidinger betr. Zwingen, Laufen 1529 VI. 4. 7. — [63]) St. A. Basel, Bischöfl. Handlung L. 20., 1532 VI. 12: Vertrag zwischen dem Bischof von Basel und Meyer, Rat, Geschworenen und ganzer Gemeinde von Laufen und den Dörfern Wahlen, Röschenz und Liesberg. — [64]) St. Arch. Basel, Kirchen, St. Peter XX 1. JJJ. 78. Laufen, 1530 XII. 19. — Das. Liber synodorum. 1534 Dienstag nach Exaudi. — 1542 VI. 12, in Benken. Aus dem Zinsbuch von Laufen, St A. Basel, St. Peter XX 1., lassen sich die Kapläne in Laufen vor Ulrich Wesener erheben. Her Exuperantius 1525, 1526; Her Bernhart 1526; Her Meinrat bis 1529. „In vergangenen joren unß 1529 hat her Meinrat disen Zinß ingenomen vnd von den vorverluffenen joren andere siner vorfarenden Capplanen.“ — [65]) St. A. Basel, St. Peter JJJ. 78. Laufen. 1532 Freitag vor Palmarum. Joh. Fortmiller an Hans Schultheß, Schaffner von St. Peter. — [66]) E. f. b. A. CCXXXIV. No. 2. 1531. V. 14. — [67]) Merz, W., Burgen des Sisgaus II. S. 246. — St. A. Basel, Urfehden, III. S. 157. 1528 IV. 7. Caspar Heinrich und Heinrich Oettlin. — S. 164. 1528 V. 19. Bernhart Sager, Veit Oetlin. — V. 28. Conrad Winkler und Veit Oetlin. — 1528 Samstag vor St. Laur., Conrad Winkler, Veit Oetlin, Nysius Schmit. — E. f. b. A. CCXXXIV. 1523—1526. No 2. Urfehden von 1528 an; 1531 XII. 21. Veyt von Rheinfelden. — [68]) Urk. Buch Basel X. S. 99. No. 84. — [69]) Buxtorf-Falkeisen, Baslerische Stadt- und Landgeschichten

I. 87. Zur Rede Zellers: St. A. Basel, Bistum F 3 Laufen, Vergicht Urban Blechnagels. — [70]) St. A. Basel, Bischhöfl. Handlung. O. 10. 1529 VIII. 1. — IX. 7. — Das. O. 12. 1529 Sonntag nach unser lieben Frauen Tag. — IX. 12. — Das. O. 13. 1529 IX. 17. — Das. O. 14 1529 X. 21. — [71]) St. A. Basel, Urfehden. III. S. 67. — [72]) Vgl. B. Chr. VII. 299. Anm. 9. St. A. Basel. Miss. A 29. Bl. 31. v. — [73]) Das ausführliche Vergicht Urban Blechnagels vom 31. Oktober 1530, das in interessanter Weise den Bericht der Ryffschen Chronik ergänzt und berichtigt, findet sich: St. A. Basel. Bistum F 3. — Dazu kommen die Urfehden Benedikt Barts in Sant Alban Vorstadt, Urfehden IV. S. 167. — Hans Lotterer, IV. 168, 31. X. — Konrad Locherer, XI. 1. S. 169. Heinrich Zeller, Urban Schwarz, beide der Räten, Michel Fink. XI. 5. — Heinrich Newer und Hans Karrer IV. 184. 1531 I. 21. Vgl. B. Chr. I. 116. Das Datum des Auflaufs ist unrichtig. Richtig ist der Sonntag, aber statt 21. Oktober muß es 23. Oktober heißen. Der Große Rat wurde nicht am 23., sondern Montag, den 24. Oktober gehalten. Urban Gürtler und Urban Blechnagel sind zwei Personen, nicht, wie W. Vischer I. 588 annimmt, eine. Stephan Bart flüchtete nach Zürich. Stephan Bart evasit. Tigurum migravit medicus pustularum. Basler Zeitschrift IV 49. Aus dem Diarium des Johannes Rütiner von St. Gallen. — [74]) Burckhardt, P., Die Politik Basels usw. S. 126. — [75]) St. A. Basel. Liber Synodorum. — [76]) Das. Kirchenakten C 2. Syn. Dienstag nach Trinitatis 1532. — Kirchenakten A 9. 5. 1531 IX. 21. — [77]) E. f. d. A. CCXXXIV und St. A. Basel, Bischöfl. Handlung L 20. — [78]) St. A. Basel, Bistum Basel F 3. Der Bischof an Basel 1532 VI. 21. — [79]) E. f. d. A. CCXXXIV. 1532 X. 9. — [80]) Stadtbibliothek Zürich, Simmlerische Briefsammlung B. 33. Nr. 109. Gast an Conrad? 1533 V. 12. Das Datum ist unrichtig, die Synode fand am 19. V. statt. — [81]) St. A. Basel, Bischöfl. Archiv XVII. Nr. 61. — [82]) St. A. Basel, Kirchenakten A 9. 280: 1534 IV. 21. — [83]) E. f. d. A. CCXXXIV. 1535 I. 18. — [84]) St. A. Basel, Bischöfl. Archiv XVII. 65 a. Urs Marschall an den Bischof. 1535 V. 4. — [85]) St. A. Basel, Kirchenakten A 9. 161 b. Anbringen der Predikanten inns Bischoffs landt. — [86]) St. A. Basel, Kirchenakten Liber synodorum. — [87]) St. A. Basel, Bistum. F 3. 78. Laufen. — [88]) Das. Bischof Philipp an Basel, 1537 IV. 19. — [89]) B. Chr. I. 159. — Buxtorf-Falkeisen, Baslerische Stadt- und Landgeschichten, II 59 f. St. A. Basel, Bisch. Archiv XVII 83. Basel an den Bischof, 1540 V. 5. — [90]) St. A. Basel, Liber synodorum zum Jahre 1542. — [91]) Zu Valentin Boltz: vgl. Bächtold, Geschichte der deutschen Literatur der Schweiz; Bächtold, Jakob: Schweizerische Schauspiele des 16. Jahrh. Band II: Der Weltspiegel, von Valentin Boltz, 1550/1551, bearbeitet von Dr. A. Geßler. — Bossert, Gustav: Zur Biographie des Dichters Valentin Boltz von Rufach. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. N. F. Band XIV. 194 ff. Daß Boltz im Jahre 1546 in Laufen gewesen ist, wird bezeugt: St. A. Basel,

St. Peter JJJ. 78. Laufen. Wie lange er in Laufen gewesen ist, ist nicht zu erkennen. Sein Nachfolger tritt an Freitag nach Galli 1547 auf. Bolz war von Pellikan in Zürich, der wie Bolz von Rufach stammte, nach Basel empfohlen worden: Misit ad nos Dn. Pellicanus Valentinum quendam ex Glareana schreibt am 1. Juni 1548 Myconius an Bullinger. St. A. Zürich E II 336 f., 289. Außer diesem Schreiben ist ein Brief des Myconins an Bullinger vom 20. Juli 1549 für die Beurteilung Bolzens äußerst lehrreich. Das. E 336 f. 302. Den Hinweis verdanke ich Herrn Pfarrer A. Kind in Mitlödi. — [92]) St. A. Basel, Urfehden, 1546 V 19; 1546 VI 3. Dazu Gast's Tagebuch, 1546 VI. 29. Gast hat sich im Datum geirrt. Die Angabe des Urfehdenbuches muß maßgebend sein. Verbannung Lüdins Urfehden 1546 VI. 24. — [93]) Schieß Traugott, Briefwechsel der Brüder Ambrosius und Thomas Blaurer. Band III. No. 1873, 1886, 1888, 1895, 1980 und 1985. — [94]) St. A. Basel, St. Peter JJJ. 78. — [95]) St. A. Zürich E II. 366. 18. Konrad Lykosthenes, Pfarrer an St. Leonhard in Basel, an Bullinger, 1552 IX. 1. St. A. Basel, Kirchenakten A. 9. ohne Datum (1548), wird Michael Tiller als Pfarrer von Laufen erwähnt. St A. Zürich. E II. 366. 1552 X. 17. Lykosthenes an Bullinger, bezeichnet Diller als vir in omni scientiarum et linguarum genere clarissimus. — [96]) St. A. Basel, St. Peter JJJ 78. 1550. — [97]) Das. Conrad Schreck an Wolfgang Wissenburg 1552 X. 15. Rat von Laufen an Stift St. Peter, 1552 XI. 9. — [98]) Das. Schreck an Wissenburg, 1552 XI. 26. — [99]) Das. Stift St. Peter an Laufen, 1552 XII. 7 — Conrad Schreck an Stift St. Peter. 1552 XII. 26. (ipsa die St. Stephani 1553, ist ein Vorschrieb), — Stift St. Peter an Laufen, 1553 I. 3. — [100]) Das. 1561 VII. 24. — 1562 V. 21. — 1563. III. 7. — [101]) Das. 1565 1. 31. Philipp Vetterlin an Wolfgang Wissenburg. — [102]) Das. Supplication der Gemeinde Laufen bei der Stift St. Peter, 1571 X. 10. — Jakob Linder an Wolfgang Wissenburg 1568. VIII. 20. — [103]) Das. 1565 VIII. 3. — [104]) St. A. Basel, Bistum Basel, F 3. Laufen an Rat von Basel, verlesen 1569 XII. 28. — [105]) Das. Domdekan an Basel, 1570 II. 10.

Isaak Iselins Reisetagebuch 1754.

Von Ferdinand Schwarz.

Mehrfach geäußertem Wunsche entsprechend bringe ich auch in diesem Jahrgang des Basler Jahrbuches einen Beitrag zur Aufhellung der bis jetzt fast unbekannten Jugendzeit Isaak Iselins.

Es ist das Tagebuch über eine Reise, die Iselin im Sommer 1754 mit dem uns wohlbekannten*) „Oncle Oberst", dem Geheimrat Isaak Burckhardt, auf die Tagsatzung nach Frauenfeld hat machen dürfen. Dieser „Oncle Oberst" hatte nämlich zu seinen zahlreichen Aemtern und Ehrenstellen in diesem Jahre 1754 noch die Auszeichnung erhalten, neben dem Deputaten Joh. Rudolf Burckhardt als zweiter Ehrengesandter des Standes Basel auf die Tagsatzung in Frauenfeld abgeordnet zu werden. Die Tagsatzung wurde damals als eine vortreffliche Schule für angehende Staatsmänner und Diplomaten betrachtet, und die Gesandten nahmen deshalb ihre Söhne, Großsöhne oder sonstige Verwandte mit. Für Iselin hatte diese „Schule" noch eine ganz besondere Bedeutung, da er wenige Jahre später als Kollege in den Kreis dieser meist ehrwürdigen Männer treten durfte. Die Bekanntschaft mit so vielen vorzüglichen Schweizern, die er in Frauenfeld und namentlich in Zürich machte, erleichterte ihm später seine erhabene Aufgabe, die Besten der Schweizerischen Nation zu einem patriotischen Freundschaftsbunde zu vereinigen, der dann in der Gründung der Helvetischen Gesellschaft im Jahre 1761 seine Verwirklichung fand.

Iselin (1728—1782) stand im Jahre 1754 auf der

*) Isaak Iselin als Student in Göttingen 1747/48.

Grenze der Jünglingsjahre, in seinem Aeußern und noch mehr in seinem leutseligen Wesen eine herzgewinnende Erscheinung. Seine Studien waren abgeschlossen; er hatte am 23. Juni 1754 vor einer glänzenden Versammlung seine gedruckten Thesen Observationes historicae selectae zur Erlangung der juristischen Doktorwürde mit großem Erfolg verteidigt, aber — um dies einmal positiv festzustellen — die eigentliche Doktorkreierung, ein ganz prosaischer Akt, geschah erst am 25. April 1755. Unter diesem Datum notierte Iselin in seinem Tagebuch:

In dem untern collegio, wo ich von dem Dr. Nic. Bernoulli zum Doctor promoviert wurde.

Zur Beglaubigung dieser Notiz erwähne ich die handschriftliche Eintragung eines Ungenannten in einem Sammelband der Un.-Bibl. E. J. IV, 31, welche lautet: „Den Juristischen Doctorgrad erlangte Iselin 25. April 1755 von Dr. Nikolaus Bernoulli." Iselins Bestreben ging nun darauf aus, ein Amt und eine Frau zu erwerben. Beides war keineswegs leicht. Was das Amt betrifft, entweder eine Professur oder eine bessere „Staatsbedienung", so brauchte es dazu hoher Empfehlungen, um nur in das Senarium, den Sechservorschlag, zu kommen, und bei der Wahl entschied das blinde Los. Sehr oft gelangte man nur zu einem Amt, indem man die Frau in Kauf nehmen mußte. Was die Frau betrifft, so war Iselin einstweilen nicht in der Lage, eine Familie standesgemäß zu erhalten, wenn er nicht eines der wenigen gutbezahlten Aemter bekam. Er hatte wohl durch den Tod seiner Großmutter Iselin im September 1751 ein bescheidenes Erbe von zirka 15 000 Basler Pfund erhalten; aber das Kapital war seither bedeutend herabgeschmolzen, und bei dem niedrigen Zinsfuß von 2½ oder gar nur 2% konnte er nicht unabhängig von seinen Verwandten leben. Er war also auf ein ansehnliches Frauengut angewiesen. Anderseits wollte er keine Frau nur um des Geldes willen heiraten, was ihm nicht schwer gewesen

wäre, sondern er stellte an seine Zukünftige große Anforderungen: außer dem unumgänglichen nervus rerum ein angenehmes Aeußere, eine schöne Seele, Geist, Witz, Verstand, gute Herkunft, gute Erziehung, gute Manieren, häuslichen Sinn, bescheidenes Benehmen und noch vieles andere. Jahrelang suchte Iselin unter den Basler „Mägdgen" nach diesem Ideal, und diesem Suchen verdanken wir in seinen Tagebüchern und in den Briefen an seinen Herzensfreund und Gesinnungsgenossen Joh. Rud. Frey, damals (1754) capitaine-aidemajor im französischen Schweizerregiment Boccard, eine Anzahl der pikantesten Porträts der jungen „Mägdgen" aus der vornehmen Gesellschaft des damaligen Basel. Iselin war ein Meister in der Kunst des Porträtierens mit der Feder, was wir im Nachfolgenden noch genug bewundern können. Bei diesem Suchen nach der „schönen Seele" war es unvermeidlich, daß er, wie Klopstock, Wieland und so viele andere seiner Zeitgenossen, in kleine, meist harmlose Liebeleien oder Galanterien geriet, die ihm bei seiner anstrengenden geistigen Tätigkeit ein angenehmer Zeitvertreib waren; einer wirklichen Leidenschaft scheint Iselin bei seinem harmonischen Wesen und seiner philosophischen Denkweise nicht fähig gewesen zu sein. — Und nun kommt er auf der Rückreise nach Baden und lernt die Küngold Landolt kennen und . . . da sind wir bei unserm Tagebuch angekommen.

Das Manuskript dieses Tagebuches befindet sich im vierten Bande der Iselinschen Sammlung am Schluß der Tagebuchaufzeichnungen des Jahres 1754 als ein für sich bestehendes Ganzes: Seite 320—428. Es ist von Iselin besonders paginiert, S. 1—108. Auf der ersten Seite steht nur der Titel: „Frauenfeld-Zürich-Baden. 1754 im Brachmonat und Heümonat." Die zweite Seite ist leer. Es ist auf starkem Büttenpapier, Groß-Quart, mit fast einem Drittel Rand sehr sauber geschrieben und sorgfältig redigiert, so daß man sich fragen kann, ob Iselin seine Auf-

zeichnungen von der Reise zu Hause verbessert und ins Reine geschrieben hat. Der Titel „Reisetagebuch", den ich der Verständlichkeit wegen gewählt habe, ist also nicht von Iselin. Man könnte sich auch fragen, ob er nicht an eine Veröffentlichung dieses Tagebuches gedacht habe; denn die Tagebuch-Manie, über die sich Goethe in „Dichtung und Wahrheit" so lustig macht, war schon zu Iselins Zeiten eine wahre Krankheit. So ein Tagebuch war kein Geheimnis, das man im Schreibtisch verschloß, sondern es lag im Salon auf, wie heutzutage ein Photographiealbum. Iselin hatte nach seiner Rückkehr auch nichts Eiligeres zu tun, als seinem Freunde Frey Auszüge daraus zu machen, und er ging damit in den Salon der Jgfr. Geymüller im Lichtenfelser Hof, der damals der Mittelpunkt aller schöngeistigen Basler war.

Der Druck des „Reisetagebuches" ist, abgesehen vom Titel, eine genaue Wiedergabe des Manuskriptes, auch der Orthographie. Von meiner Hand sind nur an einem Satz ein fehlendes Wort und da und dort zum Datum das Wort Juni oder Juli in Klammer beigefügt. Erläuterungen finden sich nur in den Anmerkungen. Die Anmerkungen im Text sind von Iselin, ebenso das Sperrgedruckte. Auf eine eingehende Besprechung des Inhalts und der Bedeutung dieses Tagebuches will ich mich nicht einlassen. Ich kann nur sagen: es ist eine entzückende Lektüre, die von Seite zu Seite an Interesse und Spannung zunimmt und in Iselins Erlebnis mit der „kleinen Schwarzen" in Baden seinen Höhepunkt erreicht. Zur Bequemlichkeit und zur Belehrung habe ich einen kleinen Kommentar beigefügt. Zum tiefern Verständnis für „Zürich" empfehle ich Mörikofer „Die Schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts" und Fr. Muncker „Fr. G. Klopstock"; für „Baden" „Die Badenfahrt" von David Heß und B. Fricker „Geschichte der Stadt und Bäder zu Baden", wo man alles Wünschenswerte findet.

Zum Schluß habe ich die angenehme Pflicht, den Eigentümern des Iselinschen litterarischen Nachlasses: Frau Wwe. Iselin-Merian und Herrn Dr. La Roche-Iselin, meinen verbindlichen Dank für die mir gütigst gegebene Erlaubnis zum Druck des Tagebuches auszusprechen.

* * *

Freitags, den 28ten (Juni) frühe Morgens mit Myhgeacht. H. Deputat Burkard und m. Oncle H. Oberst Burkard von Basel verreiset. Zu Stein am Rein bei Sekkingen zu Mittag gespiesen. Zu Brukk übernachtet. Zu Brukk war ich bei Dr. Zimmermann, meinem guten Bekannten, mit dem ich anno 1747 und 1748 in Göttingen studieret. Ich fand ihn verheürahtet und, was noch mehr ist, sehr vergnügt über sein Schikksal.

Sein Haus ist sehr wol meübliert, zum mindsten das Zimmer, in das er mich geführet, welches ein Zeichen ist, daß auch seine Glükkesumstände ziemlich gut sein müßen, was mich sehr freüet. Ich sah seine Frau nicht; er sagte, sie müßte bei ihrer Muter sein, die krank wäre. — Als ich von Zimmermannen wider zurükkam, hies es, die Herren Ehrengesandten wären gegen Königsfelden spazieren gegangen. Ich ging auch denselben Weg und fand dieselben mit H. Tscharner, Hofmeister von Königsfelden. Diser Tscharner scheinet ein verständiger Mann zu sein; er redet wol, aber es scheinet doch, von allen seinen Bewunderern sei er der gröste. Er gibt sich ein gewißes gravitätisches Ansehn, welches noch mehr als Bernerisch ist. Die Herren Berner affectieren sonst überhaubt in ihren Manieren ein gewißes Ansehn und eine Größe, die oft nichts sagen wollen. In dem Herzen wohnet die wahre Größe. — Wir gingen durch Baden und spiesen zu Weiningen zu Mittag. — Es ist ein Basler, Namens Steinbrüchel, daselbst Wirt. Diser läst gewis keinen Reisenden vorbei, ohne ihm zu sagen, daß er in der Schlacht zu Fridlingen gewesen und daß er bei

Hochstätt ein Zeüge gewesen, mit welch einem Wuht die Engelländer auf die Franzosen gefeüret. — Wir kamen bei Zeiten in Zürich an. Ich ging alsobald zu Schinzen, den ich nicht bei Haus antraf; allein sein Vater war so höflich und lies ihn holen. Er scheinet ein sehr guter Mensch zu sein, allein ein blinder Bewunderer Bodmers und ein schlechter Kenner der Welt, die er nur von ferne gesehn und die ihm nur aus den Büchern bekannt ist. Zudem scheinet er vile idola soli oder Vorurteile, die ihm von seinem Vaterlande anhangen, zu haben. Seine Frau, mit der er sich erst die näml. Woche verheürahtet, ist überaus artig; es leüchtet eine Bescheidenheit und eine Annemlichkeit aus ihren Minen hervor, die recht ausnemend ist. Wenn eine Weibesperson zur Tugend gebohren ist, so scheinet es dise Schinzin zu sein. Schinzens Glükk ist in der Taht recht beneidenswürdig. — Auf meiner Reise habe ich das Testament politique du Cardinal Alberoni und den ersten Teil der Histoire de la conféderation helvetique par Mr. de Watteville gelesen. Das erstere zeigt vil Genie von Seiten des Verfaßers; alleine, ob alles so richtig ist, das ist schwer zu entscheiden. Indeßen finden sich vile Einfälle darinnen, die mir einen großen Grad von Wahrscheinlichkeit zu haben scheinen. Es kan aber auch sein, daß dise Proiecte nichts als ungegründete Traüme sein. Indeßen wird gewiß ein armer Autor, der Verstand und Einsichten besizt, allemal beßre Proiecte machen als ein Minister, der dreimal so erleüchtet ist; der Autor gedenket allezeit nur an das allgemeine Beste, und der Minister vergist sich selbsten niemals.

Sonntags, den 30ten (Juni) frühe verreiseten wir von Zürich und kamen in starkem Regen zu Wintertur an, wo wir zu Mittag spiesen. Wir kamen eben an, da man aus der Kirche kam. Die Frauenzimmer scheinen mir hier wie zu Zürich ein sehr sittsames Ansehn zu haben, welches mir ausnemend wolgefällt. Die Bescheidenheit und die Sittsamkeit sein doch allezeit die ersten Tugenden des schönen Ge-

schlechtes. — Wir spiesen zu Wintertur mit den Ehrengesandten von Bern zu Mittag. Venner Imhof scheinet ein verständiger Mann, der ziemlich wol denket und insonderheit, was die Sitten anbetrifft, keinen Scherz versteht: Ich bewundre und verehre ihn, wenn dises sein wahrer Charakter ist, und wenn nicht ein bisgen Heüchelei mit unterlaüft, welches ich doch nicht bemerket habe. Venner Freüdenreich scheinet schon lustiger. Er ist ein wizziger Mann und liebet die Wißenschaften; allein ausnemlichen Geschmak mus er doch nicht besizzen: ein Mann, der Sprengens Psalmen für das schönste Werk hält, das die deütsche Dichtkunst hervorgebracht hat; ein Mann, der Sprengen den Vorzug vor Hallern zuspricht, wie H. Freüdenreich mir selbst gesagt hat, soll diser Geschmak besizzen? — Mit den Bernern waren ihr Secretarius Lerber und Graffenried, Landammann im Turgow, die artige Leüte zu sein scheinen.

Wintertur deücht mich eine schöne Stadt. Sie hat das Ansehn einer gewißen Opulenz; es sein auch sehr reiche Leüte und schöne Manufacturen daselbst. Die Goldbordenmanufactur aber, die ehmals stark daselbst getrieben worden, ist in Abgang gerahten. — Dise Stadt hat große Freiheiten. Sie ist beinahe souverain — doch unter dem Schuzze und einiger Abhängigkeit von Zürich; auch in der Schweiz, in dem Lande der Freiheit selbst, werden die Freiheiten der Municipalstädte nach und nach untergraben. In dem 12. 13. 14. und fünfzehnten Jahrhunderte haben die Untertahnen nach und nach sich der Herrschaft ihrer Herren unterzogen und frei gemachet; izzund zernichten die Herren, Fürsten und Obrigkeiten alle Rechte der Stände und gefreiten Untertahnen. Ist ienes nicht ein Zeichen der Schwachheit und Unklugheit der damaligen Regenten und dises der Ungerechtigkeit der izzigen? Waren die damaligen Untertahnen nicht aufrührerisch und sein die izzigen nicht feig? Indeßen ist es der Wille der allweisen Vorsehung, daß die menschliche Gesellschaft durch alle dise widersprechenden Veränderungen

gehe. Wer mit einer filosofischen Betrachtung die Geschichte lieset, wird dieselben nicht ohne Vergnügen bemerken.

Sonntag Abends kamen wir in Frauenfelden wol beregnet an. Mit den Zürchern zu Nacht gespiesen.

Montags (1. Juli) frühe, indem man mich frisierete, fragte ich den Frisierer von der Beschaffenheit des Ortes und von der Beschäftigung des Landvolkes. Er sagte mir, die Leüte wären nicht reich, und es wäre keine Emsigkeit bei ihnen; sie lebten auch sehr schlecht. Der Pater Kellermeister der Cartaus hat mir nachmals das nämliche gesagt und beigefüget, die Leüte im Lande wären noch dazu liederlich und dem Trunke und dem Müßiggange ergeben.

Auf dem Rahthause, um die Versammlung der Ehrengesandten anzusehen. Sie war so vollständig als noch iemals — einmal so vollständig, als sie sein kan, indem kein Canton und kein zugewandtes Ort von denen, die gewöhnlich auf die Tagsazzungen berufen zu werden pflegen, fehlete. Dise Versammlung ist ziemlich ansehnlich; dennoch gibt es allerhand seltsame Figuren aus einigen kleinen Cantonen. Der Gesandte der Stadt St. Gallen, H. Caspar Bernet, hat insonderheit ein seltsames Ansehn, indeßen redt er sehr wol.

Die Ceremonie des Eidsgenößischen Grußes, womit die Tagsazzung eröfnet wird, deücht mich etwas recht schönes. Ich hatte mir vorher eine Idée davon gemacht, die mir dieselbe als etwas ungereimtes vorstellete, und es mus einem ieden also gehen, der dieselbe niemals gesehen hat. Siebenzehn Reden von ebenso vil schweizerischen Demostenen, welch eine seltsame Sache! Welch ein Stoff wäre dises nicht für einen franzößischen wizzigen Kopf, sich darüber lustig zu machen! Alle dise Reden wollen zwar das nämliche sagen; alle versprechen Liebe, Treüe, Freündschaft und Einigkeit. Zwar zeiget sich selten ein Zug, der neü, der original ist; sie sehen fast alle einander gleich. Indeßen herrschet beinahe in allen eine edle Einfalt und etwas rührendes. Es redten von Appenzell 2 Gesandte oder vilmehr bestimmter zu reden,

es legten beide den Eidsgenößischen Grus ab, indem ein ieder besonders als von einer besondern Republik abgesandt und instruieret wird. Die Beschaffenheit diser Republiken will dises also haben. Indeßen hat es mich zuerst bestürzet — und ich sehe es für etwas unpolitisches an — indem ich es für einen Haubtgrundsaz unseres Eidsgenößischen Staates halte, alles zu vermeiden, was uns nur errinnern kan, daß wir von zweierlei Religion sein. Ich habe bemerket, daß die zugewandten Orte nur einen Gesandten schikken. Man sagt, dises sei also das Herkommen, und als der Abt v. St. Gallen einigemale zwei geschikket, hätte man es geahndet. Alleine ich sehe es für zweifelhaft an. Ich glaube, es ist aus Sparsamkeit, daß dise Stände nur einen Gesandten schikken*).

Der Landvogt von Frauenfeld tuht die Umfrage.

Der Landschreiber von Frauenfeld, der nach den Verträgen der regierenden Orte allezeit ein katholischer ist und dises Amt lebenslänglich bekleidet, führet das Protocoll und fertigt die Abschiede aus, so wol für die evangelischen als katholischen Orte. Auch wenn zu Baden eine gemeineidsgenößische Tagsazzung gehalten wird, so wohnet der Landschreiber v. Frauenfelden derselben bei und versihet dise Pflicht. Die katholischen Orte würden nicht zugeben, daß ein andrer als der in der VIII alten Orte Pflicht stehet, dise Stelle vertrete. Indeß ist ohne Zweifel der Landschreiber von F. auch in der Orte Freib. und Solothurn Pflicht, wie auch der Landvogt daselbst, indem dise zwei Stände auch an dem Malefizgerichte im Turgöw Teil haben. Indeßen haben die Züricher allemal ihren Rahtssubstituten bei sich, welcher auch ein Protocoll führet, aber nicht die Abschiede ausfertigt; auch fertigt der Landschreiber die gemeineidsgenößischen Schreiben aus.

Wenn Unterwalden Gesandte auf die Tagsazzung schikket, so schikket der Teil nid dem Kernwald 2 Jahre Ge-

*) Anmerkung: Es ist auch falsch, wie mir der Rahtssubstitut von Zürich, den ich nachher ausdrüklich befragt, gesagt hat.

sandte nacheinander, da der Teil ob dem Kernwald allemal nur einmal dargegen schikket. Die Instructionen aber werden gemeinschaftlich auf dem Landtage abgefaßet, der allemal gehalten wird in dem Lande desienigen Teiles, welcher alsdann Gesandte schikket.

Man redte disen Montag Abends auch über Tische von der Einrichtung, die in Betrachtung Glarus wegen Regierung der gemeinschaftl. Landvogteien gemacht worden. So vil ich mich zu errinnern weis, so hat H. Leü in seinen Anmerkungen zu Simmler disen Punkt nicht mit aller erforderlichen Deütlichkeit ausgeführet; der Haubtgrundsaz über disen Punkt ist: Glarus soll vollkommen bei allen denienigen Rechten bleiben, welche es vor der Abänderung gehabt und auch nicht mehr Lasten tragen; Zürich u. Bern treten in alle Vorteile und alle Lasten der katholischen Orte, von denen sie dise Länder erobert; also, wo Bern ehemals mitregieret, sezzen sie das 15. und 16te Jahr ihren Landvogt, und, wo Bern nicht mitregieret hat, das 13. und 14te. Bei dem Sindicat zu Baden haben Bern und Zürich die Stimmen, die ehmals die Katholischen gehabt neben den ihrigen und Glarus die, so es vorher gehabt; also wird es auch mit Austeilung der Einkünfte und Ausgaben gehalten.*)

Montag Mittags spies der franz. Legationssecretarius Monsieur de Vermont auf Einladung der Herrn Züricher mit uns. Er scheinet ein verständiger Mann; er ist sehr lebhaft und wizzig, aber er ist allzu sehr ein Franzose. H. Deputat Burkard hat mir bei disem Mittageßen überaus wol gefallen. Diser Mann scheinet recht sittlich gut zu denken. Bürgermeister Escher von Zürich redt treffl. wol und scheinet ein vortrefflicher Staatsmann zu sein. Er ist etl. und siebenzig Jahre alt, aber noch von einer Munterkeit und Aufgewektheit, die bewunderungswürdig ist. Indeßen

---

*) Randbemerkung: So hat ein jeder Z. und B. Gesandte 3 und 1/2 Stimme, welches 14 ausmacht zu Baden und in den obern freien Aemtern; ein jeder Glarnische Gesandte aber hat nur eine.

liebe ich Venners Imhof Ernsthaftigkeit mehr. Der Umgang dises würdigen Zürcherischen Bürgermeisters wird in meinen Augen für eine rechte Schule von jungen Leüten, die sich auf Staatssachen legen wollen, angesehen. Ich habe alles, was er gesagt, mit einem unbeschreiblichen Vergnügen angehöret. — Sein College, Jkr. Schwerzenbach, hat auch Verstand und Verdienste; allein ich habe bis dato wol zieml. vil Gründliches, aber nichts Feines, nichts Groszes an ihm bemerket. — Sein Sohn, den er bei sich hat und der ein Mensch von meinem Alter oder etwas darüber ist, scheinet mir von gleichem Schrote zu sein. Er wird einst durch die Uebung ein Mann werden, der im Stande ist, seinem Vaterlande gute Dienste zu leisten. — Brgmstr. Escher hat seinen Grossohn, einen Sohn des Landvogt von Kiburg, bei sich. Diser ist eben der Gegensaz von seinem würdigen Grosvater; ich hatte ihn schon in Basel gekannt, wo er sich gar nicht zu seinem Vorteile zeigte. — Der Zürcherische Rahtssubstitut Landolt ist ein guter Mann, der gründlich zu sein, im übrigen aber weder eine grosze Feinheit des Wizzes, noch eine besondere Erhabenheit des Geistes zu besizzen scheinet. Er hat ziemlich Einsichten in die Schweizzersachen; allein es wäre eher tadelhaft, wenn er sie nicht besäße, als daß er zu loben ist, daß er sie besizzet. — Der Gesandte von Mühlhausen, Stadtschreiber Josua Hofer, speiset auch mit uns. Er betreibet hier ein küzlichtes Geschäfte. Mühlhausen verlanget von den katholischen Orten, wieder in den Bund aufgenommen zu werden, aus dem sie anno 1588 von denselben nicht eben allzurechtmäßiger Weise ausgeschloßen worden. Hofer ist ein verständiger und gescheider Mann, der schöne Einsichten und Talente besizzet. Er betreibet sein Geschäft mit einer Geschikklichkeit und mit einem Eifer, welche verdienen, daß er darinnen glükklich sei. —

Man redte des Nachts über Tische von unsern Separatisten. — H. Dep. Burkard und iedermann sagte, daß sie deswegen sträflich sein, daß sie alle nach Basel kommen

und daß unser Magistrat deswegen ein Recht habe, härter mit denselben zu verfahren. Ich kan dises auf einen gewißen Grad zugeben; allein ist es nicht möglich, daß eben deswegen dise Leüte, weil man sie zu Basel zu verfolgen angefangen, sich dahin begeben und disen Ort als die Stätte ansehen, wo ihnen die Ehre des Martyrtums bestimmt ist? Dises ist einmal die unglükkselige Schwachheit diser Leüte; es ist ihre Krankheit. Dise Sache hätte im Anfange mit mehr Behutsamkeit sollen behandelt werden, und es wäre villeichte ein Glükke gewesen, wenn man sie nie für so gefährlich angesehn hätte, als man getahn hat. Ich halte auch in der Taht darfür, daß sie es nicht gewesen. —

Dienstags, den 2ten Heümonats, des Morgens ritt ich mit Schwerzenbachen, Eschern, einem Haubtmann Nüscheler von Zürich und einem Frauenfelder, deßen Namen ich nicht weis, nach der Cartaus Ittingen, die eine Stunde von hier entfernt ist; es ist dieselbe ein ziemlich artiges Closter. Der Pater Schafner und der Pater Kellermeister sein sehr artige und manierliche Leute. Sie empfingen uns sehr höflich und wollten uns zu Mittag zu eßen geben; allein meine Gefährten zeigten keine Lust dazu, und ich, der ich große Lust dazu hatte, lies mich durch den Grund davon abhalten, weil ich den Vorteil, an unsrer Tafel, wo vil nüzliches zu hören ist, zu speisen, dem Vorteil, mich bei den Cartaüsern lustig zu machen, vorzog. —

Nüscheler, der mit uns in der Cartaus gewesen, spies an unsrer Tafel zu Mittag. Nach Mittags redte ich vil mit demselben. Er ist ein verständiger Mann, der sein Vaterland und die Angelegenheiten deßelben zu kennen scheinet. Er gestund die schlechte Führung des Krieges anno 1712 von Seiten Zürich. Es ist wirklich ein Ueberreiter von Zürich hier, der damals schon Ueberreiter gewesen und den der Obmann Nabholz von Zürich, der im Toggenburg commandieret, als einen Maior gebrauchet. Diser Mann schreibet sich vile glükkliche Erfolge von Nabholz zu (die

doch in der Tat nicht vil haben sagen müßen), und man sagt, er habe nicht unrecht. Wir redten von den ehmaligen Freiheiten der Zürcherischen Untertahnen. Nüscheler gestehet freilich, daß dieselben ehmals groß gewesen, deren sie sich aber nach und nach verlustig gemacht. Er fügte bei, die Züricher hätten nicht aus Furcht vor fremden Mächten die Stadt befestigen laßen, sondern teils aus Vorsorge wegen den Katholischen, haubtsächl. aber wegen ihren unruhigen Untertahnen. —

H. Dep. Burkard hat disen Mittag nicht mit uns gespiesen; er ist auch nicht bei der heütigen Seßion gewesen; er befand sich nicht wol. —

Es sein heüte eine große Mänge Toggenburgerpferde hiedurch. Dise gehen mit Butter nach Schafhausen und bringen in kleinen Fäßgens Wein nach Toggenburg, also daß dises einen zieml. vorteilhaften Handel machen soll. —

Mit meinem Oncle zweimal spazieren gegangen. Das erste Mal kamen wir zu den Capucinern. Wir trafen einen artigen Pater an, der aus dem Geschlechte Gasmann von Soloturn ist; er ist zu Neapolis, in Frankreich und in Lotringen gewesen. Sein Umgang ist sehr angenem; er weis von allen Sachen zu reden und ist sehr aufgewekt. Das Closter und der Garten sein ziemlich artig, obgleich klein. Er wies uns die Bibliothek des Closters, allein was will man von einer Bibliothek von Capucinern erwarten. —

Ehmals pflegten die Ehrengesandten auf dem Sindicate in Italien durch die mehren Stimmen das Eidsg. Bürgerrecht zu erteilen — oder vilmehr zu verkaufen. Dieienigen, die sich also eingekaufet, genoßen in Frankreich und anderswo die Rechte der Schweizzer; dises konnte zu tausend schlimmen Folgen Anlaß geben und war ziemlich schändlich; alleine die Ehnetbürgischen Gesandten zogen ihren Nuzzen davon. Man nennte dises ein Vicinat. Dise sein nun in der heütigen Versammlung abgeschaffet worden und sollen nicht mehr erteilet werden.

Dises Gesäzze ist sehr weise und gut, auch nöhtig zu einer Zeit, da man die in Frankreich geschwächten Rechte und Freiheiten der Eidsgenoßen zu behaubten trachtet. Nur die 12 Orte haben hiezu zu reden gehabt, weil das italienische Sindicat nur die 12 Orte angeht. —

Gestern habe ich 6 Seiten iournalisiert und heüte 12. Es ist auch in der heütigen Versammlung ausgemachet worden, daß wenn im Namen der gesammten Eidsgenoßenschaft Repräsentanten geschikt werden, dieselben von gesammter Eidsgenoßenschaft sollen verköstigt werden. Zu dieser Sache, als welche gemeineidsgenößisch ist, hatten auch die Gesandten der zugewandten Orte zu reden. — Heüte bei dem Nachteßen, wie auch sonst bei allen Gelegenheiten, habe ich angemerket, mit welch einer besondern Achtsamkeit Hofer die Liebe und die Freündschaft der Zürichergesandten suchet; wie sehr und mit wie viler Geschikklichkeit er den Hof machet und wie fertig er ist, alle Gelegenheiten zu ergreiffen, denselben etwas verbindliches zu sagen. Ich zweifle nicht daran, er wird dise Kunst auch gegen andre und insonderheit gegen die katholischen gebrauchen, welche zu gewinnen seine Haubtabsicht ist. Dises ist eine Eigenschaft, die einem Negociatoren unumgänglich ist, und wie in einem höhern Grade er dieselbe besizzet, desto geschikter ist er zu Unterhandlungen.

Das Sarganser- und Reintaler Sindicat und das Sindicat desienigen Teiles der freien Aemter, die den VIII Orten gehören, wird hier richtig gemacht; von den Gefällen des Sindicats im Turgow werden 2 Verteilungen gemacht. Erstlich was aus criminalibus fließet, daran Bern, Freiburg und Soloturn auch Teil haben. Dise Teilung wird natürlich in 10 Teile gemachet; was aber die andern Gefälle betrifft, daran Bern vor 1712 keinen Anteil gehabt, da nimmt Glarus seinen siebenten Teil voraus, den es auch ehmals hatte, und dann wird erst die repartition gemacht, darinnen auch Bern Rechnung getragen wird. So geht es auch bei Sargans und den freien Aemtern, so auch beim Reintal, wo auch Appenzell

seine alten Rechte wie Glarus unverlezt behalten hat. — Wenn das Sindicat in Italien aus ist, so halten Uri, Schwiz und Unterwalden ihr Sindicat zu Bellenz wegen diser Grafschaft, die ihnen alleine zuständig ist. — H. Hofer sagte heüte, er hätte, als er wegen seines Geschäftes in disem Lande gewesen, angemerket, daß nun alle Streitigkeiten, die dise 3 Orte vor einigen Jahren wegen Bellenz mit einander gehabt, ganz still wären. Diser Mann hat den Vorteil gehabt, wegen der Betreibung der Sachen seines Standes die gesammte Eidsgenoßenschaft kennen zu lernen, und sein Fleiß und seine Geschikklichkeit haben gemachet, daß er sich dise Gelegenheit recht zu Nuzzen gemacht hat. Schwiz und Glarus haben einen besondern Sindicat wegen March und Gaster, so sie gemeinschaftlich beherrschen und welcher zu Schännis gehalten wird, welches Stift verbunden ist, die Gesandten indeßen zu speisen, aus welchen Ursachen diser Sindicat, der nicht vil sagen will, allemal bei vier Wochen währen soll. Die Herrn Gesandten laßen sich ohne Zweifel auf Unkosten des guten Stiftes wol sein. — Von Zürich gehen die Bürgermeister alternative auf den Sindicat. Escher, so dises Jahr darauf gewesen, geht das folgende nicht und das 3te Jahr geht er wieder, er mag nun regierend sein oder nicht. — Diser Sindicat ist ihnen einträglich, indem ein Teil der Gefälle von Rechtes wegen den Gesandten zukömmt. Der Sindicat von der Grafschaft Baden und dem Teile der freien Aemter, daran nur Zürich, Bern und Glarus Anteil haben, wird zu Baden nach Endigung des Sindicats zu Frauenfelden von den 3 Orten gehalten. Der Rahtssubstitut Landolt hat nun gesagt, die Stände zögen von Baden und dem Teile der freien Aemter, der ihnen alleine gehöret, nicht nur nichts, sondern Zürich und Bern hätten noch alle Jahre iedes 100 fl. Unkosten damit über ihre Einname, teils, weil die Landvögte vil verbauen, teils weil sie ihre Rechnungen so geschikt einzurichten wißen — so einen großen Nuzzen hätten sie bei ihren Eroberungen.

Die Schweiz wäre glükklich, wenn dise Eroberungen von Z. u. B. nie wären gemacht worden. — Der Gesandte von Mühlhausen, der disen Tag der Versammlung der Katholischen seine Werbung vorgetragen, ist damit nicht glükklich gewesen; es hies, es wäre nun nicht Zeit an dise Sache zu gedenken. Zürich hat einige Lehen von dem Fürsten von Fürstenberg, wie auch von dem Abte von Reinau und einigen andern Fürsten; hingegen gibt es auch großen Herren Lehen. Dises sein Exempel von Dienstbarkeit des Völkerrechtes, die aus dem verwirrten Zustande der mittlern Zeiten übriggeblieben sein.

Ich weis mich nun eben nichts mehr zu errinnern, daß ich merkwürdiges gehöret habe. Ich will also hier die Namen der H. Ehrengesandten einrükken, die von iedem Orte auf die disiährige Tagsazzung geschikket worden:

Zürich:

Johann Caspar Escher, Brgmstr.

Johann Jakob von Schwerzenbach, Statthalter.

Bern:

Georg Imhof, Venner.

Abraham Freüdenreich, Venner.

Luzern:

Aurelian zur Gilgen, Schulteis.

Caspar Josef Rud. Benedict Moor, Alt Pannerherr.

Uri:

Carl Alfons Beßler, Marschall und Landammann.

Carl Antoni Epp, Haubtmann und Landschreiber.

Schweiz:

Jost Dominicus Erler, Landammann.

Josef Franz Reding v. Biberegg, Alt Landammann und Pannerherr.

Unterwalden:

Felix Leonzi Kaiser, Landammann.

Jakob Michel Zelger, Alt Landammann.

Zug:
Ambrosius Ur, des Rahts.
Joh. Jak. Andermatt, Haubtmann u. des Rahts.
Glarus:
Fridolin Josef Hauser, Landammann.
Johan Peter Zwikki, Landesstatthalter.
Basel:
Joh. Rud. Burkhard, des Geh. Rahts u. Deputat.
Isaac Burkhard, des Geh. Rahts u. Kriegscommißarius.
Freiburg:
Franz Marx Ignatius Gatti, Schulteis.
Philipp Reiff, Herr zu Lüßy und des Rahts.
Solothurn:
Franz August von Roll, Stadtvenner.
Urs Franz Josef Suri von Bußi, Sekkelmeister.
Schafhausen:
Joh. Jak. Peyer im Hof, Statthalter.
Anselm Franz von Meienburg, des Rahts- und Sekkelmeister.
Appenzell:
J. R. Carl Jakob Schüß, Landammann und Pannerherr.
Gebhard Zürcher, Landammann.
Abt St. Gallen:
Johann Victor Baron von Thurn und Valsaßine, Geheimerraht und Landshofmeister.
Stadt St. Gallen:
Caspar Bernet, Brgmstr.
Biel:
Heinrich Hermann, Brgmstr.
Mühlhausen:
Josua Hofer, Stadtschreiber.

NB. Glarus schikt in die Orte, an deren Mitregierung Bern vor 1712 keinen Anteil gehabt, allemal das 13. u. 14. Jahr seinen Landvogt, also daß die Reihe nicht, wie es die Ordnung nun erforderte, sondern seinem alten Recht nach

kommt. Ich zweifle nicht, daß es im Reintale mit Appenzell auch also gehalten werde.

Mittwochs, den 3. (Juli), Vormittags, habe ich 6 und ½ Seite iournalisieret. Das 7te und 8te Buch der Histoire de la conféderation helvetique gelesen. Ich fand bei Eschern den 2ten Teil der Histoire du siècle de Louis XIV. auf dem Tische ligen. Ich nam denselben und durchlas die die Anmerkungen des La Beaumelle, in denen viles gut scheinet; villeicht ist auch viles wahr. Zum mindesten verdienen die Stellen, die dise Anmerkungen zweifelhaft machen, eine genauere Untersuchung. — Schwerzenbach hatte mir versprochen, disen Morgen mit mir spazieren zu gehen; allein da er nicht kam, machte ich alleine eine ziemlich angeneme Promenade. — Ueber Tisch machte mir der H. Bürgermeister Escher ein sehr verbindliches Compliment. Nach Tische blieb ich lange mit unsern H. Gesandten und dem Mühlhausischen. Diser ist gewis ein gescheider und rechtschafner Mann. Man redte von dem droit d'aubaine, das man nun an den reformierten Schweizern ausüben will. Er redte sehr gründlich davon. Man sagt, dises Recht der Ausname davon gehöre nur den katholischen Orten, als denen es in dem Bündnis von anno 1715 zugestanden sei. Da die übrigem disem Bündniße nicht beigetreten, so haben sie dises Recht nicht zu genießen. Allein H. Hofer fragt, ob nicht vor 1722 die Eidsgenoßen alle das Recht diser Ausname genoßen. Dises kan nicht gelaügnet werden. Hiemit kommt es darauf an, worauf sich die Ausname gründe, welche die Schweizzer vor disem Bunde genoßen. In keinem der Bündniße von 1668 und 1602 etc. wird nicht die geringste Meldung von dem droit d'aubaine getahn und dises in allen bis man auf den ewigen Friden kommt.

In disem gründet sich dise Ausname, obgleich sie nicht darinnen mit eben so vil Worten ausgedrükket ist. Diser Fride soll ewig währen, hiemit auch dise Freiheit, die sich darinnen gründet. — Alleine H. Hofer sagt, schon H. von

Paulmi habe geantwortet, diser ewige Fride und nichts wären eines so vil als das andre. Die Schweizzer hätten dadurch nichts als Vorteile und wären zu nichts verbunden. Ich weis wol, daß dise Antwort vil sagen will; ich weis, daß die Sache darnach wird betrachtet werden; alleine, daß sie sich in der Billigkeit, ich will nicht sagen in dem strengen Rechte, gründet, das wollte ich nicht sagen. Die andern Freiheiten daneben, welche der Nation und insonderheit den Kaufleüten von derselben zu verschidnen Zeiten sein mitgeteilet worden, sezzen teils dise Ausname zum voraus, teils bringen sie dieselbe mit sich. Alleine es scheinet, die Abschlagung diser so gegründeten Freiheit habe besondere Absichten. — Die Herrn Gesandte haben heüte gesagt, es sei noch keine Tagsazzung mit so großer Einigkeit und ohne Zank abgeloffen als die izzige. Indeßen ist es auch wahr, daß nicht vil richtig zu machen gewesen. Dennoch fehlet vil, daß eine vollkommene Harmonie in dem helvetischen Staatskörper herrsche. —

Ich mus doch ein Wort von Frauenfelden sagen. Es ist noch ein Städtgen, das mitgeht, und die Gegend darum ist ausnemend schöne. Es sein allerorten die schönsten Wiesen und Reben und eine dem Auge sehr angeneme Abwechslung von Berg, Tahl und Waldung. Es sein auf allen Seiten dises Ortes die allerangenemsten und lustigsten Spaziergänge, die die Natur schöner zubereitet hat, als sie immer die Kunst machen könnte. — Disen Nachmittag habe ich 3 u. ½ Seite iournalisiert. —

Die Ausfertigung der Abschiede geschihet also: beide Protocollisten machen in der Versammlung ihre notanda. Der Landschreiber fertigt dann aus den seinen seinen Abschied aus und teilet ihn dem Züricher mit, der denselben alsdann mit seinen notatis vergleicht. Der evangelische Protocollist verfertigt darauf nach des Landschreibers seinem Concepte — oder wie sie beide dieselben in Ordnung gebracht — die Abschiede für die Reformierten, wie der Land-

schreiber für die Katholischen. — Die evangelische Versammlung hat erstaunlich lange gewähret. Der helvetische Staat hat doch unbegreiflich aus der Art geschlagen, da nun die Züricher selbst nicht zugeben wollen, daß man wegen Betreibung des Geschäftes mit den aubaines, wie es der Gesandte von Mühlhausen sehr wohl angegeben, etwas einfließen laßen soll. Dises Geschäft wäre um desto nötiger schleünig abgetahn zu werden, da sich täglich Fälle ereignen, die sowol des Königs Untertahnen als unsere Leüte betreffen und intereßieren. Was ist hierinnen, daran sich der König stoßen kann! Was ist, das der Ehrerbietung, so man demselben schuldig ist, zuwider wäre!

Man will dem Botschafter — denn an ihn soll eigentlich geschriben werden — um eine Antwort über ein Memorial zu betreiben, das schon vor 8 Monaten ist überschikket worden; man will, sage ich, dem Botschafter dadurch zu verstehen geben, daß wenn man in des Königs Lande das droit d'aubaine an den Unsern ausübe, so werde man bei uns das Gegenrecht brauchen. Es ist wahr, alleine ist dises nicht in den ersten Grundsäzzen des Völkerrechts gegründet? Ich will noch mehr zugeben: ich gestehe es, daß es vilen Schwierigkeiten würde unterworfen sein, wenn man dises Recht ausüben wollte, und wir würden villeicht gar zu vil dabei verlieren. Allein, daß man es nicht einmal wolle empfinden machen, das kan ich nicht verdauen, und wenn die Klugheit wahrhaftig es erfodert, daß man dises nicht tuhe, so kan ich es noch minder verdauen. Sollen die Schweizzer so weit heruntergekommen sein? Indeßen sagt H. Statthalter Schwerzenbach, disen Grund müße man im Hinterhalte behalten; man werde ihn noch wol nöhtig haben. Es kan auch sein, daß in gewißen Sachen die guten Gründe zu frühe kommen können. — Es kan auch mit disem also sein; alleine daß es also sein soll, dis scheinet mir unerträglich. Daß sie sollen ein Recht erbetteln, das man ehmals froh gewesen wäre, ihnen zu schenken, ist dis erlaubet? Daß

sie ihr Blut für die Erhaltung des Königreiches vergoßen, um ihr Gut, das ihnen von Gott und Natur zukömmt, in dem Königreiche zurücklaßen sollen? Welch eine Undankbarkeit, daß die Schweizzer dises alles so gleichgiltig ansehn sollen und nichts als demütig bitten dürfen! Welch eine Schwachheit! Allein man mus sich in die Aenderung der Zeiten schiken, und nichts ist unfruchtbarer als die Declamationen darwider. —

Ich habe disen Abend des H. von Wattewil seine Histoire de la conféderation helvetique ausgelesen, darinnen gewis vil Gutes ist; alleine es ist mir doch eines und das andre anstößig vorgekommen, und H. v. Wattewil scheint die alten Reichssachen nicht am besten verstanden zu haben. Ich wüßte dennoch kein Werk, daraus man einen deütlichern und körnichtern Begriff der Eidsg. Geschichte erlangen könnte. — Zweimal spazieren gegangen. —

Als die evangelische Versammlung aus war, ging ich mit H. Deputat Burkhard und meinem Oncle spazieren. Wir trafen die H. von Bern an. Diser Lerber scheinet ein verständiger Mensch zu sein; allein alles kündet an ihm den Berner an. Venner Freüdenreich ist hingegen in seinen Manieren ziemlich einfältig (uni). Venner Imhof ist ein ansehnlicher Mann; Freüdenreich besizt aber villeicht mehr polierten Wiz. — Man redte gestern Abends über der Tafel von Wintertur. Dise Stadt hat einen Teil ihrer großen Freiheiten im Jahre 1540 verlohren, da dieselbe von Carl dem Vten sich große Freiheitsbriefe ausgewirket, worüber sie von den Zürchern mit dem Verlust eines Teils ihrer Freiheiten bestraft worden. — Es ist eine kostbare Gelegenheit für die Obrigkeiten, wenn ihre gefreiten Untertahnen noch freier sein wollen, als sie es sein sollen. Die Winterturer urteilen in Criminalsachen ohne Appellation, in Civilsachen zwischen Bürgern auch, allein zwischen Bürgern und Fremden gehen die Appellationen nach Zürich. Sie huldigen alle Jahre dem Stand Zürich.

Donnerstags, den 4. (Juli). Den Morgen las ich La B.(eaumelle) Anmerkungen zu dem 5ten Teile von Voltairens Siècle de Louis XIV. Ich ging ein wenig spazieren. Des Nachmittags verreisten wir und übernachteten zu Wallisellen.

Freitags, den 5ten (Juli) verlies ich die H. Deputierten und kam bei Zeiten in Zürich an. Bei Buchbinder Denzler; bei Heidegger; bei Schinzen. Einer seiner Vettern, der ein ausnemend artiger Mensch ist, war daselbst. Die Errichtung des 3. franz. Regimentes ist zum Teile einer Rache zuzuschreiben, die der Stadthaubtmann Landolt ausgeübet, weil sein Sohn in Holland nicht so geschwind und so wol befördert worden, als er gern gewollt hätte. Diser Landolt hat einen Verwandten, den Obmann Landolt, der hier überaus mächtig ist und den man schon zum Bürgermeister bestimmet. Er ist sehr populär. — Von Schinzen kam ich, weis selber nicht recht wie, zu Nüscheler, mit dem ich die Reise in die Cartaus gemacht hatte; er war ausnemend höflich. Beim Zunftmeister Ulrich, an den ich einen Brief von Schulteis Wolleb hatte. Ich war eine Zeit lang mit seiner Tochter, die eine verständige Frau ist und von einem angenemen Umgange. H. Ulrich ist auch ein artiger und gescheider Mann, der sehr wol zu denken scheinet. Er denket mit großer Mäßigung über den Separatismus. Er wohnt in dem obrigkeitlichen Bauhaus, welches eine ausnemend schöne Aussicht auf den See hat. Ich blieb ziemlich lange daselbst; ich fand vil Vergnügen, bei disen Leüten zu sein. H. Ulrichs Frau scheint auch eine gute Frau zu sein. — Beim Schwerd in ziemlich guter Gesellschaft gespiesen. — Ich traf unter andern einen Bündner an, einen H. von Salis, der Bundeslandammann ist. Disen hatte man unrecht berichtet. Er glaubte, ich wäre ein Neveü des H. Oberstzunftmeister Fäschen, worüber er mir ein sehr verbindliches Compliment machte. Ich benam ihm aber seinen Irrtum, und indem wir lange miteinander redten, und er mich eines und das andere von Basel

fragte, fragte er auch nach meinem Vater sel. Als er hörte, daß ich deßelben Sohn sei, umarmte er mich und sagte, er wäre deßelben bester Freünd gewesen; er überschüttete mich darauf mit Höflichkeiten. — H. Zunftmeister Ulrich schikte zu mir und lies mich einladen, disen Nachmittag auf dem See zu fahren. Es taht mir laid, daß ich mir dise Einladung nicht zu Nuzzen machen konnte; allein die Schinzen und Nüscheler hatten mir versprochen, zu mir zu kommen. Sie kamen auch. Es seien alle recht artige Leüte. Des Abends ging ich mit dem einen Schinz und Nüscheler in die Opera; wenn man es also nennen darf. Es ist eben die kleine Truppe, die zu Basel gewesen; man spielte einige ziemlich schlechte Stükke. Ich kan mich aber nicht genug über die Gesellschaft verwundern, die daselbst gewesen. Alles ist französisch gekleidet, alles hat ein franz. Ansehn — außert in den Manieren, die noch sehr gezwungen und vil ungehobelter sein als unserer Baslerinnen ihre. Die meisten Frauenzimmer haben auch etwas allzu niais, allzu einfältiges. Dieienigen aber, die dises nicht haben, gefallen mir besser als unsre Baslerinnen, indem sie eine gewiße Bescheidenheit und Schamhaftigkeit in ihren Minen zeigen, die fast keine von unsren Frauenzimmern haben, und dises deücht mich doch der wahre Charakter des Frauenzimmers zu sein. Allein Geduld. Die H. franz. Officiers dürfen nur ein Mal sechse in dem Semester gewesen sein, das Dings wird alles in andres Ansehn bringen.

Es waren einige schöne Personen da, unter andern eine Jgfr. Lavater, die ich ausnemend schön gefunden. Nach der Opera spazierten wir auf dem Schüzzenplazze, einer sehr angenemen Promenade, die eine große Gleichheit mit dem Plainpalais zu Genf hat. Dieser Plaz war heute recht mit Frauenzimmern und schönen Herren besezzet. Er mahnete mich, obgleich sehr im Kleinen, an den Palais royal bei der Sortie de l'opéra. Es ist eine Art von Halbinsel, die rings umher mit einer Allee von Lindenbaümen besezzet ist. Die

iungen Herren sehn noch gar gut aus, und ich kan mich über die meisten unserer dummen Kerls erzürnen, die bei weitem nicht so gut aussehn und sich doch eine so große Superiorität über die Züricher anmaßen. Wie unwißender und dümmer man ist, desto hochmütiger ist man. — Die Stadt ist in ihrem Innern überhaubt so lustig nicht als Basel; doch hat sie ein Quartier, das schöner ist als villeicht unsere schönsten alle zusammen, und ihre Lage ist noch schöner als die von Basel, obgleich auch die von Basel ausnemend schön ist. — Des Nachts spies ich wieder in sehr angenemer Gesellschaft. Ich saß an der Tafel neben einer Schwester des Wirtes, die ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer ist; dises hat etwas Stilles und Sanftes in ihren Minen, das recht einnimmt. Sie spricht noch ziemlich Französisch. Sie scheinet einen vortrefflichen Charakter zu besizzen und mangelt nicht an Verstand. Sie ist daneben ziemlich schön. Indeßen hat sie, obgleich in einem mindern Grade, was ich an den meisten hiesigen Frauenzimmern bemerkt habe, une certaine fadeur, il n'y a rien de piquant dans sa physionomie — wenig Lebhaftigkeit. Sie ist eine starke Blondine. Dise haben im allgemeinen eine so große Lebhaftigkeit nicht, indeßen scheinet sie keine kleine Neigung zur Zärtlichkeit zu haben. Es spies noch eine ihrer Schwestern mit uns, die eine Brünette ist, die mir aber nicht so sehr eingeleüchtet. Ich begleitete sie beide nach Haus; sie waren beide, insonderheit die Blonde, ausnemend manierlich. Ich wüßte kein Frauenzimmer zu Basel, das manierlicher wäre als dise leztere. — Ich wollte, als ich nach Hause kam, ein wenig lesen, allein ich war zu müde.

Sonnabend, den 6ten (Juli). 1 und ½ Seite iournalisiert. Der verdammte Kerl, der Buchbinder Denzler, hatte mir versprochen, heüte so früh ich wollte, auf die Bibliothek zu gehn. Ich war vor 7 bei ihm; er war nicht mehr anzutreffen. Ich kehrte also wieder zurük und iournalisierte 4½ Seiten. Ich las darauf ein paar Seiten in H. Langhansens

Beschreibung vom Simmental und ging wider zu Denzlern, mit welchem ich endlich auf die Burgerbibliothek ging. Die Sammlung von historischen Büchern, die daselbst ist, scheinet noch so ziemlich beträchtlich. Ich konnte mich aber nicht lange aufhalten, dieselbe zu durchgehen. Von Msc., die die Schweizersachen angehen, ist eine vortreffliche Sammlung daselbst, und dise machet mir große Lust, einst einen Aufenthalt von etwas Zeit hier zu machen. — Dise Sachen verdienen durchgangen zu werden. Daneben sehe ich, daß hier in einigen Sammlungen alles enthalten ist, was mir noch von Tractaten fehlet. Das Gebaüde oder — beßer zu sagen — das Zimmer, darinnen die Bibliothek enthalten ist*). — Bei Schinzen. Weil es schon späht war, so konnten wir nicht mehr, wie wir uns vorgenommen hatten, zu Bodmern und Breitingern gehen. Wir gingen deswegen nur noch zu Breitingern alleine. Diser vortreffliche Gelehrte ist zugleich ein recht liebenswürdiger Mann. Er redt sehr wol und mit einem Feüer und einer Lebhaftigkeit, die überaus angenem sein; er scheinet aufrichtig (cordale) zu denken und mit einer großen Mäßigung in Religionssachen; er gewinnt, gekannt zu werden. Er hat keine angenommene Höflichkeit, wie wir dieselbe von den Ausländern lernen, aber die Natur hat ihm einen milden und feinen Charrakter geschenket, daraus bei ihm eine natürliche Höflichkeit entstehet, die weit schäzbarer ist als alle Politeße der Franzosen.

Ingenuam diceres orbanitatem atque civilitatem quae ex vera humanitate provenit. Er ist mit unserm Exdiaconus Wettstein sel. gar nicht zufriden. Ich brachte mehr als eine Stunde sehr angenem mit demselben zu. Man bemerket gar keinen Hochmut, gar keine Einbildung an demselben, welches ich für ein Kennzeichen der wahren Größe halte. Ich habe an ihm auch eine Entfernung von aller Pedanterie wahrgenommen, die mir überaus wol gefallen Kurz ich habe vil Vergnügen bei demselben gefunden.

*) [Unvollständig.]

Mit Ott, dem Schwerdwirt, allein zu Mittag gespiesen; diser ist ein schlechter Mensch.

½ Seite iournalisiert. Schinz und sein Cousin bei mir, der ein überaus artiger Mann ist. Er hat vilen Verstand und hat denselben sehr wol angebauet. Er denket sehr gut, und sein moralischer Charakter scheinet eine gewiße Annemlichkeit und eine gewiße Güte zu haben, die die vortrefflichen Mittel sein, die Herzen zu gewinnen. Solche Leüte sein meistens weit angenemer als Gelehrte von Profeßion und auch der Gesellschaft weit nüzlicher. Wir gingen miteinander zu Bodmern. Ich weis nicht, was ich von disem Manne sagen soll. Ich habe schon gar zu vil und zu allerhand Urteile von demselben gehöret, als daß sich das Ding in einer Unterhaltung von einer Stunde sollte auseinander lesen laßen. Ich habe ihn nicht so einbildisch gefunden, als H. Wolleb mir ihn abgemahlet hatte, und den kritischen Neid, von dem H. Schmelzer sagt, daß er ihm aus den Augen sehe, habe ich gar nicht an ihm bemerket. So liebenswürdig als Breitingern fand ich Bodmern nicht. Er redet auch nicht sonderlich wol, obgleich er sehr gute Sachen sagt. Die natürliche Höflichkeit von Breitingern zieret seinen Charakter nicht, und die Manierlichkeit, die eine Ausdrükkung der natürlichen Höflichkeit sein soll, und bei den meisten den Mangel derselben ersezzet, scheinet ihm noch fremder. Ich habe zwar bemerket, daß er von sich selbst eingenommen ist und das in einem ziemlichen Grade; indeßen nicht so sehr, als die Welt sagt. Ich glaube, die Ursache, warum er für so eitel angesehen wird, ligt zum Teil darinnen, daß er allzuaufrichtig ist, und da er sich, welches ia einem ieden großen Manne erlaubet ist, empfindet, sich deßen allzusehr merken läst. Er hat nichts edels in seinem Ansehen und in seinen Manieren und drükket sich ohne Annemlichkeit aus. Er hat aber starke und gute Einfälle. Er ist noch allezeit über Gottscheden erbittert und scheinet disen Gegner, den er verachten sollte, noch allezeit zu fürchten. Dises ist bei mir ein Grund zu glauben, daß H.

Bodmer unendlich weit bescheidener ist, als man darfür hält. Pfarrer Schinz kam hernach mit mir zum Schwerde, wo wir eine Stunde miteinander schwazten. H. Zunftmeister Ulrich kam darauf zu mir, und wir gingen mit ihm in sein Haus. Er führte uns zuerst auf ein Bollwerk, das zu dem obrigkeitlichen Hause, darinnen er wohnet, — man nennet es das Bauhaus — gehöret; man hat daselbst die schönste Aussicht, die man sich auf der Welt wünschen kan, auf den See. Der See ist schon an sich ein prächtiger Gegenstand, der in Verwunderung und Entzükken sezzet. Auf beiden Seiten ist er mit lieblichen und lachenden Hügeln umgeben, die mit vilen lustigen Landhaüsern, Zeichen des Wohlstandes der Bürger, besezzet sein. In der Ferne über andere Berge aus, die die Aussicht begränzen, zeigen sich Eisberge, und scheinen gemacht zu sein, um dise reizzende Gegend zu vervollkommnen. Bei H. Zunftmeister Ulrich trafen wir Profeßor Ulrichen an. Diser scheinet ein guter Mann; allein große Einsichten traue ich ihm nicht zu. Er hat Dr. Hubern von Muttenz auf seinen Reisen zu Bikkeburg angetroffen und das in einem sehr elenden Zustande. Er hat denselben mit viler Mühe nach Basel gebracht, indem Huber allezeit in der äußersten Furcht gestanden, sein Schwäher, der Oberstzunftmeister Bekk, wolle ihn ermorden laßen. Ulrich erzählte mir, Huber hätte einst einen armen Kerl sehen in einem Wirtshaus in die Stube treten, darinnen sie gewesen und wäre wie ein Wütender aufgefahren und hätte geschrien: „Sehet, sehet, da ligt es an dem Tage, daß ich Recht habe; das ist der Kerl, den mein Schwäher geschikt hat, mich zu ermorden.“ Es wäre auch beinahe nicht möglich gewesen, Hubern zu beruhigen. Diser vortreffliche Mann ist ein großes Beispil, wie weit eine verderbte Einbildungskraft einen Mann zerrütten kan. Bei H. Zunftmeister Ulrich brachte ich meine Zeit sehr angenem zu. Er ist ein guter, rechtschaffener Mann, der eben keine große Feinheit in der Denkungsart noch in den Sitten und keine weitläufigen Einsichten besizzet; allein

er denket richtig und hat eine gewiße Einfältigkeit in seinen Manieren, die mir überaus gefällt, obwol er auf einer andern Seite aus einer allzugroßen Wolmeinenheit allzuvil Umstände mit einem machet. Ich sehe aber dises als eine Folge der hiesigen gezwungenen Lebensart an.

Von H. Ulrich ging ich in das Schinzische Haus, wo bei Schinzens Vetter eine artige Gesellschaft von iungen Leüten versammelt war: ein Candidat oder Pfarrer Heß, ein Keller, ein Hirzel, mit dem ich in Relation gestanden und der ein guter und geschikter Mensch zu sein scheinet. Dise sein alle gute Compagnie, und ich brachte die Zeit angenem mit denselben zu, insonderheit mit dem Rahtssubstituten Hirzel. — Mit Heidegger, dem Buchhändler, und einem Kaufmann von Turin, Droner, zu Nacht gespiesen. Diser Heidegger hat Verstand wie ein Teüfel; er ist ein seltsamer Kerl, ein großer Schwelger, und man sagt, er sei wegen seiner Bosheit sehr gefürchtet. Er hat seine Zunft geändert, um auf Jkr. Obmann Blarers Zunft zu gehen und alles angewandt, disen Mann zu stürzen*), der einer der verdientesten der Republik ist; allein es ist ihm nicht geraten. Blarer war bei seiner Zunft, deren er als Zunftmeister vorstund, allzubeliebt. —

Sonntags, den 7. (Juli). 1 und ½ Seite iournalisiert. Ich wollte mich disen Morgen frisieren laßen; allein es konnte nicht sein. Es ist das Frisieren verboten, und das Gebot ist erst erneüert worden. Man sagt mir, man halte die Gefäzze hier auch nicht länger als so lange sie neü sein und etwann, wenn man sie wider erneüert. — Schinzens Vetter bei mir. Welch ein liebenswürdiger Mensch ist er nicht! Mit ihm in die St. Peterskirche gegangen. Es predigte der ordentliche Prediger daselbst: Pfarrer Breitinger. Man sagte mir, es gerahten ihm bisweilen seine Predigten sehr gut; allein heüte hat er dises Glükke nicht

---

Anmerkung: Dises Factum wird in der Stadt erzählet, allein es ist noch zweifelhaft.

gehabt. Seine Predigt war zieml. schlecht, und einer seiner Haubtsäzze war, daß es sehr gut sei, daß die Geistlichen reiche Pfründen haben. — Nach der Kirche ging ich mit Schinzen, Rahtssubstitut Hirzeln und einigen andern auf den Lindenhof. Dises ist eine ziemlich lustige Promenade; in dem Innern hat er viles mit unserm St. Petersplazze gemein und in dem Äüßern mit unserer Pfalz. Er ist nicht so groß als der erstere und nicht so klein als die leztere. Auch ist er in seinem Innern nicht so vollkommen als wie der erstere, der doch sehr unvollkommen ist, und seine Aussicht ist mit der Pfalz ihrer gar nicht zu vergleichen. Hingegen ist die Aussicht auf dem Bollwerke, da ich gestern mit H. Ulrich gewesen, weit schöner als die von der Pfalz zu Basel ist; wie auch die Aussicht in dem Bauhaus und an einigen andern Orten von Zürich. — Unter den Leüten, mit denen ich heüte auf dem Lindenhofe spazieret, waren gewiß einige artige, allein auch einige, die eine schlechte Figur machten und die doch gar keine gemeinen Leüte waren. Ich habe am Freitag zu vorteilhaft von den Zürchern geurteilet, wenn ich gesagt habe, sie hätten überhaubt ein beßeres oder ein eben so gutes Ansehen als unsere Basler. Es fehlet sich sehr vil. Die meisten sehen etwas roh aus; indeßen ist keine Regel ohne Ausname, und es gibt einige, die man allerorten präsentieren könnte und sicher seine Ehre mit ihnen einzulegen. Aber die Kleidungen, in denen ihre Weiber in die Kirche gehen, ist etwas recht spöttisches. Ich will ihnen alles dabei zugeben — ich billige es noch, denn es ist bescheiden — allein dise lächerlichen aufgetürmten Tüchgens sein etwas schrekkliches. Bei uns ist es verboten in der Fasnacht sich zu masquieren, hier sind die Weiber verbunden, nicht anders als masquiert in die Kirche und an die Leichen zu gehen. Die Mannspersonen, auch sogar die ledigen, tragen auch über ihren gefarbten Kleidern schwarze woppene Mäntel in die Kirche, aber nicht in den Raht. Dises ist etwas recht ungereimtes, und sie sehen in diser

Tracht den Juden zu Frankfurt so ähnlich, als ein Ei dem andern. —

Wir redten vil von unsern beiden Staaten. Es scheinet, die Zürcher haben vil mit den Schwaben zu tuhn wegen der Frucht, auch mit den Schwäbischen Herrn und schwäbischen und andern Stiften wegen Lehn, Zins und Einkommen. Hirzel beklagt sich, ihr Staat neige sich völlig zur Demokratie. Ich sehe es doch nicht, indem er mir auch sagt, der große Raht habe so vil als nichts zu bedeüten. Die Wahl der Zunftmeister, so durch alle Zunftbrüder geschiht, und wodurch es sich zuträgt, daß bisweilen sehr schlechte Leüte oder zum mindesten Leüte, die nicht von Familie sein, zu ansehnlichen Posten kommen, scheinet dise Leüte zu incommodiren, wie auch die Abhängigkeit der Zunftmeister von der Bürgerschaft; allein dises hat mir noch kein so demokratisches Ansehen, und mich deücht, es könne von großem Vorteile sein. Sie weisen mir aber einen Zunftmeister, der auf dem Lindenhofe spazierte, und vom Stubenknecht seiner Zunft zum Zunftmeister davon geworden; denn für Zunftmeister zu werden, darf man nicht vorher vom großen Rahte sein. —

Mit Droner zum Schwerd zu Mittag gespiesen. Dises ist ein artiger Mann. Schinzens Bruder bei mir; er ist ein guter Mensch; er holte mich ab zu seinem Bruder, dem Pfarrer, wohin ich aufs Caffé eingeladen war. Schinzens Frau kam mir heüte nicht so artig vor als das erste Mal, da ich sie gesehen; indeßen deücht sie mich doch ziemlich artig; er wis mir vile Sachen von Bodmer, die ich gröstenteils alle kannte. Wir waren hernach auf einem Bollwerke hinter Schinzens Hause, wo eine ausnemend schöne Aussicht ist. Sie sagten mir, außert den Ursachen, die Stadt zu befestigen, die ich schon oben aufgezeichnet, waren noch die gewesen, daß zu der Zeit, da man dises Werk vorgenommen, die Bürgerschaft großen Mangel an Nahrungsmitteln gelitten, welche man auf dise Weise

ihr Leben gewinnen machen wollen; von disem Bollwerk hinunter kan man die ganze Stadt übersehen. — Es fehlet sich vil, daß Zürich so groß sei als Basel, obgleich es weit volkreicher ist. Sie beklagen sich hier über die allzugroße Mänge ihrer Bürger, da bei uns ewige Klagen über den Mangel an Bürgern geführet werden. — Schinzens Vetter führte mich von disem Bollwerke in eine Gesellschaft, die bei einem H. Gosweiler gehalten wurde. Man spielte daselbst; ich aber spielte nicht; ich redte meistens mit Hirzeln und Schinzen, der mich hingeführt hatte. Hirzel erzählte mir von der izzigen Beschaffenheit der Toggenburgersachen, darinnen sich auf Ansuchen des Abtes auch Frankreich zu mischen angefangen, welches an die Cantons Zürich und Bern deswegen geschrieben und des Abtes Sache disen Cantons empfohlen. Es ist noch nicht lange, daß die Züricher H. RahtsH. Heidegger nach Solothurn geschikket, um den Botschafter über dise Sache zu berichten und zu zeigen, worinnen dises Geschäft eigentl. bestehe. Der Botschafter sei auch über dise Sache sehr wol erbauet worden, und der Erfolg wäre so gut gewesen, daß der Abt nun mit vil größerer Höflichkeit an beide Stände, insonderheit an Zürich, geschrieben habe. Man habe auch den Toggenburgern von Seiten beider Stände sehr ernstl. zugeschriben, die aber in einem ausnemend wol abgefasten Schreiben sich verteidigt. Der Credit des Venners Imhof wäre indeßen zu Bern gefallen. Die Berner hätten unter anderm an Zürich geschriben, es wäre gut, wenn die alte Harmonie zwischen beiden Ständen wider hergestellet würde; über welches Wort H a r m o n i e zu Bern wäre im großen Raht abgemehret worden, ob es sollte gebraucht werden oder nicht. Seit diser Zeit hätten beide Stände wider gut gefunden, ihre Schreiben in diser Sache gemeinschaftlich abzufaßen, welcher Gebrauch seit ungefähr anderthalb Jahren wäre unterbrochen geblieben. — Ich sah auch daselbst einen Auszug aus dem Tractat des Königs in Sardinien mit Genf,

durch welchen alle Streitigkeiten zwischen disem König und disem Staate aufgehoben worden. Man hat mir aber schon vorhergesagt, der Erbprinz habe wider dises protestieret, es ist nur die Frage, ob es wahr ist. Ich will nun nicht von der Gerechtigkeit der Protestation reden, aber wenn sie geschehen ist, so kan sie mit der Zeit allezeit ein Vorwand sein, die alten Sachen wider hervorzusuchen, und wer Meister bleibt, auf deßen Seite ist alsdann allemal die Gerechtigkeit. Diser Tractat bestehet in Austauschung von Rechten, Herrschaften und Gerechtigkeiten, wodurch vile Anomalien und Anläße zu Zwistigkeiten aufgehoben werden. Zürich und Bern haben auch an der Beilegung diser Sache gearbeitet. Es geschihet ihrer auch in dem Eingange des Tractates auf eine Art Meldung, die ihnen Ehre machet. Ich habe dennoch bemerket, daß in disem Tractat das Wort souverain nie gebraucht wird, und der König niemals sagt, daß er sie für solche erkenne, obgleich, was ihnen zugestanden wird, dises nohtwendig mit sich bringet. Villeicht ist dis ohne Absicht geschehen, villeicht für den König zu begnügen, einen gewißen Anstand zu beobachten und disen Schritt nicht so offenbar tuhn wollen. Es ist allezeit gewis, daß die Ausdrükkung des Tractates bündig genug ist, für die Souveränität an sich zu bringen. —

Schinzen redte mir hernach von Klopstokkens Streitigkeiten mit Bodmern. Man kan von disem Streite gewis sagen: Iliacos intra muros peccatur et extra. Der vergötterte Klopstok ward von dem guten Bodmer mit einem Entzükken, dem nichts zu vergleichen ist, erwartet. Klopstok war nur durch seinen Meßias bekannt. Man stellte sich den Mann vor, wie das Gedicht: dunkel, maieställisch, gesezt, ernsthaft. Bodmer war in einem Alter, da ein solcher Freünd seine Sache war und war sehr durch die Vorstellung eingenommen, daß der gröste Geist, den unsere Zeit hervorgebracht hat, zu ihm käme, sein Schüler und Freünd zu werden. Der gute Klopstok, der reicher an Idéen als an Geld

war, erhielt noch von Bodmern Vorschuß für seine Reise. Er machte dieselbe mit Sulzern von Berlin und langte endlich in Zürich an, wo er von Bodmern mit ebenso großer Ungeduld erwartet wurde, als Simeon den Heiland erwarten konnte. Es war alsobald alles Herrlichkeit. Man bewunderte einander nur, man war noch nicht so bekümmert, einander kennen zu lernen. Dise schönen Tage floßen auf das allerangenemste; aber sie währeten für beider Ehre nur zu kurz. Dise vortrefflichen Leüte waren gemacht, einander zu verehren und zu bewundern, aber nicht, miteinander zu leben. Ihre Charaktere waren zu verschiden. Bodmer, ernsthaft und von einem Alter, wo man für das Vergnügen und die Ergözlichkeiten unempfindlich ist; Klopstok, munter, aufgewekt, iung, ein Freünd der Ergözlichkeiten und Freüden. Der stille Lebbäus war in seinem Umgange ein muntrer Anakreon. Bodmer war gelehrt, ein großer Criticus, der alle Ausdrükkungen zu erwägen und alle Säzze zu analysieren pflegte; Klopstok war ungelehrt, verstand wenig oder nichts von den Kritik, die Natur hatte ihn zum großen Poeten gemacht, und es stund ihm nicht an, von allen seinen Gedanken, Bildern und Ausdrükkungen als ein Schüler Rechnung zu geben. Er war es auch nicht im Stande.

Bodmer war arbeitsam, eingezogen, hätte gern Klopstok den ganzen Tag bei sich gehabt, um das Vergnügen zu haben, mit ihm zu arbeiten und ihm Errinnerungen zu geben. Klopstok, wie alle feürigen Köpfe arbeitete, wenn es ihm in Laune war, liebte das Leben, war gerne in der Welt und von keiner Gemühtsart, Bodmers Errinnerungen allezeit mit Vergnügen anzuhören. Bodmer wollte alle Schritte seines Freündes, der bei ihm wohnte und an seiner Tafel spies, nach seiner Fantasie abgemeßen haben und gab ihm über das, was ihm nicht anstunde, etwas derbe und meisterhafte Moralen. Klopstok liebte die Freiheit, und es war ihm unerträglich gemeistert zu werden, sein Mentor mochte auch noch so ein großer Mann und noch so sehr sein Guttähter

sein. Nach und nach entstunden aus diser Verschidenheit der Charaktere Misverständniße und endlich Erbitterung, wobei die Achtung (égards), die dise großen Leüte hätten haben sollen, nach und nach außert Augen gesezzet wurde. Sie erklärten sich gegen einander, und dise Erklärung wirkte nur noch mehr Erbitterung. Man beobachtete den Wolstand eine Zeitlang; endlich kam es zu einem Bruche. Klopstok verlies Bodmers Haus und begab sich zu einem H. Rahn, einem seltsamen Menschen, der auch Klopstokken seltsame und paradoxe Meinungen beibrachte. Hierüber ward Bodmer allzuböse; andere halfen das Feüer noch vermehren, und Bodmer ward endl. angetrieben, von Klopstokken das vorgestrekkte Geld zu fodern. Man sagt, H. Breitinger habe hieran großen Anteil gehabt; ich kan es fast nicht glauben. Dises brachte die Sache auf den höchsten Grad der Erbitterung, und man beobachtete kein Maas mehr. Klopstok hatte einigen Argwohn gegeben, daß er die Ergözlichkeiten liebe; er hatte Fehler begangen; man beobachtete alle seine Schritte und legte alles auf das schlimmste aus, und aus Jugendfehlern machte man Laster. Klopstok hatte auch sehr gefehlet, daß, als er Bodmern das Geld wider geschikket, er es ihm mit Zins und Marchzahl schikkte und dises zum 2ten Male, nebst Schreiben, die sehr empfindlich waren. Man sagt, Bodmer habe bei disem Anlaße die hellen Trähnen geweinet. Dises währete bis zu der Zeit, da Klopstok bald verreisen sollte, und diser Streit hatte in Deutschland kein geringes Auffehen gemacht. Breitinger, den man beschuldigte, eben so fein und politisch als gelehrt zu sein, sah die Folgen eines solchen Zwistes ein und wuste zu wol, wie schändlich es sein würde, wenn Klopstok und Bodmer unversöhnt scheiden sollten. Er vermittelte also mit großer Mühe eine Art Versöhnung aus. Man sah sich etliche Male. Man umarmte sich. Man schied voneinander; allein seitdem ist Klopstok nicht mehr der große Mann, der er ehmals gewesen; er ist nicht mehr derselbe große Dichter. Der Meßias hatte zu

der Zeit, da Klopstok in Zürich ankam, keinen einzigen Fehler; seitdem er sich mit Bodmer abgebrochen, verhält es sich ganz anders. Man sagt mir auch, Klopstok sei, ehe er von Bodmer verderbet worden, sehr bescheiden gewesen. Bodmer aber hätte ihn durch sein beständiges Loben stolz gemachet, und dises wäre eine der Ursachen gewesen, warum er auch nachher Bodmer minder nachgeben wollen und in disem Streite allzu hizzig gewesen. — Mit Droner und vilen Piemontesen zu Nacht gespiesen, die ihre Bauernsprache unter einander redten, davon ich nichts verstund. — Journalisiert.

Montags, den 8ten (Juli). 10 oder 12 Seiten iournalisiert. Der Pfarrer Schinz und sein Vetter bei mir. Mit Schinzens Vetter zu Gesnern, dem Verfaßer des Dafnis gegangen. Diser ist ein wizziger Mensch; er ist ein Buchhändler und neben seinem Talente wol zu schreiben, ist er noch ein ziemlicher Maler. Er ist in allen seinen Idéen original und malt lauter seltsame Gesichter: Satyren, Faune und wilde Aussichten, darinnen aber doch die Natur sich schön und groß zeiget. Er führete uns in ein Zimmer, darinnen er das Getäfel auf dise Weise gemahlet hatte. Er scheinet ein sehr bescheidener und gescheider Mensch zu sein; er zeiget gar nicht, daß er von sich oder von seiner Arbeit eingenommen ist, obgleich seine Arbeit so vortrefflich wol gerahten ist; er ist in allem ganz natürlich. Schinz, der mich zu demselben geführet, scheinet sein großer Freünd zu sein, und wie mehr ich disen Schinzen kennen lerne, desto mehr Hochachtung, Freündschaft und Liebe faße ich für denselben. Er denket wol; er hat seinen Geist ungemein wol angebauet und hat denselben von Natur überaus fein und delicat. Es wird ein rechtschafner Mann aus ihm werden; es ist ewig Schade, wenn er in seinem Vaterlande nicht einmal ins Regiment gezogen wird. Beide Schinzen sagten mir heüte, der König in Frankreich hätte anno 1663 zugeben wollen, daß der erste Gesandte der Eidsgenoßen, der Burgermeister von

Zürich bei dem Bundesschwure den Hut aufhätte, und es wäre schon eine Medaille geschlagen gewesen, darauf der Brgmstr. von Zürich mit dem Hute auf dem Haubte vorgestellet wäre; von diser Medaille sollen noch 2 Stükke in Zürich sein. Allein da die übrigen Gesandten den Zürichern dise Ehre allein nicht gönnen wollen, und das nämliche für sich alle hartnäkkigt verlanget, hätte der König gar nicht mehr anders wollen, als daß alle mit entblöstem Haubte vor ihm stehen sollten, welches auch geschehen ist.

Mit Droner und den Piemontesen zu Mittag gespiesen. — Klopstoks Gebeter eines Freigeistes, eines guten Christen und eines guten Königs gelesen, welche ich sehr schöne gefunden und die mir weit beßer eingeleüchtet als Wielands Gebeter eines Deisten und eines Christen. Das Gebet eines guten Königs ist insonderheit ausnemend schöne; ich las auch Treüers Parodie von disen 3 Gebetern: das Gebet eines Antiklopstokkianers, eines Klopstokkianers und eines guten Criticus, darinnen ziemlich viel Wiz ist und noch einige geschriebene Stükke von Klopstokken. 1 und ½ Seite iournalisiert. — Schinzens Vetter bei mir; mit demselben zu Rahtssubstitut Hirzel gegangen, wo ich die Zeit angenem zugebracht. Hirzel ist doch ein artiger Mann; er gab mir das Schreiben zu lesen, das der Landraht von Toggenburg wegen der Rechtfertigung der Landleüte, die das Mannrecht keiner rechtlichen Untersuchung unterwerfen wollen, an Zürich geschriben. Dises Schreiben ist sehr stark und nachdrüklich. Wir redten von denen mächtigen Leüten in unsern Republiken. Jkr. Obmann Blarer wird von ihm als ein wahrhaftig großer Mann beschrieben, der mit einem werten Umfange von Einsichten eben so viel Ehrlichkeit, Grosmuht und Liebe für das Vaterland vereinigt und den iedermann liebet und verehret. Ich habe schon zu Frauenfelden auf disem Fuße von demselben reden hören. Er hat einen Sohn, der eben so vil versprechen soll, und nun des großen Rahts ist, darinnen er sich durch seine Beredtsamkeit und durch die Hof-

nung, die er dem Staat machet, seinen Vater zu ersezzen, hervortut*). Die Klugheit und die Einsichten des Rahts H. Heideggers werden auch sehr gerühmet, und die Republik braucht denselben in allen wichtigen Geschäften. Brgmstr. Escher, den man doch Blarer nachsezt und den ich nicht genug bewundern kan, habe ich oben schon beschriben. Brgmstr. Fries ist ein sehr fähiger Mann, aber ein Pedant; ich stelle mir Sekkelmeister Leüen auch also vor. Sie beschriben mir noch einige andre, aber nicht so ausführlich. Sie haben auch hier wie bei uns und an allen Orten Leüte, die Einsichten haben, aber dabei übel denken. Sie beklagen sich über ihren Staat, aber nur unbestimmter Weise. Ich habe nichts aus ihren Klagen schließen können. Freilich wird auch hier die Mänge nicht richtig denken und nicht alles nach der Regel der erhabensten Ehrlichkeit abgemeßen sein. Wo ist der Ort der Welt, wo man disen Vorteil finde? Man nenne mir ihn, und wäre es in Indien, ich will mein Vaterland mit disem glükkseligen Lande vertauschen. Indeßen geht es in Z. wie in B. Contenti simus hoc Catone oder wenn man will his Antoniis. — Bei H. Zunftmeister Ulrich, Abschied zu nehmen. Ich habe in der Taht Ursache, für seine Höflichkeit empfindlich zu sein. Bei Pfarrer Schinzen; der gute Mensch scheinet mir verlegen, daß er mir nicht mehr Ehre angetahn, da ich doch nicht wüste, was ich mehr von ihm verlangen hätte sollen, insonderheit in disen Umständen, da er morgen auf seine Pfründe verreiset. — Auch von seinem Vetter und seinem ganzen Hause Abschied genommen; es sein recht gute und artige Leute. — Mit Droner, seinen Piemontesern, Violant von Augsburg, sr. Frauen und sr. Tochter zu Nacht gespiesen. Dise kleine Violant ist gar nicht schön, aber sie ist doch aufgewekt und von einem ziemlich angenemen Umgange; ich redte vil mit derselben. 2 Seiten iournalisiert.

---

*) Ich habe hiemit Ursache, mit der Frau Zunftmeister Ulrich zufrieden zu sein. Sie machte mir verschiedene Male das Compliment, ich habe mit disem iungen Jkr. Blarer gar zu vil gleiches.

Dienstags, den 9ten (Juli) 3 und ½ Seiten iournalisiert. Auf dem Rahthause. Ich verstehe mich gar nicht auf die Baukunst; mich hat dises Gebaüde sehr schön und prächtig gedeücht. Man sagt mir, man habe die Anmerkung darüber gemacht, daß deßelben Aüßeres mit Zierahten allzu beladen sei. Die kleine Rahtsstube ist ein prächtiges Zimmer und ausnemend wol eingerichtet. Die Räht- und Bürgerstube ist schon vil einfältiger. Es sein einige Zimmer darinnen, die zur Gefangenschaft der Bürger in Fällen, die nicht criminal sind, bestimmt sein. Der Grosweibel hat seine Wohnung auf dem Rahthause. Indem ich auf dem Rahthause war, kam ein Bedienter des Zunftmeisters Ulrich zu mir, mich auf eine Taße Caffé einzuladen und hernach das Zeüghaus zu sehen.

Ich ging noch einen Augenblik zum Schwerd und darauf alsobald zu H. Ulrichen, wo ich eine Zeitlang verweilte. H. U. führete mich hernach ins Zeüghaus oder vilmehr in 4 Zeüghaüser; in dem einen zeiget man Wilhelms Tells Armbrust — gleich einer Reliquie, als ob iemals ein Wilhelm Tell gewesen wäre. In einem andern sein alle Beüte, die die Zürch. und katholischen Brüder ihren Brüdern, abgenommen haben. In noch einem andern, wohin man nicht iedermann führet, ist ein großer Vorraht von Bomben, Munition, Feldgerähten, Zelten, Dielen und anderm Holze: kurz von allem, was zum Kriege gehöret. Es ist darinnen eine sonderbare Feldschmitte, da auf einem Wagen Plaz zum Ambose, Plaz, alles Gerähte zu einer solchen Schmitte mitzuführen; ein Feüerherd und ein Blasbalg, das Feüer in der Glut zu erhalten. — Wir waren auch in dem Schifmagazine; da hat die Republik ihre Schiffe, insonderheit eines, das ziemlich groß ist und das man den Bucentaurus von Zürich nennen könnte.

H. Zunftmeister Ulrich trieb die Höflichkeit so weit, mich von dannen bis zum Schwerde zu begleiten. — Ich spies zum Schwerd mit H. Enderlin von Lindau zu Mittag und

sezte mich hernach mit demselben und zwei Modehändlerinnen von Brukk, einer Frau Wezlerin und ihrer Tochter, in die Bernerkutsche. Die Zeit von Zürich bis auf Baden auf das angenemste zugebracht. Diser Enderlin ist ein ausnemend artiger Mensch; er ist ein Kaufmann, hat aber vil Verstand und ist von einem angenemen Umgange. Auch unsere Frauenzimmer waren sehr artig und lustig. Die Tochter ist ziemlich schöne. Zu Baden verließen wir einander. Ich begleitete dise Weiber noch bis an die Limmat, wo sie in einen Nachen saßen und ohne Ablösung der Canone nach Brukk verreiseten.

Zu Baden logierte ich im Hinderhofe. Ich spies in angenemer Gesellschaft an Dorers Tafel zu Nacht. Es war ein Haubtmann von Neüschatel und seine Frau, die sehr gute Leüte zu sein scheinen. Ein deütscher Baron, der mich sehr artig gedeücht und ein Jkr. Grebel von Zürich. Der alte Dorer ist nichts sonderliches. Man brachte indeßen die Zeit ziemlich angenem zu; nur habe ich zu vil geplaudert. Es ist eine verdammte Sache um dise Unmäßigkeit der Zunge. Ich mus mich angewöhnen, in meinem guten Laune minder zu reden; wenn ich in meinem schlimmen bin, so laße ich es schon bleiben.

Mitwochs, den 10ten (Juli). 3 Seiten iournalisiert. In dem grünen Saale. Es ist der Ort, wo sich die Gesellschaft hier versammelt. Es war ein überaus artiges Frauenzimmer darinnen; sie hat etwas überaus Feines und Delicates in ihren Manieren. Sie hat in ihrer Fisionomie etwas das der Legrandin, die eine Harscherin ist, gleichet, und sie ist schöner als die Legrandin. Sie ist eine Tochter des Junker Grebels, mit dem ich gestern zu Nacht gespiesen. Es war noch da ein Heidegger, Landschreiber von Baden, sein Sohn, ein Pfarrer Pfenninger von Zürich und ein H. Reinhard von Wintertur. Der iunge Heidegger sagte mir, der Baron und der Haubtmann, mit denen ich gestern gespiesen, wollen ihre Namen nicht entdekken; sie wären aber gelehrte

und verständige Leüte. Das Dings kömmt mir verdächtig vor; indeßen können sie unschuldige Ursachen dazu haben, ohne Avantürrer zu sein. Allein dises mus doch in Betrachtung gezogen werden und ist ein Grund zur Vorsichtigkeit. — Die 5 ersten Capitel in Lerbers Buche de legis naturalis summa gelesen, 1 Seite iournalisiert. An dem Täfelin; es ist eine groſze Tafel in dem Hofe, wo man auch sich versammelt. Jkr. Grebel, der Landschreiber Heidegger und sein Sohn daselbst. Geplaudert. Grebel erzählte, die Haüslerin zum Fuchs hätte, als sie einst hier in Baden gewesen, sehr oft ihnen 3 bouteilles Tokkaier, da die Boutteelle eine Dukate kostet, zu trinken gegeben.

Mit der gestrigen Gesellschaft zu Mittag gespiesen. Nachmittags im grünen Saale. Es war eine groſze Gesellschaft daselbst; erstlich meine gestrige Tischgesellschaft, die Jgfr. Grebel, eine Jgfr. Heidegger, des Landschreibers Tochter, ein reizzend artiges Mägdgen, das schöne Manieren und ein edels Ansehn hat. Sie soll sehr aufgewekt sein. Jkr. Rahtschr. Wyß von Zürich und seine Frau. Dise Frau hat kein groſzes Ansehen. Des Landschreiber Heideggers seine Frau hat ein ausnemend gutes Ansehen und gleichet von allen Frauen, die hier sein, am meisten einer Frau von Stande. Ein Graffenried von Bern; ein Reinhard von Wintertur und seine Schwester, nebst vilen andern, die ich nach und nach nennen will. Eine Frau Ziegler von Zürich gab das Caffé. Ihr Mann ist auch da, nebst zwei jungen Töchtern und einem noch ganz jungen Knaben. Man macht eine erstaunliche Mänge Cerimonien, und mir wäre ohne den Baron und ohne den Haubtmann die Zeit am Anfange sehr lange geworden. Ich redte hernach mit einigen Frauenzimmern, aber nicht vil; zulezt mit einer Jgfr. Gosweiler von Zürich, einem nicht unartigen Mägdgen,*) allein die Unterhaltung hat mit disen Mägdgens so bald ein Ende. Ich hoffe, es wird beßer gehen, wenn man einmal Materie

Anm. Nein, dise Gosweiler ist nichts minder als artig.

zur Unterhaltung gesammelt und dise Personen ein bisgen beßer kennen gelernt hat. Es gibt verschidene, die noch ziemlich gut aussehen, und die Zürcher fangen an, artigere Kinder zu machen, als sie selbst sein. Nach und nach wird alles beßer gehen; allein ich habe mich betrogen, da ich gesagt habe, sie sehen überhaubt so gut aus als die Basler und Baslerinnen. Es fehlet sich noch vil. Indeßen gibt es einige Frauenzimmer, die so vil Annemlichkeiten und Manieren haben als irgend eines zu Basel. Von Cavaliers habe ich keinen gekannt als Keller, der mit unsern artigsten Leuten, einem Ortmann zum F., oder einem Wettstein zu vergleichen wären. 2½ Seiten iournalisiert. In Lerbers Buche de summa iuris nat. fortgef. bis c. 11. Wider in dem grünen Saale. Vil mit Jfr. Grebel, Reinhard von Wintertur etc. geredt. — Mit meiner Gesellschaft zur Nacht gespiesen; die Zeit angenem zugebracht. Nach dem Eßen kamen die Familien Grebel und Reinharden, Wertmüller und seine Frau; wir machten uns recht lustig. Dise Wertmüller ist eine recht artige Frau, und die Grebel ist recht reizzend. Sie hat etwas so sanftes, etwas so liebliches in ihren Manieren; eine solche Schamhaftigkeit, sie scheinet die Bescheidenheit selbst zu sein; die schönen Augen, die sie hat! Sie hat mich recht eingenommen; ihr Charakter scheint mir recht gut zu sein. Unsere Neüfchatellerin ist ausnemend liebenswürdig und munter; es stekket gewis nichts verborgenes hinter disen Leüten. Die Neüfchateller sein schon hier gewesen. Der Baron hat seinen Namen nicht gesagt; niemand hat ihn fragen mögen, das ist alles. — Ich weis der Henker nicht, was dises geben wird: alles scheinet in einer Zerrüttung in disem Bade; alles gehet seltsam. Die Berner- und Zürcherweiber können einander nicht leiden. Ich sehe schon, wo dises herkommt. Die Bernerinnen haben die andern kritisieret; sie geben sich daneben einen gewißen Vorteil über die Züricherinnen und sein auch von denselben gefürchtet. Daneben soll eine Jgfr. Imhof von Bern ein ver-

zweifeltes Maul haben, welches die andern alle fürchten. Das Ding fängt erst izzt an; es soll mir recht lustig gehen; ich möchte nur länger hier bleiben, für den Fortgang dises Lärms zu sehn. Wenn ich länger hier bleibe, so könnte doch die reizzende Grebel einen größern Anteil an meinem Entschluß haben als alle dise Weiberdisputen. In der Taht, sie ist liebenswürdig. Es ist in einem Bade die beste Gelegenheit, ein Frauenzimmer kennen zu lernen, und wer weis, es wäre dise Sache etwas ..... doch ich bin nicht gescheide. 2 Seiten iournalisiert.

Donnerstags, den 11ten (Juli). Lerbers Buch de summa iuris nat. ausgelesen. In dem grünen Saale. Der Helfer Pfenninger; H. Reinhard, der iunge Heidegger; die Grebel daselbst. Dises Mägdgen leüchtet mir heüte nicht so sehr ein als gestern. Verreise nur, Iselin; es hält dich nichts zurükke. Bei dem Baron; diser ist gewis ein verständiger Mann; er ist so artig und der Haubtmann auch. Die kleine Violant war mit ihrem Vater hier, ein Logement zu suchen. Das verdammte Ding! Sie sagte mir viles aus meinem Tagebuche. Der nichtswürdige Kerl, der Ott zum Schwerde oder sein Keller haben, da ich es einmal ligen laßen, mir es gelesen und mus alles wider erzählet haben. Das Dings ist ein höllischer Streich, indeßen ist er lächerlich; ich konnte mich nicht enthalten, ihn dem Baron und dem Haubtmann zu erzählen. Indeßen kann ich mich fortpakken; wenn man erfährt, daß ich alles beobachtet, so fürchtet oder haßet man mich, und alsdann kan ich kein Vergnügen mehr hoffen. — Am Täfelein. Der Baron erzählte mit vilem Verstande von dem alten Fürsten von Deßau und andere Sachen; der Mann hat gereiset; er hat sehr vil erfahren. Mich deücht, ich betrüge mich nicht, wenn ich aus seinen Reden schließe, daß er ein Curländer ist oder Littauer; ich glaube eher das leztere; einmal aus Polen ist er. —

Ueber Tisch entwarfen wir die Partie, einen Ball zu geben; wir trugen dises unsern Frauenzimmern bei dem

Caffé im Saale vor, die unsern Antrag annamen. Das wird mir einen komischen Ball geben: ein Schwarm alter Weiber; eine eben so große Anzahl iunger, von denen ein großer Teil weder Annemlichkeit noch Schönheit hat und nicht tanzen kan; ein Duzzend alte Cavaliers; ich, der ich ein seltsamer Narr bin, der mich, eine solche Partie zu beleben, nicht schikket und dem der Ball schon verlaidet ist; der Baron, der alles nur um seine Lust und zum Lachen anstellet. Sein Lebtag ist kein solcher Ball nicht gewesen. — Eine Promenade in die Stadt ganz alleine gemachet. 2 Seiten iournalisiert. —Auf der Matte mit einem Zürcher, den ich nicht kenne und der mich anredte, spazieret; er scheint ein braver Mann zu sein; hernach mit Helfer Pfenninger und endlich mit einigen Frauenzimmern, der Grebel u. a. Mit meiner gewöhnlichen Gesellschaft zu Mittag gespiesen. Die Frau Wertmüller, die Grebel. — Zwei Landolt etc. abgeholt. — Unser Ball sah noch recht gut aus und alles ging unendlich weit beßer, als ich mir es vorgestellt. Die Jgfr. Jmhof und die Obristin Tormann von Bern tanzten am besten; die Jgfr. Heidegger tanz auch sehr gut. Ich habe es mit Tanzen übertrieben. Die kleine Landolt ist recht reizzend. Man tanzte bis um halb eins. Ich führte die Landolts wider in ihre Zimmer. —

Freitags, den 12ten (Juli). Vormittags. Gebadet; aber nicht gar lange; hernach war der Baron bei mir. Im grünen Saale niemand als Landschreiber Heidegger und Helfer Pfenninger angetroffen. Mit der Grebel von einem Fenster hinunter, das auf das ihrige geht, geplaudert. Bei den Landolts; die artigen Mägdgens! Wir gingen hernach miteinander auf die Matte, wohin nach und nach andere Gesellschaft kam: die Grebel, die Heidegger, die Steiner etc. Lange mit der kleinen Landolt geplaudert. — Jfr. Grebel, der von unserer Tischgesellschaft war, ist verreiset. Nachmittags. Einen Augenblik bei den Landolts; sie hernach in den Saal geführet, wo wir das Caffé tranken. Mit der Jmhof, mit

der ich gestern schon geschwazzet hatte, geredt und mit vilen andern, aber meistens mit diser reizzenden Landolt, die ich nicht genug bewundern kan. Sie besizzet einen Wiz, eine Artigkeit; sie redt mit einem sonderbaren Verstande; sie ist so schön; sie hat etwas so einnemends in ihren Manieren. Von allen Mägdgens, die hier sein, gefällt sie mir am besten. Dise Grebel ist ein verderbtes Kind, obgleich sie sehr artig ist. Ich bin in die Landolt verliebt. Das Ding siht seltsam aus. Wenn nun . . . . aber wie vile Betrachtungen . . . allein ich bin ein Narr. — 2 Seiten iournalisiert.

Auf die Matte gegangen. Die Gosweiler und die kleine Landolt daselbst angetroffen. Mit ihnen mehr als eine Stunde geplaudert. Dise Landolt hat doch einen Verstand, einen Wiz. Ich betriege mich sehr oder es existieret keine schönere Seele. Ihr Herze scheinet noch trefflicher als ihr Geist. Güte, Menschenliebe, Edelmut, alles was eine Person schäzbar und liebenswürdig machen kan, leüchten aus ihr hervor. In diser schönen Seele ligen die Samen von allen Tugenden noch unerstikket. Sie ligen in dem schönsten Grunde, darinnen sie ligen können . . . . und die meisten zeigen schon die lieblichsten Blühten . . . Glükkselig derienige, der die Früchte derselben sehen wird; noch glükkseliger derienige, der zu dem Besizze, zu dem Genuß derselben bestimmt ist. O, Iselin, wenn dir ein solches Glükke bestimmt wäre . . . . wenn dein günstiges Schiksal dich deswegen auf Baden geführet hätte, um . . . . doch du schweifest aus, und dise lieblichen Traüme werden laider nur allzugeschwind verschwinden, und dir wird nichts als ein trauriges Angedenken daran bleiben . . . Indeßen, wenn du hoffen dürftest . . . Es deücht mich, die Schöne möge mich ziemlich wol leiden . . . und auch scheinen ihre und meines Glükkes Umstände beinahe gleich zu sein. — Auf dise angeneme Unterhaltung mit der schönen Landolt spazierte ich bis nach dem Hof Wyl und von dannen wider zurük.

Ich wollte lesen, ich konnte aber nicht, ich dachte nur an

meine schöne Landolt, und als ich zu mir kam, traf ich den Haubtmann und s. Frau, Wertmüller und seine Frau, wie auch Reinhard und seine Frau, nebst Frau Escher und Frau Steiner an. Wir spazierten an einen angenemen Ort; ich war allezeit nachdenkend, wie auch bei Tische, so daß ich unhöflich war. Ich dachte nur an die Landolt; ich ging um 9 gleich zu Bette. Ich wuste nichts mehr bei der Gesellschaft zu tuhn, da ich nicht reden konnte. Ich gab auf nichts Achtung, was man redte. — Himmel, was wird noch aus disem Dinge werden!

Sonnabend, den 13ten (Juli). Vorm. 2 Seiten iournalisiert. Einen Brief an meine Muter geschriben, darinnen ich derselben melde, daß ich ein paar Tage spähter ankommen werde. Den dümmsten Brief von der Welt angefangen an Schinzen zu schreiben wegen meiner Liebe gegen die Landolt. Ich habe ihn aber des Nachmittags zerrißen. Die kleine Landolt zum Fenster hinaus gegrüßet. Ich glaubte, sie hätte mir nicht gedanket; das Ding verdroß mich. Es ist ein dummes Ding um einen Verliebten. — Mit dem Haubtmann in die Stadt gegangen; versaümt, mit der artigen Landolt zu spazieren. Neüer Stoff zum Verdruß. Beim Caffé; nicht vil mit der Landolt geredt; ein wenig mit der ältern Schwester. Was gilts, ich werde noch auch in die Schwester verliebet. Auf der Matte. Zeit angenem einsam zugebracht . . . In m. Zimmer . . . . Grillen gemacht. Ich wollte, daß die Liebe, ich weis nicht wo wäre . . . Ich will verreisen, so bin ich ruhig. 1 Seite iournalisiert. — Als die ältere Landolt aus dem Bade kam, — die jüngere war in die Stadt gegangen — war ich einen Augenblik bei derselben. Ich schlug ihr vor, eine Promenade zu machen. Indeßen kam ihre Schwester zurükke, und der Haubtmann sagte mir, man hätte eine Partie gemacht auf dem Mättelein, wo wir gestern Abends gewesen, zu Nacht zu speisen. Ich bat die beiden Landolts, ob ich so glükklich sein könnte, daß sie auch davon wären; ich fürchtete eine abschlägige Antwort; allein ich war so glükk-

lich, mich zu betriegen. Es taht mir aber sehr laid, als ich nachher merkte, daß es ihnen wegen den Nachreden, die sie fürchteten, Mühe machte. Indeßen ging unsere Partie ganz lustig von Statten. Der Haubtmann, Wertmüller und ihre Weiber, der Baron, Reinhard und seine Frau, die Grebel, die Steiner, die Escher waren auch davon. — Dise Landolts sein doch beide gar zu artige Mägdgens. Eine vollkommene Sittsamkeit zieret ihre übrigen schönen Eigenschaften. So vortreffliche Mägdgens gibt es in Basel nicht. Es scheinet einmal, die Kleine möge mich gar nicht übel leiden und . . . ich sehe, daß mein Herze rechtschaffen eingenommen ist. Ich entferne alle Idéen, welche mir dise Liebe als gefährlich ansehen machen können und bin ieden Augenblik gleichsam bereit, mich allen Gefahren, die dieselbe begleiten können, auszusezzen. Iselin, nach so vilen Erfahrungen bist du nicht klüger! Allein willt du allezeit der Märtrer deiner Unentschlossenheit und deiner Furchtsamkeit bleiben . . . . Dise Escher, Heidegger und Grebel sein doch wilde Mägdgens. Mein Lebtag habe ich nichts desgleichen gesehen. Die 2 leztern sein indeßen sehr artig, insonderheit die Heidegger, die etwas Großes und Ansehnlichs in ihrer Gestalt und in ihren Zügen hat. Ich ging bei Zeiten zu Bette, schlief aber spät ein; ich dachte allezeit an die reizende Kleine.

Sonntags, den 14ten (Juli). Vormittags 2 Seiten iournal. Eines und das andere in dem Espion turc gelesen. Bei den liebenswürdigen Landolts das Caffé getrunken. Die reizenden Kinder! Der Baron war hernach auch einen Augenblick mit uns. — Mit den Landolts und vilen andern Personen in die Kirche gegangen. Eine sehr artige Predigt gehöret. Der Prediger nennt sich Ulrich; er sagt seine Sache ganz trukken, ohne Aenderung der Stimme, der Stellung und der Geberden daher, welches nur angenem ist. Aus der Kirche spazierten wir ein wenig auf die Matte: der Haubtmann, die beiden Landolts, die Escher, die Gosweiler. — Dise Landolts müßen von sehr gutem Herkommen sein; der

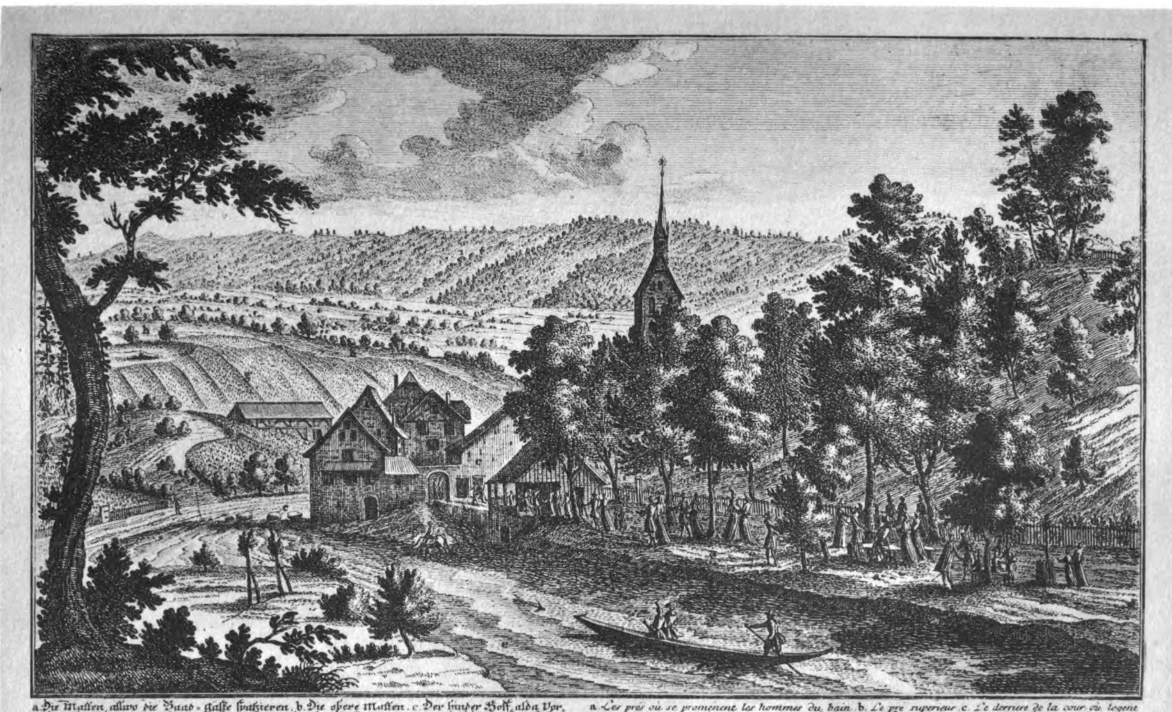
Obmann Blarer ist ihr Grosoncle. Dieses Ding macht mir närrischem Kerl Mühe; ich sehe, daß es die Schwierigkeiten, in meiner Liebe glükklich zu sein, vermehret .... aber soll ich wünschen, guten Erfolg zu haben? .... Beim Mittageßen vil mit dem Baron geredt. Der Mann hat vil Erfahrung und Verstand; ich möchte ihn genauer kennen lernen. Beim Caffé mit der Imhof geredt. Mit Landschreiber Stekken, vil mit dem Baron, wenig mit den Landolts. Ich habe beinahe nur das Herze nicht, mit disem kleinen Geschöpfe zu reden. Ich habe eine Ehrfurcht vor derselben; wenn ich ihr nur dürfte meine Liebe erklären. Ich bestimme ihre Schwester für Freien .... Welch ein göttliches Leben könnte ich uns beiden alsdann versprechen .... aber bin ich gescheide ... Nun ist die Landolt allein in ihrem Zimmer .... ich bin hinuntergegangen .... ich habe sachte angeklopfet .... sie tuht dergleichen, als ob niemand da wäre. Ich darf nicht unverschämt sein. Ich könnte alles verderben .... aber Iselin .... und zulezt. — 2 Seiten iournalisiert. Noch eins und das andre in dem Espion turc gelesen. Allezeit unruhig. Ich paßete bis die ältere Landolt aus dem Bade und aus dem Bette wäre. Es ging mir verzweifelt lange, bis ich sie unter dem Fenster sah. Es fing an zu donnern, als ich dieselbe sah. Ich dachte an das Speluncam Dido dux et Troianus eandem. Ich ging hinunter, ich brachte den ganzen Abend auf das allerangenemste mit disen 2 Mägdgens zu, obgleich die Kleine nicht im besten Laune war. Die ältere hat einen gründlichen Verstand, und ihr Umgang ist recht lieblich; die kleine liebt die Lectür nicht; allein sie hat von Natur ausnemend vil Verstand, und daneben ist sie von einem Alter, da es noch erlaubet ist, ein bisgen flüchtig zu sein. Indeßen ist mein Geist disen Abend vil ruhiger geworden; ich liebe aber dennoch dise Mägdgens sehr.

An der Tafel ziemlich vil mit dem Baron geredt und nachher mit ihm zu Reinharden gegangen, wo der Baron

der Grebel Papillotten machte. — Welch ein verderbtes Kind ist dise Grebel nicht! Der Baron ist sehr wol bei ihr . . . Ich habe nicht die gleiche Ehre. Wir blieben nicht lange . . . oder vilmehr wir konnten nicht lange bleiben, indem man uns höflich den Abschied gab. Ich ging hernach noch mit dem Baron in sein Zimmer, wo wir lange von unsern Mägdgens schwazten. Der Baron hat Recht, daß er die Heidegger die artigste findet. Er, der bei den Weibsbildern nur auf das Vergnügen der Sinne sihet; allein die kleine schwarze L. ist ganz was anders. Das Mägdgen denket und ist, als ob es für mich gemachet wäre. Es ist von einer Sittsamkeit . . . von einer Bescheidenheit . . . Ich habe mein Lebtag nichts eingezogeneres gesehen als diese liebenswürdigen Mägdgens, und dennoch macht sich die verdammte Kritik an dem unschuldigen Umgang, den ich mit denselben habe. Der Baron sagt mir, man sage, ich wäre des Morgens, wenn sie noch im Bette wären, des Mittags und des Abends bei denselben. Dise giftigen Reden kommen blos aus Eifersucht. Sie tuhn mir aber sehr wehe. Nicht meinetwegen, denn bei mir verteidigt mich mein gutes Gewißen, und dise Leüte glauben . . . ich tuhe nichts hieran, als was ganz recht sei; aber die guten Mägdgens dauern mich, denn sie können nicht anders als dabei leiden und verlieren. — Der Baron und ich, wir redten noch eine Viertelstunde mit dem Oberst Heßen von Zürich. Diser Mann scheinet vilen natürlichen Verstand zu haben.

Montags, den 15ten (Juli). 3 Seiten iournalisiert. In dem Saale. Die Grebel, Helfer Pfenninger und Reinhard daselbst. Der Helfer und die Grebel sangen aus Bachofens Gesangbuch. Das Ding verlaidete mir bald; ich sagte, sie sollte dafür italienische Arien singen. Die Grebel lies solche aus ihrem Zimmer holen; allein Dorer der Sohn, der die 2te Violine spielen sollte, war ausgegangen. Es ward also nichts aus unserer Freüde. — Bei dem Baron. Wir redten von allerhand Sachen. Er erzählte mir von

Hagedorn, von de Bar . . . Beide sein die größten Schwelger von der Welt. Sie haben in Hamburg eine Gesellschaft von den grösten Lustbrüdern, davon Treuer, der junge Denner etc. sein; de Bar soll bei 3 Millionen durchgebracht haben. Er soll gerade der Gegensaz von seinem Schreiber sein; er ist also von denen qui Curios simulant et bachanalia vivunt . . . Der Baron kennt die Menschen ziemlich wol. Es ist schade, daß seine Sittenlehre so nachläßig ist; es ist würdiger, tugendhaft zu sein . . . Ich liebe ihn allezeit mehr, allein ich möchte doch wißen, wer er auch wäre. Der Haubtmann von Neüfchatel heist Gentil. — Wider in dem Saal; nur den iungen Heidegger angetroffen, der auf eine Art von den hier anwesenden Bernerinnen redte, daß ich sehe, daß ein großer Haß zwischen denselben und den Zürcherinnen sein mus. An dem Täfelein. Oberst Heß, Ziegler und seine Frau waren daselbst. Heüte habe ich meine 2 Schönen noch nicht gesehen. Die guten Mägdgens . . . sie sein mir doch recht lieb . . . aber es ist aus . . . morgen muß ich verreisen . . . Mittwochs Abends will ich, wills Gott, in Basel sein. 2 Seiten iournalisiert. Wider an dem Täfelein; endlich kommen auch die L. hin. Wir spazierten nachher alle auf die Matte. Ich finde doch unendlich vil Vergnügen, mit disen Mägdgens zu sein. Sie sein zur Tugend geboren. Ihr ganzes Betragen zeiget Weisheit und eine gute Denkungsart. Es ist in allem etwas Edels und Liebenswürdiges. Das kleine schwarze Mägdgen hat mich bezaubert. Nachmittags waren wir große und gute Gesellschaft bei dem Haubtmann Gentil; mir aber war nicht wohl bei der Sache; meine artigen Schwestern waren anderswo. Wie konnte mir wohl sein! Die andern merkens wol, daß mich nichts rühret als die kleine Schwarze. Dises wird wol dises gute Mägdgen und ihre Schwester noch Laid machen; denn dise Zürchermägdgens sind höllisch eifersüchtig, und ich habe schon gemerket, daß sie ihre Kritik über dise guten Landolts ziemlich ausüben. Ich habe es aus des Haubtmanns



Baden im Aargau, nach einem Stiche des XVIII. Jahrhunderts.



und des Barons Reden geschloßen. Mir tuht es von Herzen laide, allein was ist da zu machen? Ich liebe sie nun einmal. Ich habe Vergnügen in ihrem Umgang gefunden. Es ist das reinste und unschuldigste Vergnügen von der Welt gewesen. Mein Gewißen gibt mir ein gutes Zeügnis. — Einen Augenblick bin ich bei disen reizzenden Landolts gewesen. 1½ Seiten iournalisiert.

Droben lange Zeit verlohren und mich mit Gedanken von meinen Schönen beschäftigt. Im grünen Saal; niemand angetroffen. Am Täfelein; ein wenig mit Landschreiber Heidegger geredt. Bei der kleinen Landolt; die Gosweiler waren bei derselben. Den Abend angenem zugebracht. Wie vil Verstand hat dise L. nicht .... sie ist das liebenswürdigste Geschöpf von der Welt. Nach dem Eßen eine Stunde mit dem Baron.

Dienstags, den 16ten (Juli). Vorm. ½ Seite iournalisiert. Gestern im Bette faste ich den Entschluß, der artigen L. meine Liebe und meine Absichten durch einen Brief bekannt zu machen. Ich will einen Entwurf von disem Briefe hieher schreiben, obgleich es noch sehr ungewis ist, ob er an dieselbe soll übergeben werden ....

„Ich habe schon allzulange eine Gelegenheit gesuchet, Sie alleine zu sprechen, meine allzuliebenswürdige Schöne .... alleine entweder habe ich dieselbe nicht finden können, oder meine Furchtsamkeit hat mich gehindert, dieselbe, wenn ich sie gefunden, zu gebrauchen. Ich neme meine Zuflucht zu meiner Feder, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, daß ich, was mein Herze schon seit vielen Jahren gesuchet, gefunden: eine Person, an der ich die Eigenschaften einer reizzenden Geliebten beständig lieben und die von einem weisen, aufrichtigen und tugendhaften Freünde beständig verehren könne. Ich will mich nun nicht aufhalten, Ihnen zu beschreiben, was mein zärtliches Herze gegen Sie empfindet. Es läst sich eher fühlen als schildern .... und ich bin nun in einer Gemühtsverfaßung, da man ganz unfähig ist, zu

mahlen. Ich zittre, wenn ich daran gedenke, wie vile Schwierigkeiten meine Liebe bei Ihnen finden wird. Fremd . . . unbekannt . . . ohne Verdienste, die mich Ihrer Gegenliebe würdig machen könnten. Ich sehe, daß Ihr edel Herze auf tausenderlei Weise mit den lieblichsten Verhältnißen an Ihrem Vaterlande hängt. Was soll ich also erwarten, als meine Neigung verworfen zu sehen. Indeßen ist sie zu stark und zu schön, als daß ich dieselbe unterdrükken sollte. Ich wage es also, Ihnen mein Herze, meine Hand und mein Glükke anzutragen. Die ersten werde ich trachten, durch Liebe zur Tugend und durch Rechtschaffenheit Ihrer würdig zu machen, und das andre, wenn es schon nicht groß ist, so bin ich doch allezeit in so guten Umständen, daß ich der Vorsehung nicht genug dafür danken kan, daß ich mir versprechen könnte, in meinem Vaterlande von den meisten der besten Parteien nicht ausgeschlagen zu werden und daß, wenn ich vernünftig denken will, die Glükkesumstände der Person, von deren ich das Glükke haben werde, geliebt zu werden, nicht anders in Betrachtung ziehen darf, als insofern sie die Zeit entscheiden solle, da ich zu dem Besizze eines so reizzenden Glükkes völlig gelangen werde. Ich verlange nicht, daß Sie mir izzund auf mein Wort glauben sollen. Ich hoffe indeßen keinen Anlaß gegeben zu haben, meine Aufrichtigkeit in Zweifel zu ziehen. Wenn ich nur so glükklich wäre, mit der Hoffnung zu verreisen, daß es, wenn ich die Wahrheit geredet, möglich sei, daß ich Ihre Gegenliebe erhalten werde, so schäzze ich mich glükkselig. Wenn Sie mir erlauben werden, mich nur ½ Stunde mit Ihnen entweder auf Ihrem Zimmer oder auf der Promenade zu unterhalten und Ihnen mündlich meine Gedanken zu eröffnen und wenn ich alsdann die reizzende Erlaubnis zu hoffen von Ihnen erhalten sollte . . . . so würde ich nicht mit dem glükkseligsten Menschen von der Welt mein Glükke vertauschen. — Sie machen, wie ich gehöret, nach dem Bade Besuche. Nach den Besuchen wird man ia auf die Matte gehen. Ich schmeichle mir, Sie da

zu sehen .... Ich hoffe, Sie zu sprechen .... Ich zittre .... Wenn ich nicht hoffen soll, glükklich zu sein, so hoffe ich, Sie werden mich doch mit der Schande verschonen, mich lächerlich zu machen und meine döhrichte Verwegenheit der Welt zu eröffnen. Ich schmeichle mir, mein Geheimnis werde zwischen Ihnen, Ihrer verehrungswürdigen Jgfr. Schwester und mir bleiben. Ich bin mit der tieffsten Ehrfurcht, allzuliebenswürdige Schöne, Ihr eifrigster Bewunderer und Verehrer." —

Nachdem ich disen seltsamen Brief aufgesezzet hatte, schrieb ich denselben noch ab; allein ich machte ihn der Person, der er bestimmt war, nicht zukommen. — In dem grünen Saale. Die Grebel, Oberst Heßen daselbst; aber ich blieb nicht lange. Bei dem Baron. Bei den Landolts; mit denselben, der Gosweiler und dem Amtmann Heß in die Stadt gegangen. Es spies ein Zimmermann von Brukk bei uns, nebst einem Roht, des Hofschreibers von Königsfelden sein Sohn. Z. ist der liebenswürdigste und wizzigste Mensch von der Welt. Man scherzte überaus vil .... Ich habe zu vil geplaudert. Er kam von Zürich. Er sagte, man sage in Zürich, ich wäre mit einer Jgfr. Ulrich versprochen. Ich weis nicht, ob er es erfunden oder ob es wahr ist. Wenn es ist, so sein die Züricher die seltsamsten Leüte von der Welt. Beim Haubtmann das Caffé getrunken. Im grünen Saale. Mit Zimmermann und hernach vil mit der ältern Landolt geredt. Dises Mägdgen hat vil Gründlichkeit. —

Das ist ein seltsames Ding in disem Bade; alles beklagt sich über das andre, keines lebt mit dem andern vergnügt; alles beobachtet, alles richtet einander; alles klaget über die Langeweile. — Mehr als eine Stunde in m. Zimmer. Bei den Landolts. Sie gingen nachher mit der Frau Peyer spazieren. Ich folgte ihnen nicht, nur damit man nicht sage, ich wäre allezeit bei ihnen. Dise Behutsamkeit nüzte weder dieselben noch mich nichts, als daß sie mich machte den Abend auf das verdrüslichste mit

der Grebel, der Heidegger etc., auf der Matte zubringen. — An dem Täfelein redte ich hernach noch ein bisgen mit meinen Schönen. Sie sein doch grundartige Kinder. Sie waren nun wider ein bisgen aufgewekkter als disen Abend; sie dauern mich recht. Meine Leidenschaft war den Tag durch ganz ruhig: die scherzhaften und aufgewekkten Gespräche über Tische, der Umgang mit Zimmermann etc. hatten sie ein bisgen erstikket. — Bei Tische spis noch der Canzler von Einsidlen nebst einem Mönche aus disem Kloster mit uns. Der Canzler scheinet ein sehr verständiger Mann, der schöne Einsichten in Staatssachen besizzet. Der Baron kömmt mir auch alle Tage schäzbarer vor. Nachdem m. Geist sich wider ein bisgen von s. lustigen Ausschweifung erholet, erwachte meine Neigung gegen die schöne L. wider stärker. —

Mittwochs, den 17ten (Juli). 2½ Seiten iournalisiert. In der Stadt herumgelaufen. Pferde oder eine Chaise für den Baron und für mich zu suchen; ich konnte nichts finden. In dem grünen Saale. Ein wenig mit Pfenningern und Reinharden gesprochen. Bei dem Haubtmann; 2 Briefe geschrieben: einen an m. Muter um ein Pferd, und den andern an m. Oncle um Geld. Einen Augenblikk bei den Landolts, An dem Täfelein mit den Landolts, dem Baron, der Grebel etc. —

Nach Tische bei den liebenswürdigen Landolts. Eine Igfr. Schulteis von Zürich, die Wielands Freundin sein soll und an welche man sagt, daß er die Errinnerungen an eine Freundin geschriben, daselbst angetroffen. Die Zeit bis um 4 Uhr auf das allerangenemste daselbst zugebracht. Dise Schulteis ist eben nicht gar zu schön, alleine ich habe wenige Personen gefunden, deren Umgang so angenem wäre. Sie scheinet ihren Geist mit großem Fleiße angebaut zu haben. Sie zeiget vilen Wiz und eine edle Denkungsart. Ich habe nichts Pedantisches an derselben bemerkt; alles scheint natürlich an ihr. Sie war munter, aufgewekt, lebhaft, unge-

zwungen. Einen großen Weltgebrauch wird man aber nicht an derselben bemerken, alleine sie ist mir desto reizzender. Was die Natur groß und schön machet, das nimmt allezeit ein. Wir redten vil von Wieland und von H. Schinzen, dem Vetter meines Freündes, der mir so wol gefallen. Ich sehe, daß er einen allgemeinen Beifall findet. Ich hörte aus der Rede diser Frauenzimmer, daß sie auch in Zürich wie wir in Basel Pedantinnen haben; alleine, die Wahrheit zu gestehen, die Züricher Frauenzimmer gefallen mir beßer als die unsern. Dises sanfte Wesen, dise Schamhaftigkeit, nebst den trefflichen Eigenschaften des Herzens und des Geistes, die ich bei den Zürcherinnen finde, leüchten mir weit mehr ein als das freie und oft auch artige Wesen unserer meisten Baslerinnen. Ich finde einmal nichts Artigeres als die Manieren diser reizzenden kleinen Schwarzen. Die Natur hat auf alles, was dieselbe tuht und sagt, eine gewiße Anmut gestreüet, wodurch es tausendmal einnemender wird als alles närrische Zeug von Manieren und Artigkeiten, womit man sich bei uns so groß machet. —

Bei dem Baron bis gegen 5. Er erzählte mir von den hiesigen Factionen, die entstanden waren, ehe ich angekommen, und deren Fortgang er wol beobachtet zu haben scheinet. Dise Sachen sein doch verdammt lächerlich. Er machte mich auf viles Achtung geben, wodurch unser Ball in der Taht die lächerlichste Sache von der Welt ward und die ich nicht beobachtet, teils weil ich die Karte noch nicht gekannt, teils weil ich zu sehr mit der Grebel und der kleinen Landolt beschäftigt war. — Die Berner haben, wie es scheinet, doch nicht in allen Sachen unrecht. Dises Jahr wird in disem Bade kaum mehr ein rechtschaffenes gemeinschaftliches Vergnügen zu hoffen sein. Was ligt mir daran, ich reise fort. Wir gingen hernach in den grünen Saal, trafen aber niemand an. Wir lasen einige Stükke aus den Pièces échappées du Feu — — alle sind platt und schlecht,

auch die Moïsiade, die man dem Voltaire oder Rousseau zuschreibt. Endlich kamen die Landolts mit der Schulteis, auf welche endlich Reinhard, seine Frau und die Grebel folgten. — Die Zeit ohne große Annemlichkeit verschlentert. Dise Grebel ist ein Kind. Sie hat Verstand, allein sie ist kindischer als ein Kind von zwölf Jahren. — Auf der Matten und hernach in der Kirche beim Bade. Dise Kirche ist seit etlichen Jahren erneüert und sehr artig. Ich ging bei Zeiten schlafen. Dise kleine L. ligt mir noch allezeit im Sinne, und ich finde sie täglich liebenswürdiger. Ich glaube zwar den Charakter ihrer Schwester noch beßer, allein auch der ihrige scheinet mir vortrefflich gut zu sein und so gut als irgend eines Frauenzimmers, das ich kenne. Doch ich mus dis alles als Idéen ansehen, die mir nichts als Misvergnügen und Sehnsucht bringen werden. Ich werde sie verlaßen müßen . . und darf nicht gedenken, mit ihr glükklich zu sein. —

Donnerstags, den 18ten (Juli). 4 Seiten iournalisiert. Im Saale. Reinhard und die Grebel darinnen angetroffen. Die Grebel war heüte recht artig. Als sie fort war, redte ich eine Zeitlang alleine mit Reinharden; er ist der beste Mann von der Welt und hat ziemlich Verstand. Sein Umgang ist angenem. Bei dem Baron. Der gute Mann leidet ziemlich Schmerzen von der güldenen Ader; er dauert mich. ½ Seite iournalisiert. Ein wenig bei dem Petschierstecher drunten. Wieder bei dem Baron. An dem Täfelein mit der Schulteis und den Landolts etc.

Nachmittags. Beim Caffé im Saale. Die Zeit ward mir lange. Einige Briefe von Holberg gelesen. Ein wenig geschlafen. ½ Seite iournalisiert. Auf der Matte allein. Ein wenig bei den Landolts. Mit denselben bei Reinhards, wo die Schulteis, Dr. Gronauer und seine Frau waren. Hernach im grünen Saale. Dise kleine Landolt scheint mir nicht mehr so freundlich gegen mich. Ich kan nicht begreifen, was die Schuld ist, wenn es nicht ist, daß

ich ihrer Schwester mehr verbindliche Sachen sage, als ihren, und dises kommt eben daher, weil ich sie mehr lieb als ihre Schwester, obgleich auch ihre Schwester, wenn sie schon nicht schöne ist, mich rühret; villeicht auch, weil ich zögere, ihr meine Gesinnung zu erklären; allein auch dises kann ich kaum ohne Unklugheit tuhn.

Ich bin ein unglükklicher Mensch mit meiner allzugroßen Bedachtsamkeit. Der Streit zwischen derselben und meiner Zärtlichkeit machet mir manche Schmerzen. Meine Furchtsamkeit und Schüchternheit tragen auch nicht wenig dazu bei. Disen Abend war nun meine Neigung ganz stille. Ich war beinahe böse über die kleine Schwarze. Daneben glaubte ich vil Kindisches und Meisterloses an ihr bemerket zu haben... und die andern vernünftigen Betrachtungen, die über eine solche Neigung zu machen sein, fanden hiedurch auch Eingang. Allein izzund erwachet meine Neigung wider; das Mägdgen hat einmal etwas Einnemends und scheinet gebohren, tugendhaft zu sein. Zu Basel wüste ich nun einmal kein so artiges Kind zu finden und das mir so sehr einleüchtete, wenn es schon gewis schönere gibt. Ich bin ein seltsamer Hase. — Ueber Tisch ärgerte mich der Haubtmann mit seinen närrischen Reden; er ist ungeschliffen und seine Frau eine Plauderin. Es ist etwas anders um den Baron; er ist ein recht schäzbarer Mann; er verdienet, tugendhaft zu sein. 2 Seiten iournalisiert und einer angenemen Musik zugehöret, die an dem Täfelein war.

Freitags, den 19ten (Juli). Zeit verschlentert. Im grünen Saale; niemand angetroffen. In meinem Zimmer. In Holbergs Briefen gelesen. Auf der Matte; mit dem alten Dorer und dem iungen Heidegger spaziert. Wider auf meinem Zimmer. Ein wenig bei den Landolts. Die Schulteis daselbst angetroffen. Mit disen 3 Mägdgens spazieren gegangen. An dem Täfelein; vil Leüte daselbst. Im Saale beim Caffé; die Frau Peyer gab ihn. Es war einer ihrer Verwandten da, ein von Hardenberg von Schafhausen,

ein netter Mensch; er ist in holländischen Diensten Offizier von der Garde. Ich betriege mich, oder er ist ein Stuzzer. — Die kleine L. schien mir heüte ein bisgen beßer gegen mich; ich bin nur zu furchtsam, allein es ist villeichte gut. Meine Neigung wird auf dise Weise weder schlimme noch gute Folgen haben. Ich wünschte doch sehr, daß dise Person für meine Umstände so wie für mein Herze gemachet wäre und daß ich das Glükk hätte, ihr zu gefallen und . . . allein dis sein unnüzze Traüme. 1 Seite iournalisiert. Ich wollte mit den Briefen des Holbergs, die mir der Baron geliehen, spazieren gehen . . . allein ich sah die ältere Landolt in ihrem Zimmer und foderte ihr Herveys Erbauliche Betrachtungen über die Herrlichkeit der Schöpfung in Gärten und Feldern, die sie mir auch gab. Ich las auf der Promenade die Betrachtung über einen Blumengarten und den poetischen Lobgesang über die Werke der Schöpfung. Dise Arbeiten sein weit deütlicher und natürlicher als Youngs seine . . . alleine wo Young vortrefflich — und dises ist er doch meistenteils — da ist er weit erhabener und größer als Hervey. Indeßen hat es mich gedeücht, ich finde auch bei Hervey hin und wider Ausdrükkungen, die nicht allzunatürlich sein. — Die Zeit während diser Lectür und auch während den Pausen derselben angenem zugebracht. 1 Seite iournalisiert. — In dem Saale niemand angetroffen. An dem Täfelein Herveys Betrachtung über die Nacht durchgangen. Indem ich sie auslas, kam mein Pferd. Ich erschrak recht. Anstalten wegen der Abreise gemacht. Bei den liebenswürdigen Landolts. Mit denselben und einigen andern Personen spazieren gegangen.

Heüte insonderheit habe ich disen beiden Schwestern den Hof gemacht. Der Geist und der Charakter der ältern gefällt mir beßer, und an der iüngern gefällt mir ihre Artigkeit und ihre Tugend. Die ältere nimmt auch meine Freündschaftsbezeügung mit mehr Empfindlichkeit und Gegenbezeügung auf als die iüngere, so gar, daß sie mir gestand,

das Pferd, das für mich angekommen, habe sie erschrekket. An dem Täfelein von einigen Personen Abschied genommen und hernach droben von meinen liebenswürdigen Landolts — nicht ohne Schmerz; doch mit minderm, als ich glaubte. Indeßen war mein Herze sehr beklemmt bei Tische. Von meiner Tischgesellschaft Abschied genommen: von Wertmüller und seiner Fraue, von Reinhard, von Steiner und der Grebel. Die Grebel zeigte mir durch den Vorzug, den sie dem Baron vor mir gab, genug, daß sie böse über mich sei. In der Taht, ich habe ihr von Anfang an den Hof zu sehr gemachet; hernach habe ich sie sizzen laßen. Ich verreise recht mit Sehnsucht von hier, obgleich ich vile lange Zeit gehabt habe; aber die mit den Landolts zugebrachten Augenblikke ersezzen mir alles wider. Artige Mägdgens . . . mus ich euch denn verlaßen . . . Nein, ich halte es für unmöglich, allein es mus sein. Reise, Iselin; villeicht hat das Schikksal . . . aber du bist nicht gescheid . . . gehe zu Bette . . . schlafe und reise morgen in Gottes Namen . . . 2 Seiten iournalisiert.

Sonnabend, den 20. (Juli) frühe aufgestanden. Eingepakkt. Die ältere Landolt war auch früh auf. Sie sagt, es wäre ihr nicht ganz wol. Ich nam noch von ihr Abschied. Ich hätte noch gerne die kleine Hexe, ihre Schwester, gesehen, allein sie schlief noch. Ich dachte unterwegs nur an dise liebenswürdigen Schwestern. — Zu Hornußen lies ich dem Pferd Haber geben, ging aber gar nach Stein zum Mittagessen. Vile Basler daselbst angetroffen. Die Zeit angenem zugebracht. Mit dem alten Vondermühle gar nach Basel geritten. Ich redte oft nichts und dachte an meine schöne kleine Schwarze. Als ich Basel näherte, hatte ich die zärtlichsten Empfindungen sowohl wegen derselben als Basel.

Meine Muter empfing mich noch gar wol, welches ich nicht verhoffte. Ich danke dem Höchsten, daß meine Reise so glükklich gewesen.

Anmerkungen.

Zu Seite 96.

Von den gedruckten Quellen, die ich zu den Anmerkungen benützte, erwähne ich außer den im Vorwort genannten in erster Linie Leus Schweiz. Lexikon, dann Allg. Deutsche Biogr., Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, die Zürcher und Berner Taschenbücher. Einige wertvolle Notizen verdanke ich dem Zürcher Stadtarchiv und dem Basler Staatsarchiv.

Zu Seite 100.

Die Reise ging über den Bötzberg. Die beiden Tagsatzungsgesandten machten die Reise im Wagen, wahrscheinlich in der Staatskutsche; Iselin war zu Pferd.

Mhhgeacht. = Meine hochgeachteten Herrn.

Deputat Burkhard: Johann Rudolf Burckhardt, 1701—1757, Geheimer Rat oder Dreizehner Herr, seit 1744 Deputat, d. h. Mitglied des Aufsichtsrates über Kirche und Schule zu Stadt und Land.

Oberst Burkard: Isaak Burckardt, 1699—1757, ebenfalls Geheimer Rat, Oberst eines Regiments Landmiliz, Kriegskommissär rc., der uns, wie in der Vorrede bemerkt, aus meiner letztjährigen Arbeit bekannte originelle „Oncle Oberst“, der an Iselin wirklich Vaterstelle vertrat, bei allen Fehlern ein ausgezeichneter Mann.

Dr. Zimmermann: Johann Georg Zimmermann von Brugg im Aargau, 1728—1795, Dr. med., großbritannischer Leibarzt in Hannover, berühmter Schriftsteller; am bekanntesten ist sein Werk „Ueber die Einsamkeit“. Im Alter wurde er ein Sonderling und Hypochonder. Mit Iselin stand er bis an dessen Tod (1782) im Briefwechsel. Seine Briefe, ein stattlicher Band, befinden sich im Iselinschen Nachlasse.

Tscharner: Emanuel Tscharner von Bern, 1699—1777, seit 1752 Hofmeister (Verwalter) des ehemaligen Klosters Königsfelden.

Schlacht zu Fridlingen: Schlacht auf dem Friedlingerfeld bei Weil zwischen dem franz. Marschall Villars und dem Markgrafen von Baden am 14. Okt. 1702.

Zu Seite 101.

Hochstätt: Schlacht bei Hochstädt, 13. Aug. 1704. Sieg der Kaiserlichen und Engländer über das franz.-bayrische Heer.

Schinzen: H. Heinrich Schinz von Zürich, 1726—1788, eben im Begriff als Pfarrer nach Altstetten bei Zürich überzusiedeln. Er gehörte zu den ältesten Freunden Iselins, obschon sie einander noch nie gesehen hatten. Seine Frau: Barbara Meyer, gestorben 1780.

Schinzens Vater: Hans Rudolf Schinz, 1705—1760, ohne Amt.

Bodmer: Johann Jakob Bodmer von Zürich, 1698—1783, Professor der vaterländischen Geschichte am Collegium in Zürich, Schriftsteller, einer der Führer und Kämpfer in der deutschen Literaturbewegung des 18. Jahrhunderts im Verein mit seinem Freunde Breitinger.

Testament politique du cardinal Alberoni: Giulio Alberoni, Sohn eines Gärtners, 1664—1752, Kardinal und spanischer Staatsminister. Le Testament politique ist nicht von Alberoni, sondern von Maubert de Convest (Lausanne, Bousquet 1753).

Histoire de la Confédération helvetique de Watteville: Alexander Ludwig von Wattenwil von Bern, 1714—1780, Landvogt zu Nidau 1752, Oberkommandant des Münstertales 1758. Seine Schweizergeschichte wurde von Uriel Freudenberger ins Deutsche übersetzt und 1754 zu Basel gedruckt. Er war Mitglied der helv. Gesellschaft und 1780 der Antiquarischen Gesellschaft zu Basel.

Zu Seite 102.

Venner Jmhof: Georg Jmhof von Bern, 1679—1765, vielfach als Gesandter verwendet, starb kinderlos.

Venner Freüdenreich: Abraham Freudenreich von Bern, 1693—1773, ebenfalls öfters Gesandter.

Venner waren Pannerträger, von jedem der vier Stadtquartiere einer; mit der Zeit hatten sich die Wahlart und Befugnisse verändert. Ein Venner mußte Mitglied des kleinen Rates sein und wurde auf vier Jahre gewählt, hatte sich aber jedes Jahr einer Neuwahl zu unterziehen.

Sprengens Psalmen: Johann Jakob Spreng von Basel, 1699—1768, ursprünglich Theologe, 1743 außerordentlicher Professor der Beredsamkeit und der deutschen Sprache, 1746 Prediger der Waisenhauskirche und 1762 Professor der griechischen Sprache. Seine Uebersetzung der Psalmen Davids auf die gewöhnliche Singweise war 1741 in Basel im Druck erschienen.

von Hallern: Albrecht von Haller von Bern, 1708—1777, der berühmte Dichter der „Alpen“.

Secretarius Lerber: Johann Rudolf von Lerber von Bern, geb. 1716, Stadtschreiber 1760, Landvogt zu Yverdon 1771, Statthalter von Echallens 1780.

Graffenried: Bernhard von Grafenried von Bern, 1691—1764, Landammann im Thurgau, Venner.

Zu Seite 103.

der Cartaus: Jttingen.

Caspar Bernet: Hans Kaspar Bernet von St. Gallen, 1698—1766, später Bürgermeister in St. Gallen 1752—1764, in welch letzterm Jahr er sein Amt infolge Altersbeschwerden niederlegte.

Zu Seite 104.

Rathssubstitut von Zürich: Hans Heinrich Landolt von Zürich, 1721—1780, diente von der Pike auf und brachte es bis zum Bürgermeister der Republik Zürich, 1778—1780. Ein verdienter Staatsmann.

Tagsazzung: Die Verhandlungen der Gemeineidg.-Tagsatzung zu Frauenfeld anfangs Juli 1754 sind abgedruckt in Band 7, Abt. II, S. 133 f. der Eidg. Abschiede. Die Session begann am 1. Juli und dauerte nebst den getrennten Sitzungen der reformierten und katholischen Stände bis zum 4. Juli. Am 4. vormittags war die Protokollausfertigung (Basel zahlte für sein Exemplar 24 Pfund), und an den nächsten Tagen bis zum 19. Juli wurden die weitläufigen Geschäfte der Jahresrechnung ꝛc. des Thurgaus erledigt, an denen Basel, Schaffhausen und Appenzell keinen Teil hatten. Deshalb verließen die Basler Gesandten schon am 4. Juli nachmittags Frauenfeld. — Band Eidgenossenschaft K 15 des Basler Staats-Archivs enthält interessante Notizen von der Hand des Oberst Isaak Burckhardt über die ganze Reise.

Der Landvogt von Frauenfeld: Fridolin Joseph Hauser von Glarus, alt Landammann und Tagsatzungsgesandter.

Landschreiber von Frauenfeld: Ludwig Wolfgang von Reding von Schwyz; gestorben 1760.

Zu Seite 105.

Leu: Hans Jakob Leu von Zürich, 1689—1768, Bürgermeister von Zürich 1759—1768, Herausgeber des bekannten Schweizerischen Lexikons, ausgezeichneter Finanzmann, Gründer des obrigkeitlichen Geldverwaltungsinstitutes (1754) unter dem Namen Leu & Cie.

Simmler: Josias Simmler von Zürich, 1530—1576, Theologe und Historiker. Der obgenannte Hans Jakob Leu veröffentlichte 1722, vermehrt und verbessert 1735, mit Anmerkungen versehen nach der deutschen Uebersetzung von 1645 Simmlers Hauptwerk: De republica Helvetiorum unter dem Titel: Von dem Regiment der löblichen Eidgenossenschaft ꝛc.

Sindicat: Unter den Syndikaten verstand man die Abordnungen der regierenden Stände in den gemeinen Herrschaften zur Abnahme der Jahrrechnung und Besorgung von allerlei Geschäften, wie Appellationen ꝛc. In Baden und Frauenfeld schloß sich das Syndikat an die Jahrrechnung der allgemeinen Tagsatzung an, wenn es paßte, und dauerte oft länger als die letztere. In diesem Falle waren die Syndikatsherren zugleich Tagsatzungsgesandte. An andern Orten waren besondere Syndikatsherren. So war z. B. im Jahre 1757 Isaak Iselin Syndikator in den vier ennetbirgischen Vogteien.

Brgmstr. Escher: Johann Kaspar Escher von Zürich, 1678—1762, Bürgermeister von Zürich 1740—1762, ein ausgezeichneter Staatsmann und hochgebildet. Er hatte 16 Kinder, von denen

aber die Söhne alle früh wegstarben. (Seine schöne Biographie im Stammbuch der Escher).

Zu Seite 106.

Sein Großsohn, Hans Kaspar Escher 1731—1781, war der Sohn seiner Tochter Dorothea, 1706—1765, verheiratet mit Johannes Escher zum Grundstein, 1704—1765, seit 1753 Landvogt zu Kyburg. Der junge Escher brachte es nicht weit im Staatsdienst; er wurde Landschreiber zu Ermatingen. Im Jahre 1765 gab er sein zürcherisches Bürgerrecht auf, ging nach Berlin und starb zu Erlangen.

Jkr. Schwerzenbach: Hans Jakob von Schwerzenbach von Zürich, 1701—1778, war seit 1752 Statthalter des Bürgermeisters, wurde später Mitglied des Geheimen Rats und Obmann, ungefähr dem Basler Deputatenamt entsprechend, öfters Gesandter.

Sein Sohn: Es könnte in Betracht kommen Hans Ulrich, 1727 bis 1787, in verschiedenen Aemtern, 1780 Amtmann zu Stein am Rhein, ein tüchtiger Mann.

Stadtschreiber Josua Hofer: von Mühlhausen, 1721—1798, studierte in Basel die Rechte und erwarb sich den Lizentiatentitel; vom Jahre 1748 bis zu seinem Tode war er Stadtschreiber. Er starb kurz nach Anschluß der Stadt an Frankreich. Vergeblich hatte er sich für eine Vereinigung Mühlhausens mit der gesamten Eidgenossenschaft abgemüht.

Separatisten: Es handelt sich um die Verfolgung der Herrenhuter in Basel im Jahre 1754, also um ein aktuelles Thema. Zu vergleichen: Die separatistischen Strömungen in Basel im 18. Jahrhundert, Dissertation von Ernst Rud. Grob.

Zu Seite 107.

Haubtmann Nüscheler: könnte Hans Rudolf Nüscheler von Zürich sein, 1717—1780, Quartierhauptmann im Lande.

Schwerzenbach, Escher: sind natürlich die jungen Herrn gemeint.

Obmann Nabholz: Hans Ulrich Nabholz von Zürich, 1667 bis 1740, Ratsherr und Obmann, spielte eine Hauptrolle in den Toggenburgerwirren und im Toggenburgerkrieg 1712, ein höchst merkwürdiger Mann, der noch viel zu wenig bekannt ist.

Zu Seite 108.

Gasmann: die Gaßmann, eine angesehene Familie in Solothurn.

Zu Seite 111.

Namen der Ehrengesandten: Iselins Verzeichnis stimmt nicht ganz mit dem gedruckten; es handelt sich aber nur um kleine Abweichungen, die ich hier nicht erörtern will.

Zu Seite 113.

Histoire du siècle de Louis XIV: von Voltaire, war im Jahre 1751 erschienen. Der Literat La Beaumelle, 1727—1773, hatte 1753

einen Nachdruck mit Anmerkungen, die ihm die Feindschaft Voltaires zugezogen, herausgegeben.

Droit d'aubaine: das Recht des Königs auf die Hinterlassenschaft nicht naturalisierter Fremder. In den Verträgen mit Frankreich waren die Schweizer davon ausgenommen; man hatte aber fortwährend Anlaß zu Reklamationen von reformierter Seite. Erst 1771 wurde endlich durch einen förmlichen Vertrag mit den reformierten Ständen dieses Recht des Einzugs aufgehoben.

ewige Fride: Der ewige Friede, die Grundlage aller spätern Friedensverträge, wurde am 29. November 1516 zwischen Frankreich und den Eidgenossen nebst Graubünden, Wallis und Mühlhausen in Freiburg abgeschlossen.

H. von Paulmi: Antoine René de Voyer d'Argenson, marquis de Paulmy. 1722—1787, war vom 30. April 1749 bis zum 11. März 1752 französischer Gesandter in der Schweiz, später Minister, ein Freund der Wissenschaften und der schönen Literatur. Iselin hatte während seines Aufenthaltes in Paris (1752) vergeblich versucht, sich ihm zu nähern.

Zu Seite 115.

Botschafter: Théodore de Chavigny 1753—1762 franz. Gesandter in der Schweiz, galt als einer der gewiegtesten Diplomaten von Europa.

Zu Seite 117.

Buchbinder Denzler: aus angesehenem Geschlecht. Ein Vorfahr rettete das Banner von Zürich in der Schlacht von Kappel (1531). Einzelne Buchbinder waren damals, wie zum Teil heute noch, Verlagsbuchhändler, namentlich von Zeitschriften.

Heidegger: Johannes Heidegger von Zürich, berühmter Buchdrucker und Buchhändler, gest. 1768.

Schinzens Vetter: wahrscheinlich Johann Heinrich Schinz von Zürich, 1727—1792, ein sehr gebildeter Kaufmann, ein Verehrer Klopstocks und Wielands, Mitbegründer der helv. Gesellschaft, gelangte mit der Zeit zu höhern Staatswürden, war 1777 Tagsatzungsgesandter und brachte es 1789 bis zur Statthalterwürde.

Errichtung des 3. franz. Regimentes: das neue Regiment in franz. Diensten wurde 1752 errichtet und hieß nach dem Obersten: Regiment Lochmann.

Stadthaubtmann Landolt: David Landolt von Zürich, 1701 bis 1774, Stadthauptmann im Jahre 1752, des geheimen Rats 1759.

Sein Sohn David, 1725—1777, erhielt 1752 eine Grenadierkompagnie mit Oberstleutnantsrang im Regiment Lochmann.

Obmann Landolt: Hans Kaspar Landolt von Zürich, 1702 bis 1781, Bürgermeister von 1762—1778.

Zunftmeister Ulrich: Hans Kaspar Ulrich von Zürich, 1703 bis 1778, Zunftmeister 1750, Bauherr 1753. Er wohnte im Bauhaus, in einem 1583 gleich an dem Ausfluß des Sees in die Stadt

auf der linken Seite der kleinen Stadt erbauten „lustigen" Haus; er hatte die Aufsicht über die obrigkeitlichen Gebäude.

v. Salis: Gaudenz von Salis, 1708—1777, wurde 1750 Bundeslandammann der X Gerichte, Großvater des Dichters. Iselins Vater erscheint uns nun doch in einem bessern Licht.

Oberstzunftmeister Fäsch: Johann Rudolf Fäsch von Basel, 1680—1762, Oberstzunftmeister 1735, Bürgermeister 1760—1762, Großvater der Helena Forkart, der zukünftigen Gattin Iselins.

Zu Seite 118.

Semester: Urlaub.

Palais royal bei der Sortie de l'opéra: in Paris.

Zu Seite 119.

Langhans: Daniel Langhans von Bern, 1730—1813, Iselins Studienfreund in Göttingen, Dr. Med. Stadtphysikus von Bern. Schriftsteller: Beschreibung verschiedener Merkwürdigkeiten des Simmenthals, nebst einem Bericht über eine neue ansteckende Krankheit, die in diesem Lande entstanden. Zürich, Anno 1753.

Zu Seite 120.

Breitinger: Johann Jakob Breitinger von Zürich, 1701—1776, Professor der griechischen und hebräischen Sprache in Zürich, Freund, Mitarbeiter und Kampfgenosse in den lit. Streitigkeiten Bodmers.

ingenuam diceres etc.: lateinisches unbekanntes Zitat, auf deutsch: Wirkliche Höflichkeit und Lebensart kann man nur die heißen, welche von wahrer Menschlichkeit stammt.

Exdiaconus Wettstein: Johann Jakob Wettstein von Basel, 1693—1754, war von 1720—1730 Diakon oder Helfer seines Vaters Joh. Rudolf, Pfarrer zu St. Leonhard. Er geriet in theologische Streitigkeiten, wurde seines Amtes entsetzt und begab sich nach Amsterdam, wo er Professor an der theolog. Hochschule der Remonstranten wurde. Er machte sich verdient durch die krit. Herausgabe des griechischen N. Test. Er starb am 20. März 1754 unverheiratet in Amsterdam. Er war ein Märtyrer der beginnenden Aufklärung (Hagenbach).

Zu Seite 121.

Ott, Schwerdwirt: Matthias Ott von Zürich, 1718—1766, Rittmeister, 1764 Mitglied des großen Rates, aus sehr angesehener Familie, Besitzer und Wirt des berühmten Gasthofs zum Schwert, der bekanntlich noch heute im Betrieb ist. Ott hat mehr als vornehmer Herr, denn als Geschäftsmann die Wirtschaft betrieben. Er hinterließ bei seinem Tode den Gasthof mit einer Schuldenlast von etlichen und 60 000 Fr.

Schmelzer: Gebhard August Schmelzer, nach der Allg. D. B. geb. 1733, was nicht gut möglich ist, gest. 1798, Theologe, Studiengenosse Iselins in Göttingen. Im Jahre 1749 kam er nach Basel, um Handschriften des griechischen Testaments zu einer Dissertation,

die 1750 in Göttingen erschien, zu studieren. Es ist anzunehmen, daß er Bodmer in Zürich besuchte. Einige Briefe von ihm sind in unsrer Sammlung.

Gottsched: Johann Christoph Gottsched, in der Nähe von Königsberg geboren, 1700—1766, Professor der Poesie und dann auch der Logik und Metaphysik an der Universität Leipzig, ein vielseitiger Gelehrter und Dichter, der lange verkannt und besonders von Lessing und den Schweizern heftig angegriffen wurde, in neuerer Zeit wieder eine gerechtere Beurteilung findet.

Zu Seite 122.

Profeßor Ulrich: Hans Jakob Ulrich von Zürich, 1714—1788, war seit 1744 Professor des Naturrechts am obern Collegio, 1764 Chorherr und Professor der Theologie, ein gelehrter Mann. Sehr merkwürdig ist, was er von seinem Zusammentreffen mit Dr. Huber von Muttenz, resp. Basel, sagt. Wernhard Huber, 1700—1755, machte 1724 den Dr. Juris, hatte kein Amt, sondern zog sich später als Privatgelehrter nach Muttenz zurück. Er war eine bedeutende Persönlichkeit, ein Philosoph, in dessen Bann Iselin nach seiner Rückkehr aus Göttingen einige Jahre lang stand; später rückte er von ihm ab. Hubers Schwiegervater, Oberstzunftmeister Hans Heinrich Beck, 1687—1735, erhielt diese Würde im Juni 1734 und starb im August 1735. Die Begegnung fällt also vermutlich in den Herbst 1734.

Zu Seite 123.

Kandidat oder Pfarrer Heß: wahrscheinlich der Professor Hans Kaspar Heß, geb. 1727.

Hirzel: Salomon Hirzel von Zürich, 1727—1818, ward 1753 Ratssubstitut, 1762 Stadtschreiber, 1783 Standesseckelmeister und gelangte hiemit zum zweithöchsten Staatsamt der Republik, einer der vorzüglichsten Staatsmänner der Schweiz, hochgebildet und gelehrt, Mitbegründer der helv. Gesellschaft, einer der intimsten Freunde und ein großer Bewunderer Iselins. Er schrieb nach Iselins Tod (1782): „Denkmahl Isaak Iselin“, das Schönste, was jemals über Iselin geschrieben wurde. Ihr hochbedeutender Briefwechsel harrt noch immer der Veröffentlichung.

Obmann Blarer: Hans Blarer von Zürich, 1685—1757, Ratsherr und Obmann, ein feiner und hochgebildeter Mann, guter Patriot.

Pfarrer Breitinger: Johannes Breitinger von Zürich, 1701—1756, Pfarrer zu St. Peter seit 1750. Am 2. März 1755 traf ihn der Schlag auf der Kanzel, gest. 14. Febr. 1756.

Zu Seite 124.

woppene Mäntel: Mäntel mit eingewobenen Wappen der Familie.

Zu Seite 125.

Schinzens Bruder: vermutlich Salomon, 1734—1784, im Jahre 1754 noch stud. med., später Arzt, Chorherr und Professor in Zürich.

Zu Seite 126.

Heidegger: Johann Konrad Heidegger von Zürich, 1710—1778, wurde 1768 Bürgermeister, einer der größten Staatsmänner der Schweiz.

Tractat des Königs von Sardinien mit Genf: Es handelte sich um bedeutende Grenzberichtigungen. Der Vertrag wurde am 3. Juni 1754 in Turin abgeschlossen, am 13. von Genf und am 15. vom König Karl Emanuel I. ratifiziert. Anfangs Juli besaß Zürich schon eine Abschrift und schickte eine solche am 6. Juli nach Basel, wo sie noch auf dem Staatsarchiv liegt. Der Erbprinz und spätere König hieß Viktor Amadeus.

Zu Seite 127.

Klopstokkens Streitigkeiten mit Bodmer: Der Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock, 1724—1803, kam am 23. Juli 1750 mit Sulzer und Schultheß in Zürich an und wohnte bei Bodmer, siedelte aber schon im September zu Rahn über, verließ Zürich Mitte Februar 1751. Alles ausführlich bei Mörikofer.

Iliacos intra muros peccatur et extra. Horaz I. 2. 16. Grade wie drinnen in Ilions Burg wird draußen gefrefelt.

Zu Seite 128.

Sulzer: Johann Georg Sulzer von Winterthur, 1720—1779, Aesthetiker, Philosoph und Schulmann. Ursprünglich Theologe, dann Hauslehrer in Magdeburg, wurde er 1747 Professor der Mathematik am Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin, 1763 an der neubegründeten Ritterakademie. Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften. Sein Hauptwerk: Allgemeine Theorie der schönen Künste.

Lebbäus: einer der zwölf Apostel, erscheint im dritten Gesang der Messiade von Klopstock, dessen Abbild er sein soll.

Anakreon, griechischer Lyriker, Sänger des Weins und der Liebe. Seine Nachahmer: Hagedorn, Gleim, Uz, Ewald von Kleist u. a. nannten sich Anakreontiker.

Zu Seite 129.

Rahn: Hartmann von Zürich, 1721—1795. Manufakturist, der eine neue Art, auf weiße Seide farbige Muster zu drucken, erfunden hatte, begeisterter Verehrer Klopstocks. Er folgte ihm nach Kopenhagen, heiratete dessen Schwester Johanna Viktoria und gründete eine Seidendruckfabrik, hatte aber damit kein Glück. Er kehrte später nach Zürich zurück, erhielt das einträgliche Amt eines Wagmeisters und kam schließlich doch noch zu Wohlstand. Seine einzige Tochter Johanna wurde die Gattin des Philosophen Fichte.

Zu Seite 130.

Gesner: Salomon Geßner von Zürich, 1730—1788, Buchhändler, Maler und Dichter. Daphnis, ein Schäferroman, war eben (1754) erschienen. Am bekanntesten ist Geßner als Idyllendichter.

Zu Seite 131.

Klopstoks Gebeter: „Drei Gebete eines Freigeistes, eines Christen und eines guten Königs“ (gemeint ist Friedrich V. von Dänemark) erschienen anfangs 1753 anonym in Hamburg. Hierauf erschien einige Wochen später, ebenfalls anonym, die von Iselin erwähnte Parodie; nur war sie nicht von Treuer, sondern von Johann Matthias Dreyer, 1716—1769, einem witzigen, aber schamlosen Reimschmied. — Auch Christoph Martin Wieland, 1733—1813, ahmte die beiden ersten Gebete Klopstocks sofort nach in dem „Gebet eines Freigeistes“ und in dem „Gebet eines Christen“ (Muncker, Fr. G. Klopstock). Wieland lebte 1754 in Zürich. Iselin hatte vergeblich gesucht, seine Bekanntschaft zu machen, erst einige Jahre später kam er mit ihm in einen kleinen Briefwechsel. Wielands Briefe sind gedruckt, die seinigen fehlen.

Blarer, Sohn: Hans Ulrich Blarer, geb. 1717, war 1754 Landvogt von Wädenschwil, brachte es bis zum geheimen Rat.

Zu Seite 132.

Bürgerm. Fries: Johannes Fries, 1680—1759, Bürgermeister von Zürich 1742—1759, Gesandter auf Tagsatzungen ꝛc.

Contenti simus hoc Catone oder, wenn man will, his Antoniis.

Seien wir zufrieden mit diesem Cato, d. h. mit diesem Manne von altrömischer Sittenstrenge. Wenn Iselin das Zitat erweitert: „oder, wenn man will, his Antoniis“, so ist wohl für Antoniis „Antoninis“ zu lesen und zu übersetzen: oder, wenn man will, mit diesen Antoninen, d. h. diesen Männern von der Vortrefflichkeit der beiden römischen Kaiser Antoninus Pius und Mark Aurel.

Zu Seite 133.

Wilhelm Tell: Ueber W. T. schreibt Iselin an Frey: On m'a montré dans un des arsenaux de Zuric (car il y en a quatre) l'arc de ce célèbre héros avec autant de vénération qu'on montre dans celui de Bruxelles ou d'Aix-la-Chapelle l'épée de Charlemagne. Je me gardai bien de ne rien laisser échapper de mon pyrhonisme devant le concierge. Il n'aurait pas entendu badinage.

Bucentaurus: Staatsschiff im alten Venedig.

Zu Seite 134.

Hinderhof: Der Hinterhof (Hinderhof) hatte seinen Namen von dem ehemaligen Lehensträger dem zu Baden seßhaften Bürgergeschlechte „Schinder“, daraus wurde später „Hinder-“ und schließlich Hinterhof. Er gehörte Jahrhunderte lang der Familie Dorer bis in die neueste Zeit, umfaßte ein großes Areal und erlitt im Laufe der Zeit große Veränderungen. An seine Stelle wurde 1883 ein komfortables Hotel gebaut: die neue Kuranstalt. Näheres bei Fricker.

Deutsche Baron: er hieß Baron von Hanek.

Jkr. Grebel und Tochter: eine bestimmte Angabe fast unmöglich. Ein Amt muß er nicht besessen haben, sonst hätte es Iselin angegeben.

Die Legrandin: Anna Maria Legrand, geb. Harscher, 1734 bis 1753, Gattin des Gerichtsherrn Daniel Legrand, 1728—1766.

Landschreiber Heidegger: Hans Heinrich Heidegger von Zürich, 1711—1763, seit 1745 Landschreiber zu Baden, wurde 1754 Zunftmeister, in verschiedenen Beamtungen tätig.

Pfarrer Pfenninger: Hans Kaspar Pfenninger von Zürich, 1712—1768, Diakon, wurde 1768 Pfarrer am Fraumünster; sein Sohn Johann Konrad, 1747—1792, Pfarrer zu St. Peter, der Freund Lavaters.

Zu Seite 135.

Sigmund Ludwig von Lerber von Bern, 1723—1783, wurde 1748 Professor der Rechte zu Bern. Sein Werk Librum de legis naturalis summa erschien 1752 in Zürich.

Haüslerin zum Fuchs: Antoinette Katharina geb. Burckhardt, 1687—1760, in zweiter Ehe mit J. J. Häusler, des Rats, verheiratet, früh Witwe. In einer Hausangelegenheit von 1743 wird sie Frau Häuslerin zum „Fux" genannt. Das Haus „zum Fuchs" (Stadthausgasse 25) verkaufte sie 1753 an Emanuel Stähelin, den Handelsmann.

Täfelein: Ueber das „Täfeli" schreibt David Heß im Jahre 1817: Alle Honoratioren, einige schon geputzt, andere noch in der ausgesuchtesten Morgenkleidung, versammelten sich gewöhnlich vor dem Essen im Hinterhofe an einem kleinen runden steinernen Tisch, das „Täfeli" genannt, wo sie in der Regel sich auch nach der Mahlzeit wieder einzufinden pflegten. Hier ward mit Gemütlichkeit alles in die Länge und Breite beschwatzt, keine Neuigkeit unbehandelt gelassen und mancher sinnreich und fein verblümte Scherz gewagt und angehört.

Jkr. Rahtschr. Wyß: vielleicht der Landvogt David von Wyß, jedenfalls nicht der spätere berühmte Bürgermeister David von Wyß (der Aeltere),1737—1815.

Zu Seite 136.

Ortmann zum Fuchs: wahrscheinlich Andreas Ortmann, 1725 bis 1799, seit 1751 Gerichtsherr, später Ratsherr und geheimer Rat.

ein Wetstein: Die jungen Wettstein z. Eber, St. Johannvorstadt.

Zu Seite 137.

Fürst von Dessau: Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, 1676—1747, Feldmarschall, eine populäre Figur, wie später Blücher, unter dem Namen „der alte Dessauer" überall bekannt.

Zu Seite 138.

Auf der Matte: Diese Matte gehörte zum Hinderhof, war aber laut Tagsatzungsbeschluß vom Jahre 1424 ein für jedermann offener Spiel- und Belustigungsplatz, an der Limmat gelegen. Um die Verschönerung der Matte machte sich gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts besonders der Oberst Burckhardt aus dem Kirschgarten von Basel verdient.

Zwei Landolt: die Schwestern Landolt, die ältere Lisette, die jüngere Küngolt, die Hauptperson des Tagebuches, in die sich Iselin verliebte, aus sehr angesehener Familie aus Zürich. Ihr Vater, Hans Kaspar Landolt, 1708—1751, war Oberstadtarzt in Zürich gewesen. Sein Sohn Matthias, 1735—1787, Dr. Med. war in spätern Jahren praktischer Arzt in Bern. Vom tit. Stadtarchiv Zürich erhielt ich über die beiden Schwestern noch folgende verdankenswerte Mitteilungen: Elisabeth ist geboren 6. Oktober 1731, gestorben? Küngolt ist geboren 10. Juni 1736, heiratete 10. November 1763 Lorenz Wetter, Landammann zu Herisau und starb im März 1793.

Lorenz Wetter, 1726—1793, wurde 1772 Landammann und blieb es bis zu seinem Tod. Er hinterließ nur eine Tochter.

Zu Seite 140.

Mättelein: nicht zu verwechseln mit der Matte: kleine Naturwiese an der Limmat mit schattigem Gehölz, welche Iselin die bezauberte Insel nannte.

Zu Seite 141.

Espion turc: l'Espion du Grand Seigneur dans les cours des princes chrétiens etc. von Jean Paul Marana (1642—1693), eine Skandalchronik in vielen Bänden, später noch fortgesetzt.

Zu Seite 142.

Ulrich: Heinrich Ulrich von Zürich, 1724—1785, war 1751—1767 Pfarrer der reformierten Kirche in Baden.

Landschreiber Stekk: Emanuel Steck von Bern, 1688—1772, war 1744 Landschreiber im Rheinthal.

Frei: Gemeint ist Iselins Herzensfreund Johann Rudolf Frey von Basel, 1727—1799. (Die Geburtszahl 1729 auf seinem schönen Grabstein im Kreuzgang des Münsters ist, wie ich nachweisen kann, falsch.) Frey war seit seinem 12. Jahr in franz. Diensten, brachte es bis zum Oberstlieut. und zog sich um die Mitte der achtziger Jahre nach seiner Vaterstadt mit einer Pension von 4400 L. zurück. Er war ein hochgebildeter Mann, der sich auch als Schriftsteller einen Namen gemacht hat. Der großartige Briefwechsel der beiden Freunde, das schönste Denkmal einer Männerfreundschaft, meist französisch, wartet auch noch auf eine Bearbeitung. Frey war im Jahre 1754 capitaine-aidemajor im Schweizerregiment Boccard. M. Lutz hat eine kleine, ziemlich genaue Biographie, gibt auch das Geburtsjahr richtig an.

Speluncam Dido dux et Troianus eandem Vergil. Aen. 4. 165. Dido und der Führer der Trojaner kommen in die gleiche Höhle.

Zu Seite 143.

Die kleine schwarze Landolt: Iselin nennt sie so, weil sie Trauerkleider trug; sie war brünett (aus einem Brief an Frey).

Bachofens Gesangbuch: Hans Kaspar Bachofen von Zürich, 1697—1755, Cantor an den Zürcherschulen und am Großmünster. Seine Lieder wurden bis in die neuere Zeit auch bei uns, namentlich auf der Landschaft, mit Vorliebe gesungen.

Zu Seite 144.

Hagedorn: Friedrich von Hagedorn, 1708—1754, neben Haller der Lieblingsdichter des jungen Iselin, war Sekretär einer Hamburger Handelsgesellschaft. Treuer (Dreyer), schon erwähnt; de Bar: Georg Ludwig von Bar, 1701—1767, gilt als der beste franz. Dichter unter den Deutschen; der junge Denner: wahrscheinlich der Sohn des berühmten Porträtmalers Balthasar Denner von Hamburg.

qui Curias simulant et bachanalia vivunt aus Juvenal 2. 2. welche sich für Curier ausgeben und sich den größten Ausschweifungen hingeben.

Zu Seite 147.

Amtmann Heß: Hans Ulrich Heß von Zürich gest. 1778, Amtmann des Stiftes Schännis.

Roht: Samuel von Rodt aus Bern, seit 1722 Hofschreiber zu Königsfelden.

Zu Seite 148.

Der Canzler von Einsiedeln: Karl Dominik Jüt von Schwyz, 1697—1777, ein Laie, wird schon 1726 als Kanzler des Stifts Einsiedeln erwähnt; 1756 wurde er Landammann und 1757 Pannerherr von Schwyz, viele Jahre Tagsatzungsgesandter.

Jgfr. Schulteis: Ueber diese schöngeistige Jungfer Schultheß konnte ich nichts Weiteres erfahren. Sie darf nicht mit der Frau Barbara Schultheß, geb. Wolf (1745—1818), der Freundin Lavaters und Goethes, verwechselt werden.

Zu Seite 149.

Pièces échappées du Feu: eine Sammlung anonymer oder pseudonymer Stücke in Poesie und Prosa.

Zu Seite 150.

La Moïsiade: von J. B. Rousseau, 1670—1741.

Briefe von Holberg: Ludwig, Freiherr von Holberg, 1684 bis 1754, berühmter dänischer Dichter. Episteln 1748—54, 5 Bd.

Zu Seite 151.

ein von Hardenberg: ein Zweig der Familie Harder aus Schaffhausen stand in fürstenbergischen Diensten und nannte sich von Hardenberg; aus dieser Familie stammt der erwähnte Offizier.

Zu Seite 152.

Hervey: James Hervey, 1714—1758, englischer Theologe und Schriftsteller, ein Nachahmer des Ed. Young, 1681—1765, des Verfassers der „Nachtgedanken".

Zu Seite 153.

alte Vondermühle: Johann VonderMühll, 1695—1774, Handelsmann und Beisitzer des Stadtgerichts.

zärtlichsten Empfindungen: Am 22. Juli 1754 schrieb Iselin einen Brief an Küngolt Landolt, der zwar nicht mehr vorhanden, den er aber auszugsweise seinem Freunde Frey mitteilte.

Der Passus lautete: Als ich meine schöne Vaterstadt von weitem erblikkte, als ich mich wider in unsern glükkseligen Gegenden befand, so wurden meine Empfindungen wider lebhafter und dises so sehr, daß ich wie außer mir selbst mein Vaterland auf dise Weise anredte: Reizzende Gegend, die der Himmel mit allen seinen Gütern gesegnet und mit allen seinen Schönheiten ausgeschmükket! Schöne Stadt! Siz des Fridens, die du die Zierde des Landes und der Schuz deßelben bist. Süßes Vaterland! Warum scheinest du mir nicht mehr so schön als ehmals, warum nähere ich mich dir nicht mit ebendemselben Vergnügen wie ehmals, da ich den Augenblikk nicht erwarten konnte, da ich dich erreichete? Warum fürchte ich izzund gleichsam anzulangen. Ich empfinde es schon, ich werde nun nicht mehr mit eben demselben Vergnügen wie ehemals in deinen Mauern wohnen, weil du dasienige darinnen nicht besizzest, was mich alleine zu rühren fähig ist. Ich werde wol beständig dein Bürger und dein Bewohner bleiben, weil das Schiksal mich mit seinem harten Spruch dazu verurteilt hat. Allein meine Wünsche und meine Gedanken werden alle nach der glükkseligen Stadt gehen, welche die reizzende Landolt bewohnt und zieret rc. (Iselin an Frey, 24. Juli 1754).

Schlußwort: Iselin konnte die „kleine Schwarze" noch lange nicht vergessen, aber bei dem Widerstand der Mutter und noch mehr des Oncle Oberst, des „Regents" in der Familie, war an eine Heirat mit einer unbemittelten Fremden nicht zu denken. So suchte er wenigstens durch einen kleinen Briefwechsel mit den beiden Landolts seine angenehmen Empfindungen wach zu halten. Aber die beiden Zürcherinnen waren keine schöngeistigen Naturen und gaben ihm höflich, aber bestimmt den Abschied. Er sah sich also wieder bei den Basler „Mägdgens" um, unter denen es eigentlich recht annehmbare gab, und richtig fand er endlich das Ideal der Weiblichkeit, das er in so vielen Jahren vergeblich gesucht hatte, in Helene Forcart, der Jgfr. Stadtschreiber. Mit ihr vermählte er sich anfangs April 1756. Er lebte mit seiner Gattin, seiner lieben „Freundin und Frowe", wie er sie mit Vorliebe in seinen Briefen an Frey nannte, in der glücklichsten Ehe. Er lachte über seine frühern „Dohrheiten" und las zum Beschluß derselben den Don Quichote des Cervantes.

Aus den Briefen eines Baslers vor hundert Jahren.

Mitgeteilt von Rudolf Thommen.

Unter obigem Titel sind in dem vorausgehenden Bande des Basler Jahrbuchs eine Anzahl von Eduard Ochs, bez. His-La Roche, an seinen Jugendfreund Johann Jakob Wüest gerichtete Briefe aus den Jahren 1811—1815 veröffentlicht worden, und obwohl in der Einleitung darauf hingewiesen wurde, daß auch noch aus den folgenden Jahren bis 1840 Briefe vorhanden sind (s. S. 252), so unterblieb doch jede Andeutung, daß die Publikation selbst fortgesetzt werden könnte. Denn es schien rätlich, das Urteil von Lesern über diesen ersten Teil abzuwarten, bevor die Veröffentlichung eines zweiten ernstlich ins Auge gefaßt werden durfte. Nachdem aber wenigstens die mir bekannt gewordenen Aeußerungen ein merkliches Interesse auch für eine Fortsetzung voraussetzen ließen, möge sie hiemit erscheinen.

Wie von den früheren Briefen, so sind auch von diesen späteren nicht alle gedruckt, sondern es ist eine Auswahl getroffen worden, und wie dort die Briefe, die von den gewaltigen, mit dem Sturze Napoleons zusammenhängenden Ereignissen handeln, den eigentlichen Kern der ganzen Reihe bilden, ebenso ergab sich auch für diese zweite Serie unschwer ein solcher Mittelpunkt in jenen Briefen, die von den verhängnisvollen Erschütterungen der dreißiger Jahre handeln. Ihnen konnten dann auch wieder einige andere, in derselben Art und Weise ausgewählte und bearbeitete Briefe angereiht werden. Im übrigen ist, was die dabei befolgte Methode und die biographischen Angaben über den Briefschreiber und

den Empfänger betrifft, auf die Einleitung zum ersten Teil zu verweisen (s. Basler Jahrbuch 1916, S. 249 ff.). Auch mag noch bemerkt werden, daß allerdings der Titel der Publikation zu diesem Teil, streng genommen, nicht mehr paßt, daß jedoch aus nahe liegenden Gründen von einer Aenderung abgesehen wurde.

Endlich erübrigt mir nur noch, für verschiedene Beihilfe den Herren Ed. His-Schlumberger, Oberbibliothekar Dr. C. Chr. Bernoulli, Dr. August Huber und Ludwig Säuberlin, hier, Dr. H. Herzog und R. Hunziker in Aarau und A. Hersberger in Liestal bestens zu danken.

Basel, den 28. Mai 1816.

1.

Lieber Wüst. Keiner von uns beiden kann dem andern Vorwürfe machen. Sie sind wenigstens ebenso sparsam mit Ihren Briefen als ich mit den meinigen. Denn seit Ihrem letzten Hierseyn habe keine Sylbe von Ihnen gesehen und weiß also gar nicht, ob der außerordentliche Trieb zum Militär-Stand Ihnen noch ferner erlaubt hat ruhig bei Hause zu bleiben. Indessen will ich hoffen, daß, wenn der dumme Streich begangen worden wäre, Sie mich davon unterrichtet hätten. Hauptveränderungen müssen wir doch einander melden und dann mag unser Briefwechsel wieder ins Stocken gerathen; wir werden doch gute Freunde bleiben. Ich mache Ihnen also die heimliche Anzeige, daß mein Schicksal endlich entschieden und ich mich etabliere. Wo — in Lissabon oder Odessa werden Sie denken. Nein, in meiner lieben Vaterstadt. — Am End von diesem Monath verlasse ich Hrn. Merian, um bei meinem Vetter, Hr. Benedict Laroche, einzutreten und mich dann 4 Wochen später mit ihm zu associeren. Alle meine Verwandten . . . . sind darüber sehr erfreuet und auch ich, wie Sie sich wohl vorstellen können, ergötze mich über den glücklichen Ausgang aller meiner vielen Projecte. —

Politische Neuigkeiten gibt es keine. Ueber diesen Punkt habe Ihnen daher nichts mitzutheilen. Leben Sie wohl. —

Wenn Sie mir schreiben, so bitte Ihren Brief an meinen Vater zu adressieren.

2.

Basel, den 15. August 1817.

. . . . . Mein Vater hat schon seit Anfang des Jahrs sein Haus auf der Schantz verlassen und ist in die Mitte der Stadt gezogen; nun lasse aber dasselbe für mich arrangieren und will dort ein recht philosophisch Leben führen. Die Aussicht ist herrlich und in meinem Alter scheut man den Weg nicht. — Diese Einrichtungen nebst andern vorgefallenen Geschäften werden mir nicht erlauben, Ihnen nach der Zurzacher Messe einen Besuch abzustatten; da ich aber diese Messe wahrscheinlich alle Jahr zweimal besuchen werde, so hoffe, daß uns künftiges Jahr das Schicksal wird zusammen führen. —

Man beschäftiget sich nun hier viel mit dem Militairwesen, besonders mit den Officiers Ernennungen; ich werde wahrscheinlich als Oberlieutenant zu den Auszügern kommen. Peter Bischoff als Hauptmann. Dies will ihm aber nicht ganz behagen. —

Vor einigen Tagen habe nun auch ein neues Amt angetreten, nämlich das Secretariat des Handlungs Comité. Es werden da zuweilen sehr interessante Gegenstände verhandelt und da der Secretair voix délibérative hat, so hat mich die Berufung zu dieser Stelle gefreut. —

Wie geht's mit der Flöte? Ich vernachläßige solche ein bischen. —

Leben sie wohl.

Ihr Freund

Eduard.

3.

(16. 8ber 1817.)

. . . . Hier beschäftiget sich nun alles mit der neuen Militair-Organisation. Die Uniformirung giebt besonders viel zu thun. Einige wollen dunkelblau mit heiterhellen Revers und Hosen; andere behaupten, es sey zu tod und beharren auf rothe Revers. Heute soll nun dieser wichtige Punkt von unserm Kriegs-Rath entschieden werden. — Ich bin Oberlieutenant bei der ersten Jäger-Compagnie. Abr. Iselin ist mein Hauptmann. —

Künftige Woche habe großen Herbst auf der Schanz c. acd. viel Gäste, aber wenig Trauben. —

Leben Sie wohl, lieber Freund, und lassen Sie auch bald wieder ein Wort von Ihnen hören.

4.

Basel, den 10. Juli 1819.

Lieber Freund! Ich werde mich nicht bei Ihnen über mein langes Stillschweigen entschuldigen. Denn ich weiß wirklich nicht, wer zuletzt geschrieben hat . . . . . So viel ich mich erinnere, haben Sie mir s. Z. zu meiner Verlobung gratuliert. Die Hochzeit erfolgte in einem der wärmsten Tage des August und zwar in Pratteln, wo wir im Kreis unserer Familie und einiger guter Freunde ein recht fröhliches Mittagessen einnahmen. Gegen Abend setzte sich das junge Paar in den Reißwagen und besuchte das Münsterthal, Neuchâtel, Genf und ein großer Theil des Pays de Vaud. —

. . . . . Im Xber mußte wiederum als Abgeordneter von unserer Handlungs-Kammer und mit einem Creditif von unserer Regierung versehen die Rheingegenden bis Mainz sowie auch Frankfurt besuchen, um wegen unserer Rheinschiffahrt mit den betreffenden Behörden Unterhandlungen anzubahnen. Ich war 5 Wochen abwesend, und obgleich mir die Trennung von meiner Frau weh that, so war diese Reise für mich doch von großem Interesse, da ich diese Gegenden

noch nicht besucht hatte und übrigens bei einer solchen Mission vieles zu lernen ist. —

. . . . . Um mich, wie es scheint, für diese übernommene Mission zu belohnen, bin ich vor einem Monath zu einem Gerichtsherrn, das heißt Mitglied des Civil-Gerichts ernannt worden . . . . .

Leben Sie wohl.

Ihr Freund

Eduard His.

5.

Basel, den 27. Juli 1819.

Gratuliere von Herzen, lieber Freund, daß Sie nun auch mein gutes Beispiel befolgt haben. Sie werden bald finden, daß es doch was ganz anderes ist, wenn man von der Arbeit ermüdet nach Hause kömmt und beim Eintritt ins Zimmer von seinem Weibchen begrüßt wird . . . . . Es thut mir sehr leid, daß durch das Absterben (von) einem unserer Haupt-Musickliebhaber (Herrn Oberstlieutenant Burckhardt) die Hieherkunft der Musickgesellschaft vereitelt worden ist. Sehr hätte es mich gefreut, Sie wieder bei uns zu sehen. Doch wird wahrscheinlich künftiges Jahr die Versammlung hier stattfinden und dann können Sie mit Ihrer Frau kommen. Sagen Sie ihr indessen, daß Sie hier einen Freund haben, der den wärmsten Antheil an dieser Vermählung nimmt. —

Sie flötieren also noch immer? Was mich anbelangt, so vernachlässige ein wenig diese schöne Kunst und nun habe Musick genug zu Hause. Es giebt aber doch Augenblicke, wo ich noch die Flöte hervorsuche, um doch nicht alles zu vergessen. Ich habe auch einige leichte Sonaten fürs Clavier, mit Accompagnement, welche zuweilen mit meiner Frau spiele. —

Nun werden wir bald großes Militair-Specktakel haben, da Anfangs des künftigen Monath die Eydsgenössische

Musterung stattfinden soll. Ich werde alsdann für 14 Tag in Dienst kommen. —

Künftige Woche wird es ein Spectakel anderer Art geben. Drei Erz-Spitzbuben, die in unserer Stadt Mordbrennereien ausgeübt haben und sogar den Pulver-Thurm in die Luft sprengen wollten, sollen hingerichtet werden. Dies wird eine unzählige Volksmenge herbeiführen. Ich werde dann wohl das Comptoir schließen müssen. —

Ihr Freund

Eduard His.

6.

Basel den 27. 8ber 1820.

Lieber Freund! Nach dem Gemählde, so ein Hr. Professor Bernoulli erst kürzlich von Ihrer jetzigen Lage gemacht hat, muß Ihnen wenig zu wünschen übrig bleiben, was mich um so mehr freute, da mich seit so langer Zeit ohne directe Nachrichte von Ihnen befinde. Bei mir geht es auch nicht übel.

. . . . . Vor einigen Tagen hatte den Besuch meines alten Patrons Hr. Klimrath, der bei seinem Tochtermann in Bern eine Chicorie-Fabricke errichtet! Wie mir scheint, hat er große Lust, sich daselbst niederzusetzen, da ihm Straßburg verleidet ist. Kein Wunder, wenn es uns am End dort auch nicht mehr behagte, da selbst die dortigen Kaufleute auswandern wollen. — Sie werden vernommen haben, daß Freund Rud. Gemuseus sich auch eine Ehehälfte ausgesucht hat. Schon vorher sahen wir ihn selten; nun wird er sich gar nicht mehr unter uns erblicken lassen, da die meisten unserer jungen Eheleute den falschen Grundsatz haben, sie müßten mit ihren Freunden abbrechen, sobald sie verheirathet seyen. — So habe es nota bene nicht gemacht, sondern habe meiner Frau gleich am ersten Tag bemerkt, ich sey gewohnt, alle Abend ein halb Stündchen im Kämmerlein zuzubringen. Nun befinde mich wohl dabei und bin dem Vorwurf nicht ausgesetzt, als hätten zwei Jahr Ehe eine Aenderung in

meiner Lebens Art hervorgebracht. — Des Hr. Bernoulli Vorträge über die Technologie haben gestern bei starkem Besuch ihren Anfang genommen . . . .

Ich hoffte Sie im Lager von Wohlen zu sehen, wo für meine Sünden 9 Tage ausharren mußte. — Dies war eine Erz-Strapatze, deren Erinnerung nicht sobald auslöschen wird, obgleich nun, da alles überstanden ist, froh bin, dabei gewesen zu seyn. Ich habe unter anderm einmal eine Feldwache von 100 Mann gehabt, wo fast versoffen wäre, da bei fürchterlichem Sturm und Regen 24 Stunden unter freiem Himmel bleiben mußte, indem der Hr. Oberbefehlshaber, um uns gleich zu abgehärteten Kriegern umzugestalten, Befehl ertheilt hatte, weder Wachtfeuer noch Zelte aufrichten zu lassen. —

In der Hoffnung, bald ein schriftliches Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten, verbleibe Ihr alter Freund

Ed. His.

7.

Basel, den 18. Juni 1823.

Wie viel Jahre verstrichen sind, seitdem wir uns gegenseitig ein Lebenszeichen gegeben haben, weiß ich nicht; daß mich aber an das Sprichwort halte, „alte Freundschaft rostet nicht", werde Ihnen nicht zu versichern brauchen. Ohne Zweifel werden Sie noch am Post-Ruder seyn; wie es aber mit Ihren Familien-Verhältnissen aussieht, ob Sie Nachkommenschaft und wie viel haben, werde mit Antheil von Ihnen vernehmen. Ich denke, daß man sich in Ihrem gelobten Ländchen wenig um die Politick bekümmert und daher seine Tage ungeachtet des trüben Horizonts ruhig verlebt. — Hier wird hingegen gewaltig politisiert und wenn ich einige alte Zopfburger abrechne, so kann man sagen, daß ganz Basel sehr liberal gesinnt ist. Wie sollten es aber alte Republikaner nicht seyn, und doch will man behaupten, daß es in einigen Kantonen Leute giebt, die nur auf Gelegenheiten lauern, um wieder vermoderte Vorrechte auf den Teppich zu bringen. — Möge Gott (verhüten), daß deren Zahl nicht

groß werde. Denn nur durch Einigkeit können wir uns in dem jetzigen Zustand erhalten. — Gut angeschrieben sind wir einmal nicht; es dürfte also nur bei uns spucken, um einen Machtspruch der heiligen Allianz herbeizuführen. — Sonderbare Erscheinung, statt fortzuschreiten, soll man nun den Krebsgang gehen! Mit der Constitution in Portugal hat es nun auch ein Ende, wenn das gestrige Bulletin die Wahrheit sagt . . . . .

Im übrigen bin ich nun aus einem Speditor und Waaren-Speculant, Bandfabrikant geworden, habe also wie Sie umgesattelt. — Mein neues Fach interessiert mich, besonders da es schöne Aussichten gewährt und wieder nahe Anverwandte zu Associés habe.

Eduard His
Associé von Hs. Fr. Sarasin.

8.

Basel, den 7. 8ber 1823.

Eine ziemlich lange Reise, in deren Zwischenzeit Ihr Brief vom 28. Juli hier anlangte, ist Schuld, daß solcher nicht früher beantwortet wurde. Seit Anfangs Juli bis Ende September habe . . . . . den größten Theil von Deutschland durchwandert und daß es für mich viel Interesse hatte, werden Sie gern glauben. Am interessantesten fand ich Hamburg und Dresden; Berlin hingegen hat meinen Erwartungen nicht entsprochen. Die schönsten Gegenden fand ich in Ober-Schlesien, wo die Schneekoppe, das ist der höchste Gipfel des Riesengebirgs, bestiegen habe. Man hat 4 Stunden zu steigen, dann wird man aber durch eine Aussicht belohnt, welche sich mit unsern Schweizer Aussichten messen darf. —

Es freute mich übrigens sehr lieber Freund wieder einmal Nachrichten über Ihre Familien-Verhältnisse zu erhalten, besonders da mir solche zeigen, daß es auch Ihnen in allen Theilen gut geht. Sehr gerne hätte auf meiner

Heimreise über Schaffhausen einen Seitensprung zu Ihnen gemacht. Die Ungeduld wieder zu den Meinigen zu kehren war aber so groß, daß ich mich zu diesem Umweg doch nicht entschließen konnte, um so mehr, da durch die Schweitz keine Post-Straße geht. —

Wie es scheint, haben Sie sich gewaltig in das Diplomatische lanciert. Ich wünsche Ihnen zu dieser carrière alles mögliche Glück. Was mich anbelangt, habe auf dergleichen Ehren-Aemter vor der Hand verzichtet und bereits vor einem Jahre meine Gerichtsherren-Stelle abgegeben. Freilich bin ich in andern Verhältnissen. Sie sind Jurist und ich bloß Kaufmann, und wenn man heut zu Tag in einem Fach sich emporschwingen will, so darf man sich nicht noch mit andern Beschäftigungen überladen. —

Nun zur Beantwortung Ihrer Anfrage. — Das Bernoullische Institut ist seit mehr als einem Jahr aufgelöst. . . . Wenn Sie ganz solide Anlagen zu 4½ anzutragen haben, so sollten solche hier wohl Liebhaber finden, besonders wenn Sie die richtige Bezahlung der Zinsen garantieren. Haben Sie just dergleichen zu proponieren, so können Sie mir schreiben; ich kann vielleicht in den Familien was anbringen, da man just am Erben begriffen ist. Sie müßten aber . . . Auskunft geben. — Man ist hier sehr difficil.

Wenn ich Ihnen den Unterschied des hiesigen Wechselgelds gegen Schweizer Währung bestimmen soll, so müssen Sie letztere näher bezeichnen. Denn sind es Brabanter-Taler zu 40 bz., so beträgt der Unterschied 3¾ %, ist es Schweizer Münze, so variert er von 2½ bis 5%. Unser Wechselgeld besteht in Brabanter-Talern zu 38½ bz., auch in Schweizer Neuthalern oder Louisd'or. Obige 38½ bz. stellen unser Wechselgeld 2% höher als Reichsvaluta, was aus der Vergleichung von f. 2.42 für den Brabanter-Taler gegen 38½ bz. hervorgeht. — Die reduction von f. 10 Zürcher Währung oder f. 11 ReichsVta gegen F (?) L. 16 ist ganz richtig; nur müssen Sie 2% dazu schlagen, wenn Sie

hiesiges Wechselgeld haben wollen, weil auch in Zürich der Brabanter-Taler höher angenommen wird als hier, nämlich zu f. 2.27. — Ihr ergebener Ed. His.

9.

Basel, den 2. Febr. 1831.

Werther Freund!

Gestützt auf das Sprichwort: „alte Freundschaft rostet nie" will ich auch Ihre Mitwirkung in Anspruch nehmen, um den gräßlichen Verläumdungen zu begegnen, welche seit einiger Zeit gegen unsere Stadt ausgestreut werden und welche dahin zielen, durch Aufreizung des Landvolks einen allgemeinen Bürgerkrieg herbeizuführen. —

Bis dahin hielten wir es unter unserer Würde, Anschuldigungen zu widerlegen, welche durch ihren augenscheinlichen Verläumdungsgeist jeden rechtlichen Mann empören mußten. Wer uns kennt und von unserm freisinnigen Verfassungsvorschlag Einsicht genommen hat, der wird sich leicht überzeugen können, daß es nie in unserer Absicht liegen konnte dem Zeitgeist entgegen zu streben oder durch Unterdrückung unseres Landvolks den allgemeinen und gerechten Haß auf uns zu laden.

Da aber die wenigen elenden Menschen, welche durch niederträchtige Rücksichten geleitet und vom Terrorismus begleitet, den Bürgerkrieg in unserm sonst so friedlichen Kanton angefacht hatten, nun fortfahren ihr Unwesen in den andern Kantonen zu treiben und darinn durch mehrere mordbrennerische Zeitungsschreiber unterstützt werden, so muß endlich auch von hier aus entgegen gewirkt werden. Aus diesem Grund sind auch bereits verschiedene, auf Thatsachen beruhende Widerlegungen im Druck herausgekommen. Die ältern als: Worte an die Eidgenossen, Gegenerklärung der ins Reigoltswyler Thal gesandten Officiers etc. werden Ihnen bereits zugekommen seyn. Nun ist diesen Morgen noch mitfolgende Erklärung unserer Landsgemeinden er-

schienen. Aus diesem Actenstück werden Sie ersehen, wie absurd die Anschuldigung ist, als befände sich unsere Landschaft unter irgend einem Druck und wie wenig solche fremde Einmischung verträgt. Ich erwarte von Ihrer alten bewährten Freundschaft, daß Sie zur Ausbreitung von dieser Erklärung nach allen Gegenden der Landschaft beitragen werden. Sollten Sie gegen Erwarten die älteren Drucksachen sowie auch unsern Verfassungsvorschlag nicht erhalten haben, so werde damit auf den ersten Wink an die Hand gehen. Eine vollständige Widerlegung der faulen Gutzwillerschen Proclamation ist nun auch unter der Presse; auch wird das im Lauf nächster Woche unserm großen Rath vorzulegende Amnestie-Gesetz, wodurch blos eine kleine Zahl von Haupträdelsführern ausgenommen, hingegen aber auch für diese nur auf milde Strafen angetragen wird, erscheinen. — Wir werden gewiß hier alles aufbieten, was den Ausbruch eines allgemeinen Bürgerkriegs verhüten könnte, aber einschüchtern lassen wir uns nicht und sollte gegen Erwarten das Unheil stattfinden und Basel zur Zielscheibe dienen wollen, so würden wir im Vertrauen auf Gott unsere gerechte Sache mit Muth zu vertheidigen wissen.

Verwichenen Samstag war ich in Wädenschwyl, wo die bewußte Volksversammlung gehalten worden ist. Aber auch da ließen sich die vernünftigen Leute eines Bessern belehren und so wie die Sachen gelenkt worden sind, wird von dieser Seite kein Ausbruch stattfinden . . . .

Empfangen Sie nun die Versicherung meiner steten Freundschaft.

Ed. Hiß, App.-Rath.

10.

Basel, den 12. Febr. 1831.

Lieber Freund.

Ich danke für die übernommene Verbreitung der Ihnen gesandten Erklärungen und überreiche hiemit einige Exemplare unseres Verfassungsvorschlags. Die Behandlung des-

selben ist heute beendiget worden und am 28. ds. soll die neue Verfassung dem Volk zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden. Nur wenige unbedeutende Veränderungen sind bei der Behandlung im großen Rath gemacht worden. So ist festgesetzt worden, daß die Wahl der Kleinräthe frei seyn soll, während der erste Entwurf der Landschaft wenigstens 5 zusichern wollte. Ferner wird bei der Annahme oder Verwerfung die Stadt eine Stimme und das Land eine Stimme haben; entscheidet nun die Mehrheit des einen oder andern Theil gegen die Annahme, so ist die neue Verfassung verworfen. Dieses wird aber hoffentlich nicht geschehen, obgleich dieser Vorschlag in der Stadt viele Gegner findet. Auf die Annahme von Seite der Landschaft glauben wir zählen zu können, wenn nicht wieder besondere Umstände eintreten. Zum besten Beweis, daß die Ruhe wieder vollkommen eingetreten ist, mag dienen, daß wir seit 10 Tagen 3 Compagn. Auszüger aus allen Bezirken in der Stadt haben und daß sich während dieser Zeit nicht der mindeste unangenehme Vorfall ereignet hat. —

Nun sucht man uns Hader wegen dem Anfangs dieser Woche genehmigten Amnestiegesetz. Unbedingte Amnestie sollten wir geben! Dieses konnten und durften wir nicht thun, wenn wir nicht zu neuen Unordnungen Veranlassung geben wollten. Glauben Sie übrigens nur sicher, daß es den schweitzerischen Demagogen weniger um die Amnestie zu thun war als uns eine Schwäche abzulocken. Die Willfährigkeit unserer Seits sollte nur der erste Schritt zu weitern Anforderungen seyn. — Diese Herren können nicht ertragen, daß wir unsere Verfassungs-Aenderung nicht nach dem vorgeschriebenen Model gemacht haben. Wir sollten uns ihrem Joch unterwerfen und dieses werden wir nicht. Wer unsere Verhältnisse kennt, der wird finden, daß wir in unserer Verfassung an Freisinnigkeit keinem andern Kanton nachstehen. — Ich bin nun begierig zu vernehmen, welche Maßnahmen die Tagsatzung in unserer Angelegenheit nehmen

wird. Bis dahin hat sich diese Bundesbehörde außerordenlich schwach gezeigt. Unser wackerer Bstr. Frey ist vorgestern Nacht nach Luzern abgereist, um selbst der Sitzung der Tagsatzung beizuwohnen. Den Kreuzzug nach Basel befürchte nicht mehr, da die Wahrheit anfängt durchzudringen und die Gemüter sich nach und nach abkühlen. Uebrigens ist unser Wahlspruch, eher mit Ehren untergegangen als mit Unehre bestanden. Zum Empfang sind wir bereit. 6 à 700 Mann arbeiten seit 14 Tagen an den Festungswerken. Einige tausend Mann würden nichts ausrichten und ein starkes Armeecorps von 15 à 20 000 Mann erfordert eine Menge Vorkehrungen und Zurüstungen, welche bei Volkshaufen nicht zu Stande gebracht werden können. Zudem würde sich auch bald eine Gegenparthei zu unsern Gunsten bilden. Hoffentlich wird aber von allem diesem nichts geschehen; denn wer sollte doch die Hand zu einem allgemeinen Bürgerkrieg bieten wollen. —

Hier erscheinen nun auf einmal zu viel Flugschriften, während man zu lange geschwiegen hatte. Nicht alle sind im angemessenen Styl abgefaßt.

Ihr Freund

Ed. His.

Laut soeben angelangtem Bericht von der Tagsatzung wird diese Behörde in unsere Angelegenheit vor der Hand nicht eintreten, sondern den Regierungen ans Herz legen, wie nothwendig es sey, den Volksbewegungen zu begegnen und Ruhe und Ordnung wieder überall herzustellen. —

11.

Basel, den 26. Aug. 1831.

Ich danke Ihnen, lieber Freund, für die übersandten Zeitungen; mein Erstaunen war aber groß, als ich darinn die merkwürdige Instruction Ihres Standes in Betreff unserer Angelegenheit las. Wahrlich so weit ist es mit uns noch nicht gekommen, daß das Thurgauer souveraine Volk uns

Befehle ertheilen kann. Mit welchem Fug und Recht will man uns vorschreiben, eine von der großen Mehrheit angenommene Verfassung wieder zur Abstimmung vorzulegen? Wo soll dies hinführen, wenn die störrische Minderheit statt abgewiesen zu werden bei andern Kantons-Regierungen Gehör und Unterstützung findet?

Doch warum diese Frage? Jederman weiß ja, daß unsere Radicalen wiederum Unruhen hervorrufen mußten, wenn ihnen einige Hoffnung bleiben soll, ihren Centralisationsplan durchzusetzen. Unsere jetzigen Insurgenten sind Werkzeuge jener Herren und wir die Zielscheibe. Ich muß mit Ihnen befürchten, daß wir am Vorabend eines allgemeinen Bürgerkriegs sind, der sich in einer fremden Einmischung auflösen würde. —

Die 4 eidgenössischen Représentanten haben sich bereits überzeugt, welche strafbaren Mittel angewendet worden sind, um die Empörung zum Ausbruch zu bringen und wie sehr nun unsere Landleute von den Rädelsführern terrorisiert werden. Sie werden bereits die Proclamation dieser Représentanten vom 24. ds. gelesen haben. — Sie ist brav und zeigt, daß unser gutes Recht einmal anerkannt worden ist. — Heute ist nun eine Protestation von diesen Herren erschienen, worinn sie erklären, daß ihr Nahme von den Empörern misbraucht worden sey, um eine Landsgemeinde in Liestal zusammen zu berufen, gegen deren Beschlüsse sie sich feierlichst verwahren und jederman ermahnen, zur gesetzlichen Ordnung zurück zu kehren. Diese gestern abgehaltene Landsgemeinde wurde nur von ca. 600 Mann aus wenigen Ortschaften besucht und als die Erklärung der Représentanten durch den Liestaller Gemeinds-Präsidenten, der gut gesinnt ist, abgelesen worden war, hat sich der größere Theil des Volks wieder heim begeben. — Nur das noyau der Aufwiegler blieb zurück, um den Beschluß zu fassen, daß man sich dem Befehl der Tagsatzung nicht unterwerfen wolle, sondern daß wieder eine provisorische Regierung ernannt werden müsse,

wozu auf übermorgen Ausschüsse aus den Gemeinden zusammen berufen werden sollen. — Der größere Theil der Gemeinden wird gewiß niemand schicken, ohne Zweifel wird man aber dennoch zur Wahl schreiten. —

Es wird sich nun zeigen, auf welche Art die Tagsatzung ihrem Beschlusse Nachdruck geben wird. —

Ich will mich in keine Widerlegung der gräuelhaften Schilderung des Republ(ikaners) über den Kampf vom 21. ds. einlassen. — Wer sich zu solchen plumpen Verläumdungen erniedrigt, verdient tiefe Verachtung, aber nicht die Ehre einer Widerlegung. Soviel kann ich Ihnen sagen, daß unsere Truppen, nachdem sie während 5 à 6 Stunden dem verrätherischen Feuer der im Hinterhalt lauernden Scharfschützen ausgesetzt worden waren und endlich Liestal mit Sturm einnehmen mußten, sich dennoch zu keinen andern Exzessen verleiten ließen, als daß die Scheiben denen Häusern, woraus Schüsse fielen, eingeschossen wurden. Das außer Liestall abgebrannte Häuslein wurde durch eine Haubitze entzunden.

Als dieses alles vorfiel, war ich in Luzern, wo ich unserm Gesandten die erste Kunde der Empörung überbringen mußte und zugleich auf den Beschluß der Tagsatzung wartete. —

Ihr ergebener

(Ed. His.)

12.

Basel, den 9. Xbr. 1831.

Lieber Freund!

Obgleich die letzten Berichte der Herren Représentanten über die jetzige Lage unserer Angelegenheiten auch Ihrem großen Rath werden vorgelegt werden, so wird es Sie wahrscheinlich dennoch interessieren, diese Actenstücke selbst zu besitzen. In dieser Voraussetzung übersende Ihnen mitfolgend 1 Exemplar.

Wer sich durch diese Berichte nicht überzeugen lassen will, daß bloß eine Faction in unserm Kanton wüthet und die ruhigen Landbürger durch die heillosesten Mittel unter

ihr Joch zu bringen sucht, der muß durchaus blind seyn wollen.

Sie werden unsern vorgestrigen Großrathsbeschluß in den Zeitungen finden. Ich bin nun begierig zu sehen, was die Tagsatzung beschließen wird. — Wird unserm Antrag nicht entsprochen, so wird es bei uns zur Trennung kommen.

Das Betragen der meisten eidgenössischen Truppen war bis dahin musterhaft und ihre Anwesenheit wird manche Ansicht in der Schweitz berichtigen. —

Unter Ihrer Scharfschützencompagnie sollen sehr artige Leute seyn; ich selbst hatte noch keinen im Quartier. — Wenn demnach gestern das Gerücht ausgestreut wurde, als hätte ein Theil davon in ihrem jetzigen Quartier Bubendorf die Liestaller Revolutionscocarde aufgepflanzt, so muß es entweder eine Verläumdung seyn oder es betrifft nur wenige. — Diese Scharfschützencompagnie soll übrigens heute wieder in die Stadt kommen und dann wird es sich wohl zeigen, daß jenes Gerücht zu den 100 Mährchen gehört, welche erdichtet werden. — Ceci entre nous, ich möchte nicht im Republikaner oder Appenzeller paradieren. —

In aller Eile Ihr Ergebener

Ed. H(is).

13.

Basel, den 13. Xber 1831.

Ich danke Ihnen, lieber Freund, für die schnelle Mittheilung der Verhandlungen Ihres großen Raths in Bezug auf unsere Angelegenheit. — Da wir nicht viel Gutes von Ihrem Stand erwarten konnten, so müssen wir die ertheilte Instruction noch gnädig finden. Sie entspricht wenigstens dem zweiten § unseres Beschlusses. —

Daß sich übrigens der Geist der großen Räthe bessert, dieses beweisen die bedeutenden Minderheiten, welche sich nun den Instructionen der Radicalen widersetzen. So ist der absurde Beschluß in Arau nur mit 81 gegen 60 Stimmen

durchgegangen und die Tagsatzungsgesandten Bertschinger und Lützelschwab haben hierauf sogleich ihre Entlassung mit kräftigen Ausdrücken eingelegt. In Zürich wollte eine auch bedeutende Minderheit unsere Verfassung handhaben. — Durchgeht man nun die Persönlichkeiten dieser Minderheiten, so wird man finden, daß deren Mitglieder den Kern der Bevölkerung bilden. —

..... Ueber Ihre Scharfschützencompagnie kann ich Ihnen nun im Wesentlichen mittheilen, daß wirklich Verschiedene selbst in der Stadt die roth und weiße cocarde, welche das Rebellions-Zeichen von unsern Insurgenten ist, getragen haben. Dieses hat Anlaß zu fatalen Auftritten gegeben und würden diese cocarden nicht bald verschwunden seyn, so hätte die Sache gewiß eine sehr ernsthafte Wendung genommen; denn die Bürgerschaft wäre unfehlbar in Gährung gerathen. Ein Scharfschütz, der auf die Anfrage, warum er diese cocarde und nicht diejenige seines Kantons trage, grob antwortete, erhielt eine Ohrfeige von einem Kaufhausbeamten, an welchen die Antwort gerichtet war. — Den Officiers thut diese cocarden-Geschichte außerordentlich leid. Zwei davon, nämlich die beiden Unterlieutenants, sind bei meinem Associé Vischer einquartiert. Es seyen sehr lebhafte junge Leute, die sich wenig um die Politik bekümmern und daher lieber von Jagd und Pferden sprechen als von den Verfassungsgeschichten. Wie man sagt, seyen bei der ganzen Compagnie nur 12 à 15, welche im Sinne der Liestaller agirten; aber es bedarf nicht mehr, um oft ein ganzes Corps in Miscredit zu bringen. Als Entschuldigung wegen den cocarden haben sie angeführt, sie gehörten zu einem eidgenössischen Schützenverein, welcher diese cocarde trage. — Es war nun aber einmal bekannt, daß die Insurgenten diese eidgenössische cocarde zum Symbol gewählt haben und daher hätten die Officiers darauf wachen sollen, daß ihre Leute sie nicht aufsteckten. —

Was Sie mir übrigens in Bezug auf diese Compagnie

mittheilen, theile ich überall mit, damit nicht wegen Wenigen die ganze Mannschaft in Verdacht komme. —

Wenn Sie bedenken, wie lange wir schon hier gegen alle erdenklichen Umtriebe kämpfen und wie sehr wir verläumdet worden sind, so werden Sie die reitzbare Stimmung unserer Bürgerschaft, die sich sonst musterhaft zeigt, wohl begreiffen können. —

Sollte was Wichtiges vorfallen, so werde ich nicht ermangeln, Sie davon zu benachrichtigen. —

Inzwischen grüße ich Sie aufs Freundschaftlichste.

Ed.

14.

Basel, den 7. Mai 1832.

Lieber Freund!

Bei meiner Rückkunft von Lausanne, wo ich meinen ältesten Sohn in Pension gethan habe, fand ich Ihr Briefchen vom 25. April, welches mir das Vergnügen verschaffen sollte die Bekanntschaft Ihres Freundes Hr. Debrunner zu machen und mich mit ihm über die jetzige politische Lage der Schweitz zu unterhalten. Recht sehr bedauere ich, daß die Hieherkunft Ihres Freundes just während meiner Abwesenheit stattfand; denn es hätte mich gefreut, einmal wieder mündliche Nachrichten von Ihnen zu erhalten. —

Die Lausanner Reise mußte ich antreten, nachdem ich erst seit 2 Tagen von einer Missions-Reise in unsern Angelegenheiten heimgekehrt war. Ich hatte zur Aufgabe, in Bern, Solothurn und Arau auf Zusammenberufung der Tagsatzung zu wirken und zugleich die Gelterkinder Geschichte zu beleuchten.

Die Gelterkinder Geschichte bedurfte übrigens bei den Vernünftigen keiner Beleuchtung. Denn wer nicht im Radicalismus bis über den Kopf steckt und wer noch schweitzerisches Ehrgefühl hat, der muß über das Benehmen der Représentanten und Truppencommandanten entrüstet seyn. Man kann sich in der That nichts Aergeres denken als die Art,

wie die eidgenössischen Truppen sich aus dem Staub gemacht haben beim einzigen Anlaß, wo sie nach gehabter Instruction von Nutzen hätten seyn können. Man darf mit aller Bestimmtheit annehmen, daß ohne diesen unbegreifflichen Rückzug auf neutralen Boden die Gelterkinder Gräuel nicht statt gefunden hätten. Ihr Hr. Merck, dessen erste Schritte bei seiner Ankunft im Kanton dahin gingen, die getreuen Gemeinden zum Abfall zu bewegen, hat nun an Hr. Doctor Schnell einen wackern Genossen gefunden. Diese saubern Représentanten haben es so weit getrieben, daß selbst der Vorort sie desavouieren mußte. Aber Schnell scheint sich nicht viel um die Vorwürfe des Vororts zu bekümmern. Denn ohneracht des wiederholten Befehls, die Freilassung der Gefangenen zu bewerkstelligen, ist noch nichts erfolgt. — Es wird sich nun zeigen, welchen Erfolg die Tagsatzung haben wird. — Vielleicht einen sehr wichtigen für die ganze Schweitz. — In unsern Angelegenheiten wird wahrscheinlich die Trennung beschlossen werden; doch kömmt es dabei viel auf die Art und Weise an. — Wie mir scheint, geht der Plan der Radicalen dahin, dem insurgierten Theil der Landschaft vorerst eine rechtliche Stellung zu verschaffen; sodann wird man beide Regierungen auf gleiche Linie stellen, Vermittlungsversuche anwenden, wollen solche aber nicht gelingen, wird man vielleicht zu Gewaltsmitteln gegen uns schreiten etc. — Diese Herren dürften aber wohl die Rechnung ohne den Wirth machen. Denn so leichtes Spiel werden sie nicht mit uns haben und es ist nicht zu glauben, daß die Mehrzahl der Stände zur Ausführung solcher Pläne je die Hände bieten werde. — Es frägt sich überhaupt, ob nicht auf der nächsten Tagsatzung solche Ereignisse stattfinden werden, welche zu einer Auflösung des Bundes führen, bevor nur ein Beschluß in unsern Angelegenheiten gefaßt seyn wird. —

Hier ist alles ruhig und auch unser wegen der Instruc(tion) statt gehabter Gr. R(ath) ist ruhig vorüber gegangen. Unsere Gesandten sind Bstr. Burckhardt, den Sie von Hr.

Bernoullis Institut her kennen werden, Rathshr. Heußler und Minder. Man hatte mich zum 2ten Gesandten ernannt, ich lehnte aber ab, da ich (in) mir nicht die nöthigen Fähigkeiten fühle, um auf einer so wichtigen Tagsatzung das Probestück abzulegen. — Ueberhaupt stecke ich noch zu tief in den Handelsgeschäften, um mich viel mit den Staatsgeschäften abgeben zu können.

Ihr mit aller Freundschaft

Ergebener Ed. H.

15.

Basel, den 19. April 1833.

Lieber Freund!

. . . . . Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen wegen Pf. B. und wünsche mit Ihnen, daß dem Volk einmal die Augen aufgehen mögen. — Ueber unsere Angelegenheiten habe Ihnen nichts Interessantes mitzutheilen. — Wir warten hier in Ruhe ab, wie sich die Umstände gestalten wollen. — Es ist uns wahrscheinlich besser zu Muth als den Gesandten der Quasi-Tagsatzung. — Wäre unser Landvolk nicht so sehr unter dem Joch der Dorfterroristen, so wäre die Liestaller Regierung schon längst fortgejagt. Freilich dürfen wir nicht verhehlen, daß es in verschiedenen Gemeinden noch schlimmer aussieht, indem durch die langen Wirren und die daraus erfolgte Gesetzlosigkeit vollständige Verwilderung und Scheu vor jeder Regierung eingetreten ist. Dieses ist hauptsächlich der Fall in allen Gemeinden, wo das Lumpengesindel die Mehrheit bildet. Denn die vermöglichen Landbürger sind der Sache müde und würden je eher je lieber die Hand zur Wiedervereinigung bieten. — Die im Kanton Bern angelangten Polen dürften die Schweitz oder wenigstens die Berner Regierung in nicht geringe Verlegenheit versetzen, da sie weder nach Frankreich zurück dürfen, noch den Durchmarsch durchs Badische erhalten können. Es heißt, es seyen neuerdings 300 Mann von Nancy kommend in Porrentruy eingerückt. Doch kann ich diese Nachricht nicht verbürgen.

Hingegen scheint es gewiß, daß der Großherzog von Baden bereits Truppen an unsere Gränzen verlegt hat aus Besorgniß, die Polen möchten sie überschreiten wollen. — Der Oberamtmann von Lörrach war gestern hier, um sich wegen diesen fremden . . . . . zu erkundigen. — Es bleibt außer Zweifel, d(aß di)e Pariser Propaganda sowohl diesen Polenmarsch als die Frankfurter Empörung leitete. In Mainz und Frankfurt hat man die Nachricht, daß ein Aufstand stattfinden werde, von der Pariser Polizei erhalten . . . . .

Ihr Ergebener C. H.

16.

Basel, den 6. Mai 1840.

Werther Freund!

Ich beantworte wohl spät Ihren Brief vom vorigen Jahr und doch darf ich hoffen, Sie werden nicht daran gezweifelt haben, wie sehr es mich gefreut hat, wieder einmal Nachrichten von Ihnen selbst zu empfangen und wie sehr ich auch meiner Seits bedauerte, daß wir einander in Rippolsau vor 2 Jahren verfehlt haben. — Ein eigenes Geschick scheint seit bald 30 Jahren unser Zusammentreffen zu verhindern; denn im Verlauf dieser langen Zeit hätte es bei der geringen Entfernung unserer Wohnorte und bei der stattfindenden Reiselust wohl mehrmals geschehen sollen . . . . .

Meine Appellationsrichterstelle habe vor 4 Wochen abgegeben, indem . . . . . ich ohnehin genug Partikulargeschäfte habe. In politischer Beziehung befinden wir uns hier nunmehr besser daran als die meisten andern Kantone; denn während es dort abermals spuckt, haben wir dieses hier nicht mehr zu befürchten. — Es gibt wohl bei Anlaß von gewissen gesetzlichen Bestimmungen kleine Reibungen zwischen dem Handwerksstand, der nie genug Schutz gegen fremde Concurrenz hat, und dem Handelsstand, der unter diesen Privilegien etwas leidet, aber im Ganzen genommen (wird die Ein)igkeit dadurch nicht bedenklich gestört . . . . .

17.

Basel, den 11. Mai 1840.

..... Ich bedaure sehr, daß Ihr Austritt aus der gemeinnützigen Gesellschaft mir die Hoffnung nimmt, Sie im Lauf des nächsten Jahrs hier zu sehen. Wie ich vernehme, haben einige vormalige Zöglinge von Herrn Professor Bernoulli, namentlich Hr. Felix Sarasin des Raths, im Sinn, der Zusammenkunft in Frauenfeld beizuwohnen. — Die Lebhaftigkeit und das Gesticulieren des Hr. Bernoulli haben mit dem Alter eher zu als abgenommen. Erst vorgestern sagte mir mein Sohn, der seit dem neuen Cours die Bernoullischen Vorträge über Technologie anhört, sie seyen doch gar zu lustig, man könne sich des Lachens nicht enthalten. —

..... Bis nächsten October soll man die Eisenbahn von hier oder vielmehr Burglibre bis Mülhausen befahren können. Im Jahr 1842 soll die ganze Bahn bis Strasburg fertig werden. Dann will ich Sie hier bestimmt erwarten, um mit einander unsern frühern Aufenthaltsort zu besuchen.

Ihr ganz ergebener

Ed. His.

Anmerkungen.

Zu Brief 1. Das „letzte Hierseyn" ist nicht genauer zu bestimmen. Es fällt in die Zeit zwischen den Daten dieses und des vorhergehenden Briefes vom 19. August 1815 (Basler Jahrbuch 1916, S. 270)

Zu Brief 2. Das Haus „auf der Schanz". Vrgl. dazu Adreßbuch von: 1811: A 275 Scheure von Deputat Peter Ochs. St. Johann Schanz. B 275 Dessen Wohnhaus.

Peter Ochs selbst bezog bei der Uebersiedelung in die Mitte der Stadt im Januar 1817 ein Logis bei Heß „zum Hasen" neben dem Rathaus, früher Marktplatz Nr. 2, jetzt in das Areal des Rathauses einbezogen.

Sekretariat des Handlungskomitees. Laut Protokoll des Handlungskomitees (Staatsarchiv N 2) gab es zwei Sekretäre, und nachdem in der Sitzung vom 9. Juli 1817 (a. a. O. S. 221) beide, nämlich die Herren Lukas Vischer und Dietrich Preiswerk, zu wirklichen Mitgliedern des Komitees gewählt worden waren, wur-

den als Nachfolger vorgeschlagen die Herren Eduard Ochs und Andreas Bischoff. Definitiv gewählt wurden aber Ochs und Peter Merian.

Zu Brief 3. Militär-Organisation. Das Gesetz betr. die M.-O. datiert vom 4. Febr. 1817.

Schanz. Am Dienstag den 2. September 1817 schreibt His u. a. seinem Freunde: Ende der Woche ziehe auf die Schanz. Es soll mich freuen, wenn Sie mich bald dort besuchen.

Zu Brief 4. Verlobung. Am 13. Mai 1818 schreibt His seinem Freunde u. a.: Gestern als mein 27.ter Geburtstag hat die Bekanntmachung meiner Verlobung mit der ältesten Tochter meines Associé stattgefunden.

Er schließt diesen Brief mit folgender Mitteilung: Sintemal und alldieweil ich meinen Nahmen schon längst häßlich gefunden habe und die Zuziehung mehrerer anderer Gründe haben mich veranlaßt, den Nahmen meines Aeltervaters His von Hamburg, der ein berühmter Kaufmann war, anzunehmen. Diese Aenderung ist mir mit väterlicher Einwilligung von Seite unserer Regierung ebenfalls bewilligt worden. Man gewöhnt sich schon recht artig, mich mit meinem neuen Nahmen zu betitteln. Es wird mir darüber eine Urkunde ausgefertigt. — Ihr Freund

Eduard His.

wie Hiß ausgesprochen.

Ueber diese Namensänderung vrgl. E. His-Heusler und W. His-Vischer, der Namenswechsel der Söhne von Peter Ochs. Basler Jahrbuch 1901, S. 202 ff.

Rheinschiffahrt. Auf Grund der Ratserkanntnis vom 21. Nov. 1818 mit dem Auftrag an das Handlungskomitee, „jemanden aus seiner Mitte nach sämtlichen Stappelplätzen des Rheinstroms bis nach Mainz abzuordnen, um zum Besten unserer Schiffahrt zu wirken, die nötigen Erkundigungen einzuziehen und über alles Bericht zu erstatten“, wurde von dem Komitee in der Sitzung vom 24. Nov. 1818, nachdem dessen Mitglieder sämtlich „wegen eigenen Umständen“ abgelehnt hatten, „Herr Sekretär His diese Mission vorzunehmen ersucht, welcher sie unter Vorbehalt keiner weiteren Verantwortung annahm.“ In der Sitzung vom 20. Januar 1819 „ertheilte er an Herrn Statthalter seine schriftliche Relation über seine Verrichtung“. (Protokoll des Handlungskomitees, s. oben, S. 266 und 268).

Ueber den damaligen üblen Zustand der Rheinschiffahrt von Basel aus vrgl. Fritz Weiß, Zur Geschichte der Basler Rheinschiffahrt und der Schiffleutenzunft, im Basler Jahrbuch 1901, S. 140 ff.

Gerichtsherr. Laut Kantonsblatt von 1819, 2, S. 91 „kamen an die erledigte Stelle eines Civil-Richters aus dem von E. E. und W. W. Gr. Rathe eingegebenen Vorschlag in die Wahl Herr Eduard His und Herr Jakob Heinrich von Mechel. Erwählt durch das Los

wurde Herr Ed. His. 5. Juni 1819." Die Belohnung war also etwas zufälliger Art.

Zu Brief 5. Oberstlieutenant Burckhardt ist Johannes B., geb. am 2. Nov. 1783, gest. am 5. Mai 1819, vermählt mit Susanna Burckhardt 1807—1813 und nach der Scheidung von ihr noch im selben Jahre mit Dorothea Iselin, die ihn fast um ein halbes Jahrhundert überlebte († 1867). Vrgl. die Stammtafel der Familie B. von Ludwig Säuberlin, Taf. III C.

Musikgesellschaft. Die in Zürich 1808 gegründete schweizerische Musikgesellschaft, die im Jahre 1820 das schweizerische Musikfest in Basel abhielt. Vrgl. Paul Meyer, Basels Konzertwesen im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts im Basler Jahrbuch 1884 S. 234.

Hinrichtung: Vergl. das Urteil des Criminal-Gerichts des Kt. Basel im Kantonsblatt vom 14. Juli 1818: Nachdem vor geraumer Zeit Jakob Föller von Sondernach, und Xaver Herrmann von Collmar im fränkischen und oberrheinischen Departement als mehrerer Kapitalverbrechen angeschuldigt von der hohen Standes Regierung dem Criminal-Gericht zu näherer Untersuchung und Beurtheilung überwiesen und während im Laufe der Untersuchung Joseph Studer von Ober-Hagenthal im gleichen fränkischen Departement nebst Ferdinand Deisler von Inzlingen im Großherzogl. Badischen, auf dem Neuenweg ohnfern St. Louis aber wohnhaft, als Gesellschafter der beid Ersteren dargegeben worden und im allgemeinen durch die weitschichtige Procedur sich gezeigt, daß diese vier Verbrecher eine wahre Räuberbande gebildet, die bereits seit sechs bis sieben Jahren (!!) auf alle nur ersinnliche Art vorzüglich die Bewohner der hiesigen Stadt und dann auch hin und wieder in den benachbarten Gemeinden des Kantons in Schrecken und Schaden versetzt und deren verbrecherische Handlungen sich immer verstärkt haben würden, hätte denselben nicht durch Zufall . . . endlich Ziel gesetzt werden können; denn Diebstahl war bald ihre tägliche Arbeit. Was nur immer Wert hatte, suchten sie in ihr Eigenthum zu bringen. Bald keine Thüre war so fest verschlossen, kein eisernes Gitter so stark, das nicht ihren Diebs-Schlüsseln oder Brech-Eisen sich hätte öffnen müßen, Mord, Straßenraub, Feuereinlegen, Kirchenraub, gewaltsame Diebstähle aller Art und sonstige Verbrechen waren bey diesen Bösewichtern erster Classe zur Tages-Ordnung geworden; im Ganzen sind Einhundert und Ein Verbrechen eingestanden worden.

Nach Aufzählung der wichtigsten eines jeden im Einzelnen, worunter auch „der beabsichtigten Sprengung des obrigkeitlichen Pulverthurms" Erwähnung geschieht, lautet das Urteil: Herrmann, Deisler und Föller sollen zu wolverdienter Strafe und andern Bösewichtern zum Schrecken durch das Schwert vom Lebeh zum Tode gebracht, das Urteil zuerst an Föller, dann an Deisler und endlich an Herrmann vollzogen und der Josef Studer angehalten werden dieser . . . Exekution beizuwohnen; alsdann soll Studer auf der Richtstätte gebrandmarkt, auf vierundzwanzig Jahre in die erste

Klasse des Schellenwerks geschlagen, mit einem Blech auf dem Rücken mit der Aufschrift „Erz-Dieb“ zu öffentlicher Arbeit ausgeführt, nach ausgestandener Strafezeit auf zwanzig Jahr bey höherer Bestrafung im Widerhandlungsfalle aus gesammt Löbl. Eidgenossenschaft verwiesen . . . werden.

Im 31. Stück Wöchentlicher Nachrichten aus dem Berichthaus zu Basel, Donnerstag 5. August 1819 findet sich unter der Rubrik: „Es wird zum Verkauf angetragen“ No. 29: Uebersicht der Hauptverbrechen der am 4. August 1819 in Basel zur Richtstatt geführten Herrmann, Feller, Deisler und Studer, nebst ihren Bildnissen in Feßeln geschloßen dargestellt in gr. 4° à 7 Btz., ohne Bildnisse à 4 Btz. zu haben in der Holdenecker'schen Leihbibliotk. beym Kornhause.

Zu Brief 6. Professor Bernoulli. Wahrscheinlich identisch mit dem am Schlusse desselben Briefes genannten bekannten Technologen Christoph Bernoulli, geb. am 15. Mai 1782, gest. 6. Febr. 1863, von 1817—1861 Professor der Naturgeschichte an der hiesigen Universität. Vgl. Allgem. deutsche Biographie 2, 483 und die biographische Skizze von Prof. Fritz Burckhardt in der Zeitschrift für schweizer. Statistik 33. Jahrg. 1897.

Zu Brief 7. Portugal. Am 2. Juni 1823 hatten die Cortes, „die noch vor drei Monaten sich einmütig zu dem Schwur erhoben hatten, für die Verfassung zu fallen“, nach dem Abgang des Königs in das Lager ihrer Gegner sich fluchtartig aufgelöst. Vgl. G. G. Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts 4, 693.

Zu Brief 9. Zum Inhalte dieses und der folgenden Briefe ist im allgemeinen zu vrgl.: August Bernoulli, Basel in den Dreißigerwirren, 85. bis 88. Neujahrsblatt, Basel 1907—1910 und Karl Weber, die Revolution im Kanton Basel 1830—1833. Liestal, 1907.

Worte an die Eidgenossen. Gemeint ist damit ohne Zweifel die ohne eigentlichen Titel veröffentlichte Schrift: Eidgenossen aller Kantone! 8 S. Basel, den 27. Januar 1831. Unterzeichnet: Ein Verein von Bürgern aller Stände und in derselben Namen: folgen 12 Unterschriften. — Druckschriften über die politischen Wirren im Kanton Basel I/1 No. 31 im Staatsarchiv.

Gegenerklärung. Gegenbemerkungen auf die Erklärung der sogenannten provisorischen Regierung des Kantons Basel an die gesamte freie Eidgenossenschaft. — Basel, 27. Januar 1831. Unterschrieben: Die ins Reigoldswilerthaler (!) gesandten Offiziere und in deren Namen J. Riggenbach, Major. 7 S. Ebenda No. 33.

Erklärung. Erklärung von 54 Gemeinden der Landschaft Basel gegen die provisorische Regierung und gegen fremde Hilfe. Unterzeichnet den 29. Januar 1831. 8 unpaginierte S. in 4° Ebenda. Nr. 34.

Verfassungsvorschlag. Ratschlag über eine Revision der Verfassung vom 6. Dezember 1830 und Ratschlag über Feststellung einiger Hauptgrundsätze zur Revision der Verfassung. E. E. und W. W. Rath eingegeben den 9. Dezember 1830. Ebenda No. 2 und No. 4 samt mehreren anderen einschlägigen Schriften.

Proklamation. Proklamation an die Bürger der Landbezirke des Kantons Basel und Appellation an die gesamte freie Eidgenossenschaft von der (durch Gutzwiller und Plattner repräsentierten) provisorischen (das heißt zehntägigen) Regierung der Landschaft Basel. Getreulich abgedruckt und mit erläuternden Anmerkungen versehen. Basel bey Jak. Heinr. von Mechel. 1831. 20 S. in 4°. Die von Gutzwiller und Plattner unterzeichnete Erklärung ist datiert: Aarau, den 19. Januar 1831. — Ebenda. No. 31.

Amnestiegesetz. Das A. datiert vom 8. Februar 1831. Der Vorschlag dazu vom 7. Februar 1831. Ebenda No. 43 und 44.

Wädenschwyl. Ueber diese Versammlung, wo der Plan eines Schützenzuges gegen Basel entstanden war, vgl. Karl Dändliker, Geschichte der Schweiz. 2. Aufl. 3, 590. — Weber, Die Revolution im Kt. Basel, S. 49.

Zu Brief 10. Verfassung des Kantons Basel von 1831 samt Ausführungsgesetzen. 30 S. Ebenda No. 48. — Die Verfassung war vom Großen Rat am 9., 10. und 11. Februar 1831 und von der Bürgerschaft am 28. desselben Monats angenommen worden.

Bürgermeister Frey. — Johann Rudolf Frey, geb. am 30. Nov. 1781, gest. am 8. Nov. 1859, war Bürgermeister von 1830—1849. Vgl. Basler Zeitung 1849, No. 84 und 1859 No. 265; Basler Intelligenzblatt 1849 No. 82; Christlicher Volksbote 1859 No. 46.

Tagsatzung. Auszug aus den Protokollen der außerordentlichen eidg. Tagsatzung vom 11. und 12. Hornung 1831 über die Angelegenheiten des Kantons Basel. Gedruckte Abschrift. 6 S. Fol. Druckschriften II No. 29. Vrgl. auch amtliche Sammlung der neuern eidg. Abschiede 1, 528 Al. VIII und IX.

Zu Brief 11. Instruktion. Sie lautete dahin, für die Basler Insurgenten unbedingte Amnestie und eine nochmalige Abstimmung über die im Februar angenommene Verfassung zu erlangen. S. Bernoulli No. 86, S. 35.

Repräsentanten. Als solche haben laut den Unterschriften auf den nachstehend angegebenen Aktenstücken fungiert: Konrad von Muralt, Bürgermeister von Zürich; Cosmus Heer, Alt-Landammann von Glarus; G. J. Sidler, Landammann von Zug und F. von Meyenburg, Bürgermeister von Schaffhausen.

Die Proklamation der Repräsentanten vom 24. August und ihre Protestation vom 26. August 1831 in den Druckschriften I/2, No. 8 und 9.

Gemeindepräsident von Liestal war in den Jahren 1830—34 Johannes Holinger, geb. am 29. Nov. 1761, gest. am 12. Mai 1835.

Kampf vom 21. August. Vgl. Bernoulli No. 86, S. 23 ff. — Weber S. 78 f.

Republikaner. Der schweizerische R. Zürich, Geßner, 1830—51.

Zu Brief 12. Berichte der Herren Repräsentanten. Als solche fungierten damals die Herren J. Fr. von Tscharner und V. Gluß von Bloßheim. Es liegen im ganzen sieben Berichte vor. Der Haupt- und Schlußbericht an die Tagsatzung datiert vom 12. Dez. 1831 (Druckschriften I/2 No. 41). Das an Wüest geschickte Exemplar war zweifellos identisch mit der Broschüre „Bericht der eidgenössischen Repräsentanten im Kanton Basel, Herren J. Fr. von Tscharner und V. Gluß von Bloßheim, an den hohen Vorort. Basel, den 25. November 1831", in der die vier Berichte vom 31 Okt. und 7. Nov. an die Tagsatzung, vom 17. und 25. Nov. an den Vorort, der erste auszugsweise, die andern wörtlich abgedruckt sind (Druckschriften I/2 No. 39).

Großratsbeschluß. Beschluß des Großen Raths als Folge der stattgehabten Abstimmung über die Trennungsfrage. Gegeben den 6. Dez. 1831 (Druckschriften I/2 No. 37).

Appenzeller. Appenzeller-Zeitung. Trogen, 1828—94.

Zu Brief 13. Die beiden aargauischen Tagsatzungsgesandten waren Dr. Karl Bertschinger von Lenzburg und Oberrichter Gregor Lützelschwab, dieser geb. am 4. Febr. 1793, gest. am 29. Febr. 1860.

Zu Brief 14. Die Gelterkinder Geschichte. S. Bernoulli No. 87, S. 13 ff. — Weber S. 136.

Schnell. Dr. Karl Schnell, geb. am 14. Juni 1786, gest. am 10. Febr. 1844. — Vgl. Allgemeine deutsche Biographie 32, 160 ff.

Vorort war in den Jahren 1831/32 Luzern.

Bürgermeister Burckhardt. Karl B., geb. am 19. Juni 1795, gest. am 10. Febr. 1850, seit 1822 vermählt mit Rosina Paravicini († 1835), „einer der schönsten Baslerinnen", wie His seinem Freunde gelegentlich schreibt, wurde 1832 Bürgermeister. — Vrgl. Stammtafel IV C; Basler Zeitung 1850 No. 36; Allgem. deutsche Biographie 3, 574.

Ratsherr Heusler. Prof. Andreas Heusler, geb. am 8. März 1802, gest. am 11. April 1868. Vrgl. Allgemeine deutsche Biographie 12, 337.

Ratsherr Minder. — Samuel Minder, geb. am 2. Sept. 1782, gest. am 12. April 1868. S. „Basler Nachrichten" vom 15. April 1868, S. 724.

Zu Brief 15. Polen. Vrgl. N. A. Kubalski, Mémoires sur l'expédition des réfugiés polonais en Suisse et en Savoie dans les années 1833/34. Paris 1836. — Kurz gestreift auch von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrh., 4, 298 und 302.

Frankfurter Empörung. Ueber den jämmerlichen Putsch vom 3. April vgl. Treitschke, a. a. O., 4, 300 ff.

Zu Brief 16. Rippolsau. Rippoldsau im Schwarzwald w. Offenburg.

Jakobstal im Kt. Thurgau sö. Frauenfeld an der Murg.

Zu Brief 17. Felix Sarasin, geb. am 7. Okt. 1797, gest. am 21. Januar 1862. Vrgl. Geschichte der Familie Sarasin in Basel, 2, 23 ff., bes. S. 57.

Eisenbahn. Die Strecke Mülhausen — St. Ludwig — identisch mit dem im Brief genannten Burglibre — wurde am 25. Oktober 1840 eröffnet. Die Strecke Mülhausen—Straßburg, von der einzelne Teile zu verschiedenen Zeiten fertiggestellt wurden, konnte erst am 26. März 1844 und die Verlängerung bis Basel am 13. Juni desselben Jahres dem Verkehr übergeben werden. — Vrgl. das Reichsland Elsaß-Lothringen, hrg. vom statistischen Bureau des Ministeriums für E.-L., Straßburg 1898 ff. 1, 158.

Emil Faesch, Architekt.

Geb. 14. Juli 1865, gest. 23. Dezember 1915.

Von Friedrich von Thiersch, München.

Wenn ein Mann in gutem Alter dahingeht, so ist es ein Sohn oder ein jüngerer Freund, welcher ihm den Nachruf widmet. Nun greife ich als älterer Freund zur Feder, nicht aus Vermessenheit, sondern weil ich im Kreis der Freunde dazu bestimmt worden bin, dem Frühvollendeten ein Wort der Dankbarkeit nachzurufen. Eine innere Stimme sagt mir auch: „Du bist es ihm schuldig."

Das Wirken Emil Faeschs wäre würdig, ausführlicher geschildert und mit vielen Abbildungen seiner Werke ausgestattet zu werden. Denn ein Künstlerleben wird nur der ganz verstehen, der die Werke des Künstlers schaut. Das dürftige und zögernde Wort bringt nur einen schwachen Ersatz.

Wenn ich nun versuche, das Lebensbild Emil Faeschs zu skizzieren, so wird es in dem Rahmen seiner Zeit und seiner Umgebung geschehen müssen. Mit dem reinen Bericht, wird auch Kritik verbunden sein, so gefährlich es ist, wenn ein Künstler den anderen kritisiert. Auch an Einseitigkeit muß diese Lebensskizze leiden, da ich dem Verewigten als Lehrer und Freund nahe gestanden habe.

Nicht die Bauschulen sind es, die mit ihrer besonderen Richtung den Ton der Zeit angeben, sondern einzelnen Künstlern ist es vorbehalten, durch ihre Werke bahnbrechend zu wirken.

Bei gemeinsamer Arbeit in der Werkstatt des Meisters leben die Traditionen weiter. Dort entwickelt sich, wie in alter Zeit, die Kette der künstlerischen Kultur. Deshalb ist

auch die Bestrebung berechtigt, den künstlerischen Unterricht an den Hochschulen wieder auf die Grundlage der Werkstatt-Arbeit zu stellen.

Die im Schutze liebreicher Eltern glücklich durchlebte Jugend bildet die Grundlage des Lebens. Auch trägt sie mehr zur Ausgestaltung der Persönlichkeit bei, als gemeiniglich angenommen wird. Das Elternhaus Emil Faeschs war von jener sonnigen Wärme und echten Frömmigkeit durchzogen, in der sich jeder Freund wohl fühlen durfte, zumal wenn er dort einen Anklang an die eigene Heimat verspürte. Das Haus beim Spalentor war so recht ein Bild des Familienglücks.

Daß man den künstlerisch begabten Sohn, nachdem er unter Fritz Schider die Gewerbeschule besucht und dort den Grund zu einem sicheren zeichnerischen Können gelegt hatte, in die Lehre zu den in weiten Kreisen bekannten Architekten Vischer und Fueter in Basel gab, lag nahe. Auch führte das freundschaftliche Verhältnis zwischen den Familien Faesch und Thiersch und die gemeinsame religiöse Gesinnung zu dem Wunsch, Emil nach München zu schicken. Als mein Gehilfe im Baubureau war Emil Fäsch bei einer Reihe von Bauausführungen, so auch bei der Errichtung des Bernheimer Hauses und den Vorarbeiten für den Justizpalast tätig. In der ersten Zeit vermochte er als Hörer an der technischen Hochschule seine wissenschaftlichen und künstlerischen Fähigkeiten zu erweitern, und ich gedenke so mancher anderer junger Schweizer, die vor und nach ihm die Münchener Hochschule besucht haben.

Es ist für den Lehrer eine besondere Freude, mit einem Schüler zu arbeiten, der aus der Praxis kommt. Emil Faesch war aber zugleich Gehilfe und Freund. Schon in jenen Zeiten zeigte sich das innere Gleichmaß seiner Eigenschaften und der Adel seines Herzens. Wie er mit seinem musikalischen Sinn die Gemütlichkeit des Familienlebens zu erhöhen wußte, so war er auch gegen jedermann von Freundlichkeit

und Wohlwollen beseelt. Die sonnige Wärme seines Gemüts, die seltene Reinheit und Treue seines Wesens gewannen jeden, der ihm nahe trat, unmittelbar. Es ging etwas wie eine ansteckende Kraft ethischer Gesundheit von ihm aus. Auch in dem Hause meines Bruders August ging er wie ein Sohn aus und ein; er wurde den Söhnen dort zum Bruder und, man darf sagen, zum Erzieher. Hilfreich und erzieherisch hat er natürlich auch auf seine Freunde und seine weitere Umgebung gewirkt, und mancher, der jetzt um ihn trauert, ist mit unvergänglicher Dankbarkeit für ihn erfüllt. So schreibt einer seiner nächststehenden Freunde an mich: „Mir selbst war er der Freund, den man im Leben nur einmal findet. Die Brücke zu einer anderen Welt, ein Stück der gütigen Vorsehung Gottes auf dem Wege, der die Menschen, die Ihm vertrauen, schon von weitem Himmelsluft atmen läßt. Solcher Verlust wird nicht mehr ersetzt."

Ein anderer Freund schrieb in den Tagen der ersten Trauer an mich: „Ein edler und durch und durch reiner Charakter ist mitten im Leben abgeknickt und uns weggeholt worden. Mir geht dieser Verlust besonders nahe. Mit sieben Jahren sind wir zusammen zur Gemeindeschule gegangen. Mit meinem Bruder, dem Mathematiker, hatten sich intime Bande geknüpft, so daß letzterer ihm fast täglich im Faesch'schen Haus nach der Schule die Aufgaben besorgte. Emil zeichnete den Fries der Villa Carlotta von Thorwaldsen so wunderbar sorgfältig, daß es mir immer als ein Vorbild von feiner Zeichenkunst vorschwebte. Noch sehe ich ihn unmittelbar vor seiner Abreise nach München. Er war der Stolz und die Sonne der ganzen Familie Faesch, und unter der einfachen Form wohnte der Aristokrat des alten Geschlechtes. Ist doch der Turm von Thann und die leicht losgelöste Endigung des Martinsturms am Basler Münster von einem seiner Vorfahren ausgeführt .... Mit ihm sinkt ein fröhlicher, seines Christenglaubens sicherer Mensch ins Grab, der bei seinem Amte als Priester die schwere Auf-

gabe, mitten im Berufe ohne übertriebenen Ehrgeiz zu stehen, voll erfüllte."

Hier darf ich auch seiner Wirksamkeit als Geistlicher an der apostolischen Gemeinde gedenken. Lange Jahre hindurch war er die rechte Hand und der sehr geschätzte Ratgeber des leitenden Vorstehers in Basel. Für außerhalb dieser Gemeinden Stehende mag eine solche Verbindung des weltlichen und geistlichen Berufes etwas Unverständliches haben. Es liegt aber im Wesen dieser Gemeinden, daß ein Teil der Geistlichen ihren weltlichen Beruf beibehält und beiden nach Kräften dient. So ist es ja auch bei den ersten christlichen Gemeinden gewesen. Emil Faesch, den unbewußt man auch schon im Profanen als eine Art Seelsorger achten muß, der mitzutragen wie selten einer verstand; ihm lag eine solche doppelte Wirksamkeit durchaus nahe. Nicht nur als Künstler und Erzieher, sondern auch als Mensch und Christ war er hilfreich und gut. Ja man darf sagen, in dieser spirituellen Seite lag das Geheimnis seiner Kraft. Ohne sie wäre er nicht halb gewesen, was er war.

Wer einmal in der Lage war, zur Durchführung einer größeren Arbeit oder zur Erfüllung seines Berufes eine Gruppe von Helfern und Mitarbeitern zu einer ständigen Werkstatt zusammenzusetzen, der weiß, wie schwer die Auswahl der Persönlichkeiten ist, und wie leicht durch die Verschiedenheit der Charaktere und Anschauungen Störungen in der gemeinsamen Arbeit eintreten. Da ist es denn ein besonders glücklicher Umstand, wenn unter den divergierenden Kräften ein versöhnliches und friedenstiftendes Element sitzt. Dieses war in jenen Zeiten auf meinem Münchener Atelier Emil Faesch. Seine vermittelnde Hilfe habe ich stets mit besonderer Dankbarkeit empfunden.

In hohem Maße zeigte sich die erzieherische Gabe, als er nach seiner Münchener Zeit und einer sie krönenden Studienreise in Italien als Leiter des Gewerbemuseums und als Lehrer der Gewerbeschule in den Dienst seiner Vaterstadt

trat und damit eine Stellung übernahm, die der durch das Münchensteiner Unglück so jäh dahingeraffte unvergeßliche Bubeck verwaltet hatte. In solchem Amte galt es nicht nur, das Pensum des Unterrichtes durchzunehmen, sondern auch dem Schüler das künstlerische und geistige Auge zu öffnen und ihn der Freude an der Arbeit zuzuführen. Auch dort hat er sich manche bleibende Dankbarkeit erworben. Ich erinnere mich z. B. eines jungen Mannes, der den Eltern Sorgen gemacht hat, da er in den Schulen nicht recht anzog und körperlich zart entwickelt war. Emil Faesch wußte ihn mit liebreicher Hand zu nehmen, und es erwachte die Arbeitslust, verbunden mit einer besonderen künstlerischen Begabung, gleich einer wundersamen Blume. Der Lebensweg dieses Schülers ging von da ab aufwärts. So wird es auch mit manchem anderen gegangen sein. Die Jugend spürte es bald, daß er sie lieb hatte.

Aber nicht nur die Schüler der Gewerbeschule, auch Lehrer und Direktor haben Emil Faesch viel zu verdanken gehabt. In glücklichster Weise, von allen als eine Wohltat empfunden, hat er zwischen der autokratischen Natur von Eduard Spieß und seinen Kollegen vermittelt. Durch seinen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn, seine ruhige, leidenschaftlichen Impulsen nicht zugängliche Besonnenheit, sein klares sachliches Urteil, seine herzlich versöhnliche Art hat er auch da die schroffen Gegensätze vielfach ausgeglichen, zum Besten des Ganzen immer wieder zum Frieden gewirkt. Im Lauf der Jahre wuchs noch das ihm eigene Maß von Umsicht und Weisheit, aus der Harmonie seiner inneren Kräfte sich entwickelnd, und machte ihn, wohin er kam, zum geborenen Berater seiner Umgebung. Jeder spürte, wie unbedingt gewissenhaft und rechtlich, vor allem wie strenge Faesch gegen sich selbst war. So wandte sich ihm rasch das allgemeine Vertrauen zu. Von ihm konnte man wirklich sagen: ein Mann wie Gold! — unbedingt zuverlässig, bescheiden und innerlich vornehm zugleich.

Zu seinen Verdiensten im Schulwesen gehört die Organisation von Sammlung und Bibliothek des Gewerbemuseums, einer Einrichtung, die bei keiner gewerblichen Schule fehlen darf und dank welcher der Jugend eine Fülle von Belehrung geboten wird.

Nicht nur ein gediegener technischer Zeichenunterricht in Konstruktion und Ornament, sondern auch das freie Studium nach der Natur in ihrer Form und Farbe, jener Quelle aller wahren Schönheit, lag ihm am Herzen. Wie wenige konnte er sich freuen auch an den kleinsten Dingen, dankbar sein auch für die geringste Gabe. Unerschöpflich war seine Freude gerade an dem, was die Natur uns darbietet im Kleinen wie im Großen. Auch darin hat er sich eine kindliche Reinheit und Frische der Seele stets bewahrt.

Es ist schwer, die Tätigkeit eines praktischen Architekten mit wenig Worten zusammenzufassen.

Sie ist ein Kampf mit den Unvollkommenheiten der menschlichen Natur, sowohl der eigenen als derjenigen der Bauherrn und der ausführenden Kräfte. Nicht in ruhiger Zurückgezogenheit, wie der Maler und Bildhauer, kann sich der Baumeister seiner Kunst hingeben; er muß hinaus ins „feindliche Leben" und muß eine Flut von geschäftlichen und persönlichen Schwierigkeiten überwinden, um das, was ihm vorschwebt, zu verwirklichen. Im Verhältnis zu dieser geschäftlichen Last ist der Anteil der Kunst oftmals verzweifelt gering. Deshalb ist es einem Architekten von Herzen zu gönnen, wenn er auf dem dornenvollen Wege des friedlichen Wettkampfes schließlich die Ausführung seiner Gedanken erringt, und wenn es ihm beschert ist, sich und seiner Heimat bleibende Denkmäler zu setzen.

Wie im Handelsgebiet Qualität und Preis der Ware den Ausschlag gibt, so ist es auch auf dem Gebiet des geistigen Wettbewerbes. Auch der Beste muß sich in die Schranken wagen und muß ehrlich mitkämpfen, um das irdische Kleinod des Erfolges zu erringen. Kommt der Erfolg nicht so, wie

man sich ihn ersehnt hat, so gilt es, den Kopf hochzuhalten und sich auf den nächsten „Gang“ zu rüsten.

So war es zu allen Zeiten, die Großes geleistet haben.

Man kann es verstehen, daß es dem Manne, der sich als Architekt in seiner Vaterstadt niederließ und dabei mit seinen Freunden Friedrich Werz und Paul Huber in Wiesbaden im Bunde stand, unmöglich wurde, alle die herankommenden Aufgaben zu bewältigen. So legte er im Jahre 1897 nach fünf Jahren seine Arbeit am Gewerbemuseum nieder, behielt aber seine Tätigkeit in der Bauformenlehre und in den Fachkursen bis an sein Lebensende bei. In gar manchen Beamtungen hat er seiner Vaterstadt treu gedient. So war er neun Jahre hindurch Mitglied der Kunstkommission. Welche Bedeutung sein unermüdliches Schaffen für Basel und die Schweiz gewann, die er auf dem Weltkongreß der Architekten in London 1906 inoffiziell, aber ehrenvoll vertreten durfte, wird aus der nachfolgenden Schilderung seiner wichtigeren Entwürfe und ausgeführten Bauten hervorgehen.

Schon im Jahr 1897 beginnen die Studien zur Basler Rheinbrücke. Die alte Brücke, aus Stein- und Holzpfeilern mit gerader Ueberdeckung bestehend, war unhaltbar geworden, und jedes Hochwasser gefährdete ihren Bestand. Nur ungern trennte man sich von dem malerischen Bild, von den grauroten, spitznasigen Sandstein-Pfeilern, von dem gotischen „Käppeli“, das in der Mitte errichtet war, und den Kalksteinkanzeln zur Beschwerung der hölzernen Strompfeiler. Aber „gut Ding braucht Weil“. Erst 1905 konnte die neue Brücke eingeweiht werden. Es war auch keine leichte Sache; denn die raschen Wellen des Altvaters Rhein sollten in Basel zum erstenmal unter eine vollkommen steinerne Brücke gezwängt werden. Ohne die rührige Arbeit des Herrn Albert Buß, mit dessen Firma Emil Faesch noch manchen anderen Sieg feiern durfte, wäre es wohl auch in dieser Zeit nicht zu einer Brückenerneuerung gekommen.

Ich erinnere mich sehr wohl an diese „Schwergeburt“,

deren Einzelheiten nicht hieher gehören; denn es war eine ganze Gruppe von Ingenieuren und Architekten, die ihr Bestes zusammen taten. In dieser gemeinsamen Arbeit liegt ein Segen. Die Trennung von Ingenieur- und Hochbaukunst ist eine minderwertige moderne Erfindung. Die beiden Berufe waren früher Eins, und nur die Vielfächerei unseres Schulwesens hat sie zu Unrecht auseinander gerissen. Die Entwicklung der Technik hat zu dem Glauben geführt, daß im Gebiet des Ingenieurbaus die „Kunst" keine Heimat habe. Das ist längst überwunden, und unsere Zeit sieht ein, daß jedes Werk menschlicher Konstruktion künstlerischen Gehalt hat.

Nachdem der Gedanke für die Basler Rheinbrücke einmal durch den Sieg im Wettbewerb klargestellt worden war, konnte man die Ausführung ohne Sorge den am Orte tätigen Kräften überlassen. Mit großer Hingebung hat Faesch die architektonische Arbeit durchgeführt und so für seine Vaterstadt ein Denkmal von bleibendem Werte schaffen dürfen. Vielleicht ist die Wahl des hellen Granites für die Brücke nicht ganz glücklich gewesen. In Deutschland sind wir verwöhnt durch den grauen Muschel- und den helleren Donaukalk. Beide sind dem Granit überlegen durch die feinere Farbe im Alter und durch die malerische Wirkung des ungleichmäßigen und abwechslungsreichen Kornes der Struktur, welche uns schon durch seine Rauhigkeit bei neuen Bauten sympathisch anspricht. Granit hat das mit Kunststein gemein, daß er für die „Wärme des Alters" unzugänglich ist. Noch vor dem Ende seiner Arbeit erbaute er auch das Spillmannhaus am Basler Brückenkopf und setzte so zwischen Brücke und Stadt ein Bindeglied ein, welches sich in Anlehnung an beide als ein liebenswürdiger Vermittler darstellt.

Wieviel Unglück entstehen kann, wenn sich inmitten der Altstadt ein neuer Bau in aufdringlichen und unverdauten Formen rücksichtslos breit macht, davon kann der ein Lied singen, der den Basler Marktplatz betritt. Es ist ein Haupt-

verdienst der Wendung zur volkstümlichen Kunst, daß solche Mißgriffe heute unmöglich sind.

Die Gefahr, daß hier am Großbasler Brückenkopf ein ähnliches Unheil geschähe, war tatsächlich vorhanden. Sie wurde durch Faeschs Spillmannhaus glücklich vermieden. In einfachen, großen und flächigen Formen ist der Baukörper so entwickelt, daß er an die einheimische Bauweise anklingt und dabei doch sein Wesen als Neubau und seine Zugehörigkeit zur Brücke festhält.

Daß die Baulinienfrage bei derartigen Aufgaben von der größten künstlerischen Wichtigkeit ist, hat wohl bisher nicht voll zum allgemeinen Verständnis durchzudringen vermocht. Faesch war bemüht, auch hier das Richtige zu erkämpfen und die Starrheit der Bauflucht zu überwinden. Bei der Ausgestaltung des Spillmannschen Hauses hat auch Faeschs treuer Gehilfe: Faucherre seine Verdienste.

In München hatte sich Faesch mit Friedrich Werz aus Wiesbaden befreundet. Seine Beziehungen zu Paul Huber gehen in die erste Schulzeit zurück. Obwohl verschieden begabt und aus verschiedenen Schulen stammend, fühlten sich die drei Künstler zu gemeinsamer Arbeit zu einander hingezogen. Von 1902 ab finden wir Werz und Huber in Wiesbaden vereinigt, aber doch noch in manchen Fragen von Faesch beeinflußt. Er war es eben, der die Gegensätze auch hier zu vereinigen wußte und dessen Autorität man sich gerne fügte.

In Gemeinschaft mit Faesch und Huber errang Werz 1898 bei dem Wettbewerb für das Wiesbadener Kurhaus einen Preis. Das Programm für diesen Bau befand sich damals noch in unreifem Zustand, da es nicht auf einem gesunden Vorprojekt aufgebaut war. Erst als Friedrich Werz und Paul Huber die Anregung gegeben hatten, eine Wandelhalle einzuschalten, konnte eine Lösung entstehen, zu deren Ausführung ich später berufen wurde.

Bei den gelungenen Pavillonbauten, die Faesch am

Anfang des neuen Jahrhunderts für seine Vaterstadt ausführte, zeigt sich ein offener Sinn für die neueren Kunstbestrebungen und die Anpassungsfähigkeit an die Eigentümlichkeiten der Eisenkonstruktion.

Das Trambahnhaus am Barfüßerplatz nimmt als ein Werk moderner Konstruktion weniger Rücksicht auf seine alte Umgebung, als es möglich gewesen wäre. Aber „rücksichtsvoll" ist die elektrische Bahn schon an sich nicht, wenn sie mit eiserner Furche das Herz unserer alten Städte durchquert. Natürlicher zeigt sich uns der einfache Birsigtalbahnhof mit seiner luftigen Vorhalle. Aus dieser Zeit stammt auch der hölzerne Musikpavillon auf der Schützenmatte mit seiner versenkbaren Vorderwand. Daß man das Holz als Material für diesen Bau wählte, hatte auch darin seinen Grund, daß es der Akustik besonders günstig ist.

Im Jahre 1903 trat Faesch mit Hindermann und Mund zusammen, um mit Erfolg eine Lanze im Basler Bahnhofwettbewerb zu brechen. Zunächst schien dieser Gang des Turniers unentschieden zu sein. Darnach aber waren es die Basler Architekten E. Faesch und E. La Roche, die für die Generaldirektion auf der Grundlage der Faesch'schen Arbeit das endgiltige Projekt zusammenschmiedeten und im Jahre 1904 zur Ausführung brachten.

Der zu früh verstorbene Olbrich war bei jenem Bewerb mit einem dritten Preise bedacht worden. Seine Arbeit stand aber gleichwohl an erster Stelle nach der Meinung solcher Fachleute, die ihren Sinn für die guten Seiten der neueren Kunst nicht verschlossen haben. Die Schweizerische Bauzeitung hat seinerzeit den Olbrich'schen Wettbewerb-Entwurf eingehend veröffentlicht. Das Basler Bahnhofprojekt war eine von Olbrichs besten Arbeiten.

Mehr und mehr gewinnt die Frage an Berechtigung, ob es angezeigt ist, unseren Verkehrsbauten, deren Lebensdauer bei der ungeahnten Entwicklung des Verkehrswesens recht beschränkt ist, überhaupt mit einem monumentalen Ar-

chitekturgewand zu versehen. Ist es nicht richtiger, einem Haus, in dem der reisende Mensch nur wenige Minuten weilt, die allereinfachsten Formen des Nutzbaus zu geben, wie sie der Flüchtigkeit des neuern Verkehrs entsprechen? Wenn gleichwohl heute noch architekturstrotzende neue Bahnhöfe entstehen, so wirkt hier die Eifersucht der Städte, Staaten und der Verkehrszentren mit, eine Eifersucht, die ja, wie uns die alte Kunstgeschichte lehrt, auch manchmal Gutes hervorgebracht hat.

Der Faesch-La Roche'sche Basler Bahnhof besteht in Ehren als eine tüchtige Leistung. Bei den eisernen Bahnhofhallen hat sich Faesch bemüht, in Verbindung mit Buß der Lösung des Problems solcher Konstruktionen näherzukommen. Daß es ihm hier nicht ganz gelang, bis zur äußersten Konsequenz durchzudringen, liegt in der Schwierigkeit der Sache selbst.

In die Jahre 1905—1906 fällt der Umbau des Hauses Alb. Buß in der Schützenmattstraße. Trotz aller Schwierigkeiten löste Faesch die unerfreuliche Aufgabe mit gutem Erfolg. Freier und einheitlicher wäre ein vollständiger Neubau geworden, was Bauherr und Architekt vielleicht zuletzt selbst eingesehen haben.

Unendlich mühevoll und vielgestaltig ist für den Baumeister die Errichtung des Familienwohnhauses. Jedesmal liegen die Wünsche des Bauherrn oder der Bauherrin ganz verschieden. Das rein Geschäftliche und Finanzielle überwiegt das Installatorische und Wohntechnische so stark, daß es schwer ist, den künstlerischen Anforderungen gerecht zu werden. Semper hat einmal sehr treffend gesagt: „Wer ein Haus gerecht beurteilen will, muß den Baumeister und den Bauherrn fragen."

Gelingt es dem Baumeister, den Bauherrn davon zu überzeugen, daß er allein das Haus gebaut habe, so hat er, der Baumeister, jedenfalls seine Sache gut gemacht.

Wir sehen Emil Faesch in der Folge mit einer Reihe

von Familienhäusern und Villen beschäftigt, welche einzeln zu beschreiben hier zu weit führen würde. Soviel darf aber hier gesagt werden, daß an ihnen jene gesunde und heiß erkämpfte Entwicklung zur Einfachheit beobachtet werden kann, die unserer neuen vielwissenden Baukunst bitter not tut. Erscheint ein Werk natürlich und einfach, so ist es meist ein Erzeugnis von Selbstzucht und geistiger Reife.

Wohl die bekannteste unter Faeschs Geschäftsbauten ist das Bankhaus der Schweizerischen Kreditanstalt an der Freienstraße, das im Jahr 1906 seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Mit Recht hat die Schweizerische Bauzeitung in ihren Blättern eine eingehende Veröffentlichung dieses Bauwerkes unternommen.

Den weitgehenden geschäftlichen Anforderungen der Bauherrin ist der Architekt hier mit einer vorbildlichen Hingabe an Planbearbeitung und Bauausführung entgegengekommen. Bei der inneren Ausstattung wurde durch die Wahl echter Materialien und guter Farbenzusammenstellung mancher wohltuende Effekt erreicht.

Man kann vermuten, daß der Architekt die Hauptfacade noch einfacher gestaltet haben würde, wenn er den Bau ein zweitesmal zu machen bekommen hätte. Bei dem starken Lichtbedürfnis solcher Geschäftshäuser gibt es an der Schauseite jenen Kampf zwischen den großen Fensteröffnungen und den nach Fläche ringenden Mauerkörpern. Kommt nun noch der Wunsch nach einer vertikalen Lisenengliederung hinzu, so entsteht leicht des Guten zu viel. Der Werkstein ist an sich schon eine Gewähr für monumentale Wirkung, und es bedarf nicht viel architektonischer Einzelformen, um das Ganze zu einer ruhigen Wirkung zu bringen. An den einfachen, in engen Straßen gelegenen alten Stadthäusern können die jetzt lebenden Architekten immer noch für ihre Aufgaben hinzulernen.

Zwei Erfolge auf dem Gebiet des Brückenbaus hatte Faesch in der Verbindung mit der Firma Buß in den nächsten

Jahren zu verzeichnen: Einmal im Jahre 1909 beim Wettbewerb für die Rheinbrücke bei Rheinfelden und dann im Jahre 1911 bei dem zweiten Wettbewerb für die Loraine-Brücke in Bern.

Im ersten Falle war Architekt Franz Habich in Rheinfelden als Mitarbeiter beigetreten. Der Entwurf errang einen dritten Preis. Der Strom wird dort von der Insel des Burgkastells in zwei Arme geteilt, und die neue Brücke mußte, dem Zug der alten folgend und die Insel benützend, im Knick hinübergeführt werden. Bei der notwendigen Flachheit der Bogen griff man zur Konstruktion mit armiertem Beton mit Dreigelenkbogen, eine Auskunft, die heutigen Tages unvermeidlich ist, und die möglichst viel von der monumentalen Wirkung der echt gewölbten Steinbrücken in die Zukunft hinüberrettet. Schade, daß keine Veranlassung da war, die Insel mit einem interessanten Aufbau zu beleben, welcher ein Gegenstück zu dem gelungenen Torbau auf der Schweizer Seite hätte abgeben können.

Dankbarer lag die Aufgabe im zweiten Falle. Schon bei dem ersten Wettbewerbe im Jahre 1897 war Faesch in Verbindung mit Buß ein zweiter Preis zugefallen. Dem neuen Entwurf, den E. Faesch mit den Ingenieuren E. Gutzwiller und A. Lusser der Firma Buß zusammen bearbeitete, wurde der erste Preis zuerkannt: Ein mächtiger, mit 88 m Stützweite aus Betonquadern gewölbter Bogen überspannt zwischen ihren steilen Talhängen die in der Tiefe brausende Aare. Der ungekünstelte und große Wurf dieser Arbeit und die Echtheit des gelenklosen Hauptbogens hat etwas Herzerquickendes. Erwünscht wäre es natürlich, wenn es die Kosten gestatten, überall natürliches Material zu verwenden. Der Eindruck würde einheitlicher und im Laufe der Zeit malerischer. Es wäre in hohem Grad erfreulich, wenn der schöne Entwurf, dessen Ausführung nur hinausgeschoben wurde, zu Ehren der schweizerischen Hauptstadt seine Verwirklichung fände.

Daß es Faesch verstand, sich dem Landschaftsbild der Stadt Brugg mit dem Bau der Aargauischen Hypothekenbank vortrefflich anzupassen, zeigt das dort im Jahre 1908 entstandene Bauwerk. Es ist keine anspruchsvolle und großstädtische Lösung, sondern ein angenehmer Gruppenbau, der dem mit alten Bäumen belebten Platze sich gut einfügt und mit dem barocken Turm der katholischen Kirche ein gut verträgliches Gesamtbild abgibt. Ein weises Maßhalten in der Verwendung der Motive, die Ausdehnung des Sockelmauerwerkes als Platzeinfassung und die Einrahmung der Gartenteile machen die Lösung besonders sympathisch. Zwei Jahre später entstand dort das schlichte Bezirkskrankenhaus. Der Hauptbau wird erst dann ganz verständlich sein, wenn einmal sein Ostflügel vollends ausgebaut sein wird. Auch hier liegt der besondere Reiz in der Knappheit der Programmerfüllung und in der liebenswürdigen Zurückhaltung der Einzelform. Ansprechend ist auch der eingeschossig angelegte ebenerdige Absonderungsbau mit seiner luftigen Vorhalle inmitten des Anstaltsgartens von regelmäßiger Anlage.

Im Jahre 1910 errang Faesch den ersten Preis für die Hochbauten des zu erstellenden Kraftwerkes mit Schiffschleuse in Laufenburg gegen deutsche Architekten im engern Wettbewerb, der von der Deutsch-schweizerischen Wasserbaugesellschaft ausgeschrieben war. Mit wenigen Aenderungen wurde der Faesch'sche Entwurf der Ausführung zugrunde gelegt. Im Gegensatz zum Kraftwerk Augst-Wyhlen legt sich hier die ganze Anlage mit dem Turbinenhaus als eigentliche Talsperre zwischen das schweizerische und badische Ufer.

Wohl wurden viele Stimmen laut bei der Niederlegung der zum Teil hölzernen gedeckten Brücke in Laufenburg und dem Verschwinden des herrlichen Wasserspieles der Stromschnellen, die infolge der Stauung des Rheines und eines besseren Durchflusses geopfert werden mußten.

Faesch wußte sich in meisterhafter Weise der landschaftlich so schönen Gegend anzupassen, mit sachlicher Ver-

wendung der gebotenen Materialien für die Hoch- und Wehrbrückenbauten. Als Kopf der Anlage schließt das Turbinenhaus mit einem großen schlichten Turmbau ab, der zu Verwaltungszwecken eingerichtet wurde. Auch das Innere, im besondern die mächtige Halle mit ihrer vom hohen Stand der schweizerischen Technik zeugenden Maschinen beweist die sichere Gestaltungsgabe Faeschs und sein Verständnis, Hand in Hand mit den Ingenieuren zu arbeiten.

Oberhalb der Kraftwerkanlage im sog. Siechenbyfang ist mit der Anlage einer Wohnhäusergruppe begonnen worden, in welcher zwei Direktoren ihr eigenes Heim im Jahre 1913 beziehen konnten. Der Reiz dieser beiden einfachen Häuser liegt in der zweckdienlichen Einordnung in unsere heutigen Wohnungsbedürfnisse. Jedem Gebäude konnte ein großangelegter Garten mit zum Teil altem Nußbaumbestand beigegeben werden.

Im Bau befindet sich, gemeinsam wiederum mit Buß & Cie. erstellt, eine ebenfalls große Kraftwerkanlage in Faal in Steiermark, die von Faeschs Mitarbeiter Faucherre ausschließlich bearbeitet und vollendet wurde.

Die immer mehr sich entwickelnde elektrische Industrie rief auch bei dem Kraftwerke in Badisch-Rheinfelden nach einem eigenen Verwaltungssitz, der gemeinsam mit Franz Habich in den Jahren 1908—1910 erstellt worden ist.

Schon vom schweizerischen Rheinufer her präsentiert sich das Gebäude als eigentlicher Geschäftsbau mit weiser Verteilung von Fenster- und Mauerfläche und dem großen Mansardendache, das die Zeichenräume aufzunehmen hatte. Der Eingang und die Vorhalle erhielten eine Verkleidung in bayrischem Muschelkalksandstein, der in Ton und Struktur dem aus der Gegend entnommenen Bruchstein entspricht und ein harmonisches Gefüge mit dem Sockel und der Einfriedigung ergibt. Ein dekorativer Putzfries zieht sich um das Dachgesims herum und gibt der Anlage eine etwas heiterere Note.

Im Innern sind ansprechende Wartehallen für das Publikum, sowie die Bureaux für die Direktion zweckdienlich geschaffen worden.

Auch hier, wie bei so vielen Bauten Faeschs, ist mit Liebe und Sorgfalt ein Platz dem Kunsthandwerk, im besondern der Schmiedekunst, eingeräumt worden.

Im Anschluß an das Verwaltungsgebäude sind einige Beamteneinzelhäuser erstellt worden, die alle nach Licht und Luft gut orientiert und zusammen mit dem Hauptbau eine vorzügliche Baugruppe ergeben.

Als freistehendes Geschäftshaus von anmutiger Gliederung darf das Verwaltungsgebäude der Firma Jenny in Ziegelbrücke vom Jahre 1911 angesprochen werden. Wir begegnen hier wieder der wohldurchdachten und den geschäftlichen Ansprüchen gerecht werdenden Anordnung im Inneren, welcher die äußere Baugestalt scheinbar mühelos entspringt. Auch ist mit der einzelnen Bauform haushälterisch verfahren, was nicht verhindert hat, das Innere in gediegener Ausstattung durchzuführen. Auch dort verbindet sich Faeschs Kunst mit der seines langjährigen und hervorragenden Gehilfen Faucherre. Als angeschmiegter Seitenbau von kleinen Abmessungen schließt sich das Pförtnerhaus an das Hauptgebäude an. Bei dieser engen Verwachsung ist die Verschiedenheit des Maßstabes glücklich überwunden, und gewisse Aehnlichkeiten treten zutage, wie wir sie in der Natur zwischen Mutter und Kind beobachten.

Ueberall wird man es ja nicht verteidigen können, daß der Zweck der Innenräume sich auch im Außenbau klar ausdrücken soll. Bei Wohn- und Geschäftshäusern ist, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, die Mannigfaltigkeit der Typen sehr groß. Dauernd werden jedoch vorwiegend solche Lösungen befriedigen, bei denen es gelingt, die Gesamtheit der inneren Bedürfnisse und der einfachsten parallel-epipedischen Gestalt der Baukörper mit einem ebenso einfachen Dach zu verbinden. Der gesunde Zug unserer Zeit räumt auch mit

der „Vieldächerei", d. h. mit der Anwendung vielgestaltiger und umständlicher Dachbildungen an ein und demselben Bau auf.

Wie vornehm und wohltuend eine Komposition solch einfacher Art auf den Beschauer wirkt, läßt sich an dem in den letzten Jahren entstandenen Neubau der Schweizerischen Rückversicherungsgesellschaft in Zürich erkennen. Die künstlerischen Verdienste dieser Arbeit, an der Faesch mehr nach der praktischen Seite mitzuwirken berufen war, sind dem Zürcher Architekten von Senger zuzuschreiben. Es entzieht sich meiner Beurteilung, wie weit bei dieser gemeinsamen Arbeit die geistige Machtsphäre des Einzelnen gegangen ist.

Emil Faesch hatte bei dem ersten Wettbewerb für das Basler Kunstmuseum als Preisrichter mitgewirkt. Nachdem sich die Regierung entschlossen hatte, den Neubau auf die Schützenmatte zu stellen, war im Jahr 1914 ein neuer Wettbewerb ausgeschrieben worden, an dem sich Faesch noch mit voller Kraft beteiligte. Ein erster Preis kam nicht zur Verteilung; sein Entwurf wurde aber, wie derjenige Bernoullis, mit einem Preise im ersten Range ausgezeichnet. Man staunt über die Verschiedenartigkeit der Lösung zwischen den erstprämierten und den anderen preisgekrönten Entwürfen und kommt bald zu der Meinung, daß es die Freiheit der Situation auf der geräumigen Schützenmatte war, aus der sich dieses Resultat erklärt. Wenn Faeschs Arbeit im Aeußern mehr den Charakter der Spätrenaissance an sich trug, so finden wir in Bernoullis Arbeit mehr einen klassizistischen Wurf. Die beiden Erstprämierten wurden veranlaßt, unter Berücksichtigung gewisser Wünsche der Kunstkommission ihre Entwürfe umzuarbeiten. Die Wahl fiel dann auf Bernoulli, und Faesch erlebte den Schmerz, zu unterliegen.

Die Kämpfe um den Basler Museumsbau haben mit Faeschs letzter Erkrankung nichts zu tun. Es war ein organisches Leiden, welches seinem Leben ein leider allzu frühes

Ziel setzte. Eine Verbitterung trat bei Faesch nicht ein. Die göttliche Vorsehung erhielt ihm seine Freudigkeit und sein Wohlwollen bis an das Ende.

Allzu früh abgebrochen erscheint uns der Lebenslauf unseres Emil Faesch, jäh zerrissen das Glück seines vorbildlich harmonischen Familienlebens; denn mitten in seiner besten Kraft ging er dahin, beweint von allen, denen er in weltlichen und geistlichen Fragen so viel hatte schenken können.

Ueberblicken wir die Summe seiner Arbeit, so liegt ein reiches und glückliches Leben vor uns. Daß er, der Tradition der alteingesessenen Familie und einem besonderen Wunsche seines alten Vaters entsprechend, gerade seiner Vaterstadt und seinem Vaterland die Hauptkraft seiner Arbeit und seines Lebens widmen durfte, hat ihn immer mit Freude und gerechtem Stolz erfüllt. Auf dieser seiner Tätigkeit in der alten Heimat lag ein besonderer Segen. Basel hat in ihm zweifellos einen seiner allertreuesten und besten Söhne verloren.

Aus den Aufzeichnungen des Lohnherrn Jakob Meyer.

1670—1674.

Von Fritz Baur.

Der Lohnherr Jakob Meyer ist kein Unbekannter. Fritz Burckhardt hat von ihm in seiner Arbeit über Pläne und Karten des Baselgebiets (Basl. Zeitschr. V, 306 ff.) ausführlich gehandelt, indem er seine und seines Sohnes Georg Friedrich Tätigkeit auf dem Gebiet der Landesvermessung erörterte. Weiter bringt das Burgenwerk von Walter Merz eine ganze Reihe von Zeichnungen seiner Hand, bestimmt, bei der kartographischen Wiedergabe des Baselbiets als Materialien zu dienen. Es sind flüchtige Skizzen, nicht zu vergleichen mit den sorgfältig ausgeführten kleinen Zeichnungen des eben genannten Sohnes und Gehilfen Georg Friedrich, die man gleichfalls im Burgenbuch findet.

Den bei Burckhardt abgedruckten Personalien ist zu entnehmen, daß Jakob Meyer am 21. August 1614 in Basel geboren wurde. Er studierte einige Zeit Theologie; während eines Aufenthaltes im Ausland machte er in der Rechen-, der Abmessen- und der Fortifikation-Kunst „treffliche Progressus". Dann wirkte er 1641—1659 als Schullehrer zu Barfüßern. Nachdem ihm schon 1659 die Schaffneien zu St. Martin und zu Augustinern waren anvertraut worden, verwaltete er von 1668 an das wichtige Lohnamt. Er hat eine Menge von Plänen und Aufnahmen, viele davon gemeinsam mit seinem Sohn, ausgeführt, auch eine Reihe von mathematischen Lehrbüchern herausgegeben. Von diesen Werken, soweit sie noch vorhanden sind, hat Fritz Burckhardt am angeführten Ort ein Verzeichnis ge-

geben. Meyer starb am 21. Juni 1678, 63 Jahre und 10 Monate alt.

Durch Zufall sind in meine Hand fünf Kalender gekommen, die die täglichen Aufzeichnungen Meyers aus den Jahren 1670—1674 enthalten. Es sind dieselben Kalender, die heutzutage noch unsere Hausfrauen benützen, wenn sie vor Neujahr Wäscherin und Glätterin eintragen. Zu diesem Zweck läßt der Kalender eine halbe Kolumne neben dem Kalendarium frei. Außerdem hat Meyer die von ihm benützten Hefte mit starkem, festem Handpapier durchschossen. Auf jener freigelassenen Kolumne und auf diesen Durchschußblättern stehen die Notizen. Im allgemeinen enthalten die großen weißen Seiten die längern zusammenhängenden Abschnitte, während die engern Spalten kürzeren stichwortartigen Aufzeichnungen vorbehalten sind. Verbreiten jene sich über alle möglichen Angelegenheiten, so betreffen diese meist Dinge hauswirtschaftlicher Natur, wie den Bezug der Besoldung, Zinszahlungen, Kauf von Heu, Stroh und Holz, Gevatterschaften u. drgl.

Freilich nennen die Kalender nirgends Meyers Namen. Ein Zweifel ist aber ausgeschlossen. Denn die Aufzeichnungen handeln zum größten Teil von den amtlichen Obliegenheiten der Lohnherren. Der in den Kalendern regelmäßig erwähnte Geburtstag des Schreibers, die Nennung seiner Verwandten und andere Anzeichen lassen keine andere Autorschaft zu als die Meyers.

Als Meyer die Eintragungen in seinem Hauskalender aufzeichnete, da ahnte er nicht, daß ein Vierteljahrtausend später ein Basler Jahrbuch sich damit beschäftigen werde. Aber gerade das macht ihren Wert aus. Gerade weil er sie nur für sich selber, vielleicht noch für die Augen seiner Kinder bestimmt hat, gab er sich darin ganz wie er war, redete er frisch von der Leber weg über das, was ihn bewegte, und läßt uns damit kostbare Blicke tun in das gewöhnliche Leben unserer Vorfahren. Es ist nicht ein zusammenhängendes

Gemälde, das er uns entrollt. Vielmehr sind es einzelne kleine Bildchen, ohne große Ansprüche für den Hausgebrauch gezeichnet, oft, leider nur zu oft, unvollendet. Denn wie häufig findet sich in den Notizen eine unausgefüllte Lücke, ist von irgend einem Ereignis der Anfang erzählt, und die Folge bleibt uns der Erzähler schuldig. Aber dennoch werden die Gassen und die Häuser unserer alten Stadt lebendig durch das, was die vergilbten Blätter melden; der Leser wird herumgeführt auf den Bauplätzen, er begleitet den Schreiber bei seinen amtlichen Gängen und Ritten über Land, er hört seine Klagen über den Verdruß, den er mit lästigen Untergebenen und mit säumigen Lieferanten hatte, er vernimmt das Urteil über abgestorbene Mitbürger und die Erzählung von allem, was die Bürgerschaft sich aus der Nähe und aus der Ferne erzählt, er nimmt teil an Freud und Leid in der Familie, am Schweinemetzgen und am Herbstvergnügen, an Hochzeit und an Todestrauer.

Neue Tatsachen erfährt man nicht aus den Kalendern. Sie verbreiten kein neues Licht über dunkle Zeiten in der Geschichte unserer Vaterstadt. So ist auch der Zweck der nachfolgenden Blätter nur, einen bescheidenen kulturgeschichtlichen Beitrag zu liefern zum täglichen Leben eines Bürgers und Beamten aus dem baslerischen Mittelstand in der Zeit des ausgehenden 17. Jahrhunderts.

Meyer als Beamter.

Die berufliche Stellung Jakob Meyers läßt sich in unser 20. Jahrhundert nicht leicht übersetzen. Am ehesten möchte man die Aufgaben des Lohnherrn mit denen des Kantonsbaumeisters vergleichen, und zwar des Kantonsbaumeisters für Hoch- und für Tiefbau. Zugleich macht der Lohnherr den Materialverwalter und den Sachverständigen für alle baulichen Angelegenheiten; auch für forstliche Fragen ist er der Vertrauensmann seiner Gnädigen Herrn. Dies hindert nicht, daß er gelegentlich auf längere Zeit im Auf-

trage des Gouverneurs des Elsasses, des Herzogs von Mazarin, arbeitet. Enge geschäftliche Beziehungen unterhält er auch mit dem markgräflich badischen Hof. Ob es, streng genommen, zu dem Amte des Lohnherrn gehörte, auch für das Leeren der obrigkeitlichen Fischweiher zu sorgen, einen gefährlich gewordenen Hirsch im Stadtgraben abtun zu lassen, bei Ausfahrten der Herren Häupter zu Bauten in der Umgegend an die notwendige Collation zu denken, mag dahingestellt bleiben.

Vor allem gibt der Rhein dem Lohnamt viel Arbeit. Gleich auf dem ersten Blatt wird ein durch plötzliches Tauwetter in den ersten Januartagen 1670 hervorgerufener schwerer Eisgang verzeichnet. Da „treibt das gelöste Eis große Stücke und Schämel wider die Joch, also daß ich sie in der Nacht mußt beschweren lassen. Gegen Tag führte es uns die Henki hinweg, und fahren gegen 200 Klafter buchen Holz, denen von Breitenbach gehörig, den Rhein ab. Mußten in 3 Nächt wachen, und war die Not mächtig groß; wann es an ein Joch angieng, erschallt die ganze Bruck, litten doch an unserem Rheinthorgebäu keinen Schaden. Den 13. ließ ich die Henki wieder schlagen. War den 10. mit den H. Häuptern auf dem Augenschein an der Birs. Der neue Birsgraben litt keinen sonderlichen Schaden."[1])

Wie noch heute benützte man die Zeit der Kälte und des niedrigen Wasserstandes zu den Wasserbauten. So wird im Winter 1670/71 „am Rheinthor stark gearbeitet." In den Wintern von 1671—1674 sind eingreifende Bauten

[1]) Die Orthographie der Anführungen aus Meyers Kalender wurde der überflüssigen Konsonanten- und Vokalanhäufungen, die den Text für unser Auge schwerfällig machen, entkleidet und der jetzt üblichen Rechtschreibung nach Möglichkeit angenähert.

Die Henki ist der Ort, wo die Holzflöße am Ufer festgebunden, angehängt wurden. Es waren dort nur sehr wenige und flüchtige ständige Einrichtungen getroffen. Die Henki an der Birs, auf deren linkem Ufer oberhalb des Wuhres der Neuen Welt, wurde für jeden Floß besonders geschlagen.

an der Brücke im Gang. Es handelte sich um größere Ausbesserungen an den ersten Jochen vom Rheintor an gezählt. Nach der alten Methode baute man Wasserstuben, die leergepumpt wurden. Da ging's nicht ohne Unfälle ab. Zum Dezember 1671 wird berichtet: „Den 13. bekam der Werkmeister ..... ein Loch in den Kopf, und den 20. Isac Merckli der Wagner, so bei dem Fuhrrad gestanden und der Fallen nicht recht wahrgenommen, ward durch das Seil erwischt, unter das Rad gezogen und das eine Bein entzwei, am anderen aber der Knoden auseinander gezogen." Da „Sonn- und Feiertag wie auch zur Nacht stark geschafft" wurde, so konnte Meyer zum 17. Januar 1672 verzeichnen, daß man angefangen habe, das vierte Joch zu schlagen. Im Dezember 1672, im folgenden Winter ging's dann an das zweite Joch vom Rheintor an, das Birsjoch genannt. Noch im nämlichen Monat wurde das Werk vollendet, „dabei kein ander Unglück geschah, als daß der Bruckenknecht von einer Leiteren im Schlagwerk herabfiel, sodann den andern Tag hernach eine Magd im Vergaffen mit einem Fleckling über die Bruck herunter fiel, doch Gottlob beiderseits ohne Schaden."

Neben der Arbeit an der Brücke gehen durchgreifende Ausbesserungen am benachbarten Salzhause her. Am 19. Dezember 1671 hatten die Bauherren einen Augenschein an diesem presthaften Gebäu vorgenommen, worauf der Rat erkannte, „daß solches unverzogenlich soll gebaut und verbessert werden. Das Rheintor aber, so weit gefährlicher, sollt bis der Rhein kleiner worden und unterdeß die Werkmeister von Colmar, Rheinfelden und Mülhausen beschickt, und auch ihr Gutachten darüber angehört, verschoben sein". Die Arbeit vom vorigen Winter, die dem Rheintor gegolten hatte, war also offenbar nicht besonders dauerhaft ausgefallen. Am 26. Dezember trafen die Sachverständigen aus den Nachbarstädten ein und übergaben am 28. den Herren Häuptern und Bauherren ihr „Bedenken"; Meyer verfaßte darüber einen „Abriß", der noch am 30. für Rat kam. Zum Januar

1672 meldet das Tagebuch weiter: „Deren im vorigen Jahr End Decembris fremden Werkmeistern gegebenen Meinungen werden von U. G. Herren theils placitiert, theils aber als nichtig aus der Acht gelassen. Sie unterdessen, der von Colmar mit 15, der von Mülhausen mit 6, und der von Rheinfelden mit 4 Thalern beschenkt und aus dem Wirtshaus gelöst. 17 ℞. Mir inzwischen befohlen, daß ich mit guter Resolution das Werk angreifen und mit mehreren Arbeitern continuieren sollte. So auch mit der Hilf Gottes und gutem Wetter beschehen, maßen wir den 10. diß mit 4 Geschicht Quaderen unter dem Rheintor dem Rhein und Wasser entrunnen." Zu Anfang Hornung kann Meyer melden: „Noch vor Aenderung des Wetters, ward das vierte Joch geschlagen, bandet und verbürgt. Sodann auch die neue Dohlen vom Kopf an bis zum Rheinthor verfertigt und beschlossen."

Ende 1674 taucht das Rheintor wieder auf, und zwar handelte es sich um die Einrichtung einer Wachtstube, während gleichzeitig drei Joche ausgeflickt, eine eingefallene Mauer bei der Bärenhaut[2]) wieder aufgerichtet und die Baar[3]) ausgebaut wurde. Auch diese Baar scheint ein besonderes Sorgenkind des Lohnherrn gewesen zu sein. Im Dezember 1672 wurde sie „geschliffen, höher und eingezogener gemauert und beiderseits Gräben gemacht"; noch Anfang Februar 1673 war man an der Arbeit. Nachdem am 2. die Herren Häupter „auf St. Peters Platz gefahren und dem Exercitio zugesehen, welches seit etwas Zeits hero in 80 von ihren Unterthanen mit der musqueten und piquen erlernet, und sie ihnen, weilen sie sich wohl verhalten, Wein und Brot verehreten, und sie hernach dimittiert hatten", fahren sie „von dar über Rhein zur der Bar, allda wir im Bauen begriffen".

[2]) Bärenhaut: Gefängnis beim St. Alban-Schwibbogen.

[3]) Die Baar nannte man eine oberhalb der Kartaus in den Rhein gebaute Mauer, die dazu dienen sollte, die Strömung nach der Großbasler Seite hinüberzudrängen. Jedenfalls sollte sie auch das Eindringen von Feinden erschweren.

Meyer hat aber auch die Mühe mit der Leitung solcher Bauarbeiten nicht umsonst getan. Mit Genugtuung verzeichnet er zum September 1672: „Unsere Gnädige Herren die HH. Häupter, nachdeme sie Ihnen zu Gemüt führen lassen die vergangenen Winter an dem Rhein von uns zugebrachte Nacht und Sonntags Sorg und Mühe, haben sie solches zu G. angesehen und mir dafür verehren lassen ein doppelten Dukaten und zween Saum Wein, dem Bauschreiber und beiden Werkmeistern jedem 1 Dukaten und 1 Saum Wein."

Mit dem Münster befassen sich die Aufzeichnungen des Lohnherrn nicht. Es befand sich damals in gutem baulichem Zustand. Auch von Bauarbeiten an andern städtischen Kirchen verlautet nichts. Dagegen gab die Erweiterung des Kirchleins zu St. Margarethen im Frühjahr und Sommer 1673 viel Arbeit. Es hängten sich daran allerlei Streitigkeiten mit dem damaligen Besitzer des Guts, Franz Henzgi, die der Lohnherr auszufechten hatte. Aehnlich mußte Meyer mit den widerhaarigen Johanniterrittern verhandeln, als beim „Kloster" eine Stützmauer in den Rhein rutschte und der Orden sich weigerte, die Herstellungskosten zu tragen. Henzgi, der Gutsbesitzer zu St. Margarethen, erscheint in unsern Notizen als ein starrköpfiger Prozeßnickel und ein schlimmer Schwätzer, dessen böse Zunge sogar U. Gn. HH. die Herren Häupter „ganz schimpflich" behandelt, worauf „ein Ehrs. Rat erkannt, daß Henzgi Gott und die Obrigkeit um Verzeihung beten, Er aber ehr- und wehrlos gemacht sein solle". Der Bau der Kirche wurde vollendet, und „Sonntags den 30. November ward die neu erweiterte Kirch zu St. Margrethen durch Hrn. Werenfels den neuen Pfarrer in Gegenwart vielen Volks eingeweihet und das erste Mal wieder darin geprediget". Noch seien hier die wiederholten Ritte und Fahrten nach Benken um die Jahreswende 1673 bis 1674 erwähnt, die mit dem Aufzug eines neuen Pfarrers und dem mißlichen baulichen Zustand des dortigen Pfarrhauses zusammenhingen.

Es ist nicht möglich, mit gleicher Ausführlichkeit Meyers gesamte amtliche Tätigkeit zu verfolgen. In allen mit dem Bauwesen nur irgendwie zusammenhängenden Fragen tritt er wie natürlich als der vornehmste Berater seiner Vorgesetzten auf. So auch bei den Stadtbefestigungen. Daß er in der Fortifikationskunst über gute Kenntnisse verfügte, heben die Personalien hervor. So sind denn auch über diese Angelegenheiten Gutachten und Vorschläge von ihm nicht selten. Er leitet die von aus der Landschaft herkommandierten Bauern „fronsweis" ausgeführten Ausbesserungen an den Befestigungen des St. Johanntors. Von ihm dürfte auch nach Fritz Burckhardts Vermutung stammen der „Grundriß eines Bastions zwischen Riehemer und Bläsitor, außerhalb dem Stadtgraben an dem Zwinger gelegen, samt unvorgreiflichen Bedenken, wie ein solches wieder repariert und in Defension gebracht werden könnte", das im Staatsarchiv aufbewahrt wird. Wohl nahmen die Herren Häupter oft und viel an den Befestigungen Augenscheine und sonstige Besuche vor. Im allgemeinen dürften Meyers Vorschläge angenommen worden sein. Wo es nicht geschieht, hebt er es besonders hervor. So zum Juni 1674, als die Herren Häupter und die Bauherren wegen Beschließung der Schanzen hinter dem Drahtzug jenseit Rheins auf dem Augenschein gewesen. Da bemerkt er: „Hier mußte sich die bessere Meinung leiden."

Von diesen fortifikatorischen zu eigentlich militärischen Ratschlägen ist nur noch ein Schritt. Auch ihn taten die gnädigen Herren, als 1673 und 1674 die Kriegsunruhen unsrer Stadt immer näher rückten. Am 13. Januar 1674 waren in der Nacht „in 500 Kaiserische von Rheinfelden in 3 Schiffen bis an die Birs gefahren. Die gehen samt 50 Reitern, so zu St. Jakob durchkommen, still durch das Bistum in Burgund". Diese Neutralitätsverletzung veranlaßte die Obrigkeit, von Meyer einen „Abriß" über die Angelegenheit zu fordern, den er am 27. desselben Monats

einreicht. Zur Aufstellung der Stücke auf den Befestigungen hat der Lohnherr seine Ansicht zu geben und den Probeschießen mit neuen Geschützen beizuwohnen.

Ihm untersteht das Brunnenwerk der ganzen Stadt. Er hat die Quellen hinter dem Holee fassen und in die Stadt führen lassen, den Markgräfischen Hof hat er mit Wasser versorgt, im August und September 1674 ist er mit einigen Herren des Rats „zu den Hofbrünnen gangen, selbige visitiert und insgemein mit einem eingelötheten Bürlein gering gemacht, ohne Ansehen einiger Person". Ein ander Mal notiert er, er habe zugunsten des beim Urbansbrunnen wohnenden Schreiners Würtz „eine Nußerbs groß vom Abwasser in seine Behausung zu leiten" erlangt, wofür der Bedachte jährlich dem Ladenamt 5 B. abrichten soll.

Oftmals trifft man Meyern an der Birs bei St. Jakob und auf der Neuen Welt. Augenscheinlich erforderte das Wuhr viel Aufmerksamkeit und beständige Arbeit. Zudem waren auf den dortigen Wiesen in den Niederungen des noch nicht korrigierten Flusses oft Anstände zwischen Eigentümern und Pächtern zu schlichten, bei denen die Hilfe eines erfahrenen Geometers von besonderm Werte war. Ebenso hat er die drei Wuhren der Ergolz ob Augst zu besuchen, mit den Wässerungsverhältnissen an der Wiese sich zu befassen, als bei anhaltendem Regen sich im Schlipf eine Rutschung einstellt, „das verschwellte Wasser abgraben" zu lassen, und der schadhafte Einlauf des Baches in der Kleinen Stadt wird auf seine Anordnung „verküttet". Für das Abschlagen der Teiche hat er zu sorgen, wie er auch das Austreten des einen dieser Wasserläufe erwähnt.

Häufig ist in den vorliegenden Blättern von der Holzflößerei auf der Birs die Rede. Wir kennen den Brauch nicht nur aus Wurstisen, sondern noch aus der bedeutend spätern Zeit Bruckners. Der Lohnherr hatte von jedem Floß eine Kompetenz von 2 Klaftern zu beanspruchen. Dafür mag er bei der Henki Auslagen gehabt haben, namentlich

wenn ein Mitglied der Obrigkeit geruhte, als sein Gast dem Anlaß beizuwohnen. Gegen Ende 1674 gelangt er wegen des Junkers von Zwingen und dessen „unverschämter Flößerei“ für Rat. Aber er wurde angewiesen, „Diskretion zu brauchen“, was wohl auch mit den damaligen unruhigen Zeitläuften zusammenhing, die den Eidgenossen Einigkeit nahe legte. Meyer aber mißbilligt diese „zum Schaden U. Gn. HH.“ ihm vorgezeichnete Marschroute.

Der Aufsicht des Lohnherrn unterstanden die *Landvogteischlösser* auf der Landschaft. Zwei Stellen aus dem Tagebuch Meyers reden von den Ausflügen, die er 1673 mit seinem Sohne Friedrich nach Ramstein und Homburg unternahm; das presthafte Schloß Homburg verdang er zur Verbesserung dem Johann Studer aus St. Gerold und dessen Gespanen zu 240 ℔, 7 Vierzel Korn und 4 Saum Wein. In Ramstein verdingt er andern Tages zwei abgebrannte Mauern abzubrechen. Zwei Monate später wurden die Arbeiten besichtigt und gutgeheißen. Meyer gibt die Reiseroute an. Am Abend des 14. Juni ritt er mit seinem Sohn nach Seewen, von da am 15. früh nach Ramstein; am Nachmittag wurde der Ritt fortgesetzt nach Höllstein, am Abend „gen Bukten im Donnerwetter“; der 16. sieht die Reisenden in Homburg; das Mittagessen nahmen sie beim Pfarrherrn in Läufelfingen und kehrten am Abend in Begleit des Landvogts Senn nach Basel zurück. Merz erwähnt in seinem Burgenwerk in der Tat die Ausbesserungen am Schloß Ramstein 1673/74, und von Homburg heißt es, es sei in dieser Zeit beständig daran herumgeflickt worden.

Meyer war vermöge seiner Kenntnisse und Fähigkeiten auch ganz der Mann, bei *Grenzbereinigungen und Landvermessungen* mitzuwirken. Bald erledigt er mit dem Junker Obervogt des Bischofs auf dem Bruderholz derartige Geschäfte, bald überwacht er, wie ein dem Wasserknecht in der Neuen Welt überlassenes Gut von einem E. Gescheid von Münchenstein mit acht Marchsteinen ausgesteint

wird, bald hilft er mit Deputat Hagenbach, dem Landvogt von Riehen, zwischen Riehen und Grenzach Herrlichkeitsteine versetzen, wobei der Junker von Bärenfels anwesend war. Im Mai 1673 reitet er mit Oberstzunftmeister Burckhardt und dem Dreierherrn Burckhardt samt dem Ratsherrn Uebelin auf den Sonnenberg bei Maisprach, um mit den kaiserlichen Deputierten, dem Freiherrn von Wydenbach, dem Dr. Sommervogel, Kommissari von Freiburg, dem Amtmann Hug und dem Einnehmer von Rheinfelden eine Streitigkeit zu erledigen. Die Sache wurde „mit ziemlichem Verlurst und Nachgeben" zu Möhlin verglichen. Aber zwei Jahre später lebt sie wieder auf. Anfang November 1674 trifft man den Lohnherrn mit seinem Sohn Georg Friedrich, sowie Herrn Christoph Burckhardt dem Dreierherrn, Herrn Landvogt Spörlin und dem Stadtschreiber von Liestal auf der Farnsburg. Am 9. verfügte man sich auf den Sonnenberg; da traf man von österreichischer Seite an Herrn Baron von Grammont, den neuen Oberamtmann von Rheinfelden und den Einnehmer. „Nach langem Konzertieren sind vier Herrlichkeitsteine gesetzt worden. Abends kamen wir auf den Schönenberg, und weilen Widerpart den anno 72 gemachten Vergleich nicht wollte gelten lassen, ward die Sach ad referendum genommen und unserseits wider den Verlauf am Sonnenberg protestiert. Nachts ritten wir nach Meli, wurden wohl traktiert. Den 10. nach Augst und gegen Abend nach Haus."

Soll ein Haus in Kleinhüningen vermietet werden, so muß der Lohnherr dabei sein. Für den Neubau der langen Stegen zu St. Martin hat er zu sorgen. Kommen Komödianten in die Stadt, so wenden sie sich an ihn wegen des Baues einer „großen Brügin und hohen Stägen" im Ballenhaus. Bei einer Ausfahrt der Herren Häupter zu dem durchgebrochenen Holeegraben und dem Einfall eines Mauerstückes am Binninger Schutz, zum Augenschein eines starken Gritts in Hrn. v. Salis Matten, dann nach St. Jakob zu

der neugereuteten Matte und endlich in die Neue Welt wurde Meyern befohlen, eine Kollation zubereiten zu lassen. Die Herren waren, wie er mit Befriedigung bemerkt, „sehr guter Dinge, und bezahlte Hr. Oberstzunftmeister Burckhardt hiefür 3 Thlr. samt dem Wein". Und wie ein andermal die Herren Häupter und die Dreierherren auf dem Riehenfeld fischen ließen, da erhielt ihr Vertrauensmann den Auftrag, ihnen eine gute Mahlzeit zuzurüsten, „welche sie in der ergrößten Hütten fröhlich genossen". Aehnlich wurde nach einer Besichtigung der Schanzen und des Passes bei St. Jakob abends in der Neuen Welt eine „geringe Kollation" eingenommen. Und als die Herren wieder einmal den untern Weiher auf Riehener Feld fischen ließen, da luden sie dazu den Kapitän von der Basler Kompagnie Stupa, der damals Generalkommissär für französische Werbungen in der Schweiz war. Meyer erzählt: „Er wird neben seiner Gemahlin und seiner Kameradin zu Riehen in Herrn Bürgermeister Krugen Hof[4]) traktiert. Dies Frauenzimmer machte ihnen mit syrenischem Gesang und französischen Buhlenliedlinen gute Kurzweil. Ich hörte mit großer Verwunderung zu."

Wiederholt besuchte die Obrigkeit ihren Beamten in seiner Amtwohnung, dem St. Leonhardkloster, das noch heute zur Erinnerung an seine frühere Bestimmung der Lohnhof heißt. Bald hatte er ihnen eine neu gezeichnete Karte oder einen Plan zu zeigen, bald ihnen irgend ein Modell vorzuweisen. Im Januar 1671 drohte ihm der Verlust dieser Wohnung, die ihm lieb geworden war. Damals war an Stelle des verstorbenen Pfarrers Theodor Richard zu St. Leonhard M. Peter Werenfels gewählt worden, bisher Archidiakonus am Münster. Meyer freute sich der Wahl dieses Seelsorgers, den er als hochgelehrt in heiliger Schrift und in Philosophie und im Predigen trefflich erfahren

[4]) Früheres Landgut von Bürgermeister Wettstein, jetzt Besitz des Erben Heusler-Christ. Krug war Schwiegersohn Wettsteins.

rühmt. Aber unmittelbar nach der Wahl trägt er in seinen Kalender ein: „O geistliche Falschheit über alle Falschheiten! Etliche falsche Rät und Praktikanten bringen für Rat an wider Willen der HH. Häupter und redlichen Räten, daß man mich wieder aus dem Kloster tun und den neuerwählten Pfarrherrn (qui axioma Dn. nostri Jesu Christi quod tibi non vis fieri alteri ne feceris, nescit practicare) darein setze. Hr. Christoph Burckhardt der Dreierherr macht mir zu gutem das Mehr, dem es Gott vergelte."

Wir haben Mühe, in unserer Zeit der strengen Amtsordnungen es zu verstehen, daß Meyer neben der Besorgung seiner Stellung in Basel Monate lang in auswärtigen Diensten abwesend sein durfte, sei es, um im Auftrage des Herzogs von Mazarin das Elsaß zu vermessen, sei es in Geschäften des Markgrafen Carolus Magnus oder später von dessen Witwe. Man muß sich's damit erklären, daß die Regierung aus Rücksicht auf gute nachbarliche Beziehungen fünfe gerad sein ließ.

Vollends aber läßt uns unser Verständnis im Stich bei den mannigfachen Nebenbeschäftigungen des Lohnherrn in der Stadt selber und bei der Unbefangenheit, womit er die ihm für solche Tätigkeit gespendeten Geschenke verzeichnet. Dafür nur wenige Beispiele: Jakob Strauß der Nagelschmied verehrt wegen geleisteter Dienste bei Erlangung und Bauung seiner Werkstatt außerhalb dem Eselthürlin einen Dukaten und silbernen Löffel; Herr Augustin Schnell „wegen daß ich ihm gute Dienste geleistet bei seinem von U. Gn. HH. erlangten Brunnen verehret mir einen zierlich verguldten Becher von (Lücke) Lot"; weiter „verehret mir der neue Ballierer jenseit Rheins 2 Thlr. und der Seidenfärber auch 2 Thlr., Ursach, weil ich ihnen bei U. Gn. HH. den HH. Häuptern wegen ihres Bauwesens mit gutem Gewissen ein gut Wort verliehen". In den Jahren 1673 und 1674 häufen sich die Fälle, wo der Lohnherr „wegen eines Brennhüslins" von Privaten größere oder

kleinere Trinkgelder bezieht. Die Vermittlung des Verkaufs einer obrigkeitlichen Liegenschaft auf dem Heuberg an Herrn Johann Burtorf d. R. und die Beschleunigung des Geschäftes nimmt, weil hier die Obrigkeit selbst Partei war und also amtlich darum wissen mußte, eine etwas andere Stelle ein. Meyer verdiente sich dabei, wie er schreibt, ein Trinkgeld, und zwar von Burtorf 6 Louisthaler.

Bei der Untersuchung des G e h a l t e s, den Meyer als Lohnherr bezog, blicken wir in eine uns vollkommen fremd gewordene Welt. Einen Hauptteil der Besoldung erhielt er in Holz, Korn und Wein. Er hat darüber ungezählte Eintragungen gemacht, aber wohl nicht alle Eingänge regelmäßig aufgezeichnet, auch kaum immer zwischen ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen, Kompetenzen und Sporteln unterschieden.

Während der fünf Jahre, über die uns Aufzeichnungen vorliegen, hat er insgesamt bezogen 583 Pfund in bar, 82 Vierzel Korn, 32 V. Hafer, 57 Saum Wein, weißen und roten, 27 Klafter Holz, 8 Wagen Weiden, Holz und Wellen, 15 Wagen Heu und Stroh, 16 Wagen, Wägelein und Fährt Eichenholz, 800 Hardtwellen, 150 Wellen Stroh. Bei einem Monat sind die Notizen über die Eingänge so abgeblaßt, daß sie unleserlich wurden. Was an Holz, Heu, Stroh u. drgl. zum Gehalt gehörte oder Gefälle war, und was in die Haushaltung gekauft wurde, ist nicht auseinander gehalten. Sicher sind die Hardtwellen, 200 Stück im Jahr, Kompetenz. Auch Heu gehörte, zum Teil wenigstens, zu den regelmäßigen Einnahmen. Dagegen ist das Holz, wie schon erwähnt, z. T. Sportel für das Flößen.

Der B a r g e h a l t ist zum Juni und zu Weihnachten verfallen, die Naturalkompetenzen teils zu den Fronfasten (Wein), teils zu Pfingsten und zu Weihnachten (Frucht). Letztere scheinen aber selten zu rechter Zeit voll entrichtet worden zu sein. Es ist eine beständige Notiererei, wie viel

jetzt noch ausstehe. Ob es mit dem Bargehalt sich ähnlich verhielt, das wagen wir nicht zu entscheiden. Das Jahr 1670 enthält gar keine Angaben für Barbezüge, das Jahr 1671 mit 132, das Jahr 1672 mit 226 Pfd. besonders hohe Summen. Vielleicht lassen sich diese Ungleichheiten mit nachlässiger Buchung erklären. Es muß immer wieder an die Lückenhaftigkeit und die Zufälligkeiten der Kalendernotizen erinnert werden. Zum Gehalt Meyers darf man auch die Amtwohnung rechnen. Sie war geräumig genug, daß er Teile davon ausmieten und auf diese Weise sein Gehalt vermehren konnte. So sehen wir ihn „Herrn Daniel Elpsen drei Gemach auf dem Kreuzgang zu Schüttenen" um 12 Pfd. verleihen. „Herr Einnehmer von Altkirch soll Früchten dahin legen", wird dazu bemerkt. Später hat er „R. Johann Fuchs, Pfarrherrn zu Helfranzkirch und Hans Groß von dar das obere Stüblin und Nebenkämmerlin verliehen auf 1 Jahr lang um 11 Rthlr."

Der Anstellungsvertrag Meyers (Staats-Archiv, Bau-Akten, F. 2) gibt uns über diese Verhältnisse genauer Auskunft als die Kalender: Meyer bezog demnach wöchentlich 2 Pfd. 10 Bz., 12 Vierzel Korn samt 8 Saum Wein, und 12 Pfd. 6 Bz. für ein Paar Stiefel als sein bestimmte jährliche Besoldung, dazu wie bisher 120 Pfd., 10 Vierzel Korn und 4 Saum Wein wegen der Meßkunst (d. h. als obrigkeitlicher Geometer), also in allem 262 Pfd. 10 Bz., 22 Vierzel Korn und 12 Saum Wein. Weiter soll er seine Wohnbehausung in dem nun vacierenden Kloster St. Leonhard nehmen. Und weil der Herr Lohnherr eines Pferds und Jungen wegen der vielen Geschäfte in der Neuen Welt, im Ziegelhof, im Steinbruch und anderstwo hochvonnöten, soll er empfangen für des Pferds Unterhaltung 8 V. Haber und einen Wagen mit Heu, für den Jungen aber wöchentlich 2 Pfd. Dazu die ordinari Accidentien, als einen Wagen mit Holz und Wellen von U. Gn. HH., samt denen von den Flößern; mit den gewöhnlichen Fastnachthühnern,

Fischen und Herbstweid auf der Schützenmatte soll er sich „kontentieren und ersättigen“.

Unser alkoholfeindliches Jahrhundert hat Mühe, sich den Weinkonsum vorzustellen, in den diese Blätter einen Blick tun lassen. Der Kompetenzwein ist lange nicht der einzige, der in Meyers Haushalt kam. Er besaß auch eigene Reben in Münchenstein und jenseit Rheins. Weiter fällt ihm der Ertrag der Landeren im Lohnhof zu. Dieser betrug im Jahre 1672 z. B. 2 Saum. Im nämlichen Jahr werden in den Kleinbasler Reben „in 9 Saum“, in Münchenstein 25 Saum gemacht. Das war aber ein besonders gutes Jahr. Man scheint diesen Herbst entsprechend nachdrücklich gefeiert zu haben. Die Markgräfin Witwe schickte Meyern die Damen ihres Haushalts, ihr „Frauenzimmer“ samt dem Hofprediger nach Münchenstein in den Herbst. In der Neuen Welt, wo Meyer auch etwas scheint besessen zu haben, wurde dann die Gesellschaft gastiert.

Zu dem Kompetenzwein und dem eigenen Gewächs kauft der Lohnherr noch weiteren Wein. Von einem Haltinger erhält er an eine alte Schuld 3½ Saum Roten, in Reinach kauft er 1, in Weil 2 Saum. Seinem Tochtermann dem Biersieder nimmt er 3 Saum roten Baselwein ab, seine Frau dem Untervogt von Muttenz 2 Saum Weißen. Der Wein scheint zum großen Teil in Meyers Haushaltung vertilgt worden zu sein. Nur den Apotheker Friedrich Eglinger nennen die Kalender als Empfänger verhältnismäßig bescheidener Mengen Wein „an seine Apothekermedikamenta a conto“.

Die Naturalwirtschaft, unter der Meyers Gehaltverhältnisse zum Teil standen, erklärt sich daraus, daß die Obrigkeit selbst viele ihrer Einnahmen in natura bezieht. Aus den Aufzeichnungen des Lohnherrn erfahren wir z. B., daß „Meine Herren von Basel dem Jakob Ryf und Gespanen den Anstoß an S. Margareten Kirche“ zu 190 Pfd., 9 V. Korn und 5 S. Wein verdingen. Unter den zahlreichen

Beamtungen werden demgemäß genannt der Kornherr, der Kellerherr, der Holzherr, der Stallherr, aber auch der Herrenkarrer, der Herrenkübler; auch von U. Gn. HH. Zug und vom Herenkeller ist die Rede. Die wenig entwickelten Verkehrsverhältnisse zwangen dazu, alle Bedürfnisse möglichst aus der Nähe zu beziehen. Daher der Lohnherr das Holz zu den obrigkeitlichen Bauten und Flickereien aus den Waldungen der Umgebung, auch der Markgrafschaft, des Schwarzwaldes und des Sundgaus bezog, die Steine in den schon im 15. Jahrhundert von Basel erworbenen Steinbrüchen bei Rheinfelden brechen ließ und mit städtischen Pferden auf eigenen Wagen oder auf dem Wasser in eigenen Schiffen zur Stadt führte. Es entspricht diesem ganzen Betrieb, daß, wie wir gesehen haben, die städtischen Bauten unter eigener Leitung des Bauherrn ausgeführt werden. Auch Privatleute sahen sich bei größeren Bauten zu dieser Bauweise gezwungen. So hat Lukas Sarasin zum Bau des Blauen und des Weißen Hauses zwei Menschenalter später als Meyer auch für die meisten Erforderniße seines Unternehmens selbst sorgen müssen.

Um zu der Gehaltfrage zurückzukehren, so bildeten für den Lohnherrn gewissermaßen ein Zwischending zwischen den festen Einnahmen und den Sporteln die Neujahrgeschenke. Unsre Kalender verzeichnen sie genau, mit Ausnahme des Jahres 1672. Greifen wir den Gabentisch des Jahres 1670 heraus. Da heißt's: „Herr Schmied verehret mir zum guten Jahr einen welschen Hahnen, H. M. Bartt einen schönen Parmesaner Käs, Garnus einen Hasen und die Zunft ein Kalbsviertel; Hr. Friedr. Eglinger einen Zuckerstock, Hr. Landvogt Spörlin einen Hasen und die vier Fasnachthühner von Farnsburg, vier Fasn. Hühner von Wallenburg, zwei von Liestal; der Werkmeister von Mülhausen verehret mir drei Becher schöne Gerste, der Ziegler über Rhein ein Spanferklin, der Birsmeister ein gut Lämmlin." Zu den hier aufgezählten Gebern und Gaben kommen

an spätern Neujahrtagen neue, frühere bleiben zurück. So schickt 1672 der Kaminfeger ein halb Dutzend Zitronen, der neue Birsmeister Herr Löffel stellt sich mit einem guten Lamm ein, 1674 spendet die Gremberin 6 Pfd. Kerzen.

Offenbar sind die Geber meist Leute, die mit Meyer in geschäftlicher Beziehung standen und ihren Vorteil darin fanden, ihn warm zu halten, so der Herrenschmied, der Schmied in Rheinfelden, der Birsmeister, der Kaminfeger. Der Lohnherr hat wohl auf einzelne dieser Gaben mit Sicherheit rechnen können. Die unbefangene Art, mit der er darüber Buch führt, beweist, daß er die Geschenke nicht als etwas Unrechtes, als Bestechung empfand. Die vielen leckern Sachen deuten vielleicht darauf hin, daß er ein Kenner guter Dinge war. Dieser Vermutung würde die Tatsache nicht widersprechen, daß im gedruckten Teil der Kalender viele Kochrezepte sich finden, die Einem beim bloßen Lesen das Wasser im Munde zusammenlaufen lassen.

Zeitungen und Verwandtes.

Von dem, was die Kalender über Meyers Beruf und Amt enthalten, wenden wir uns dem zu, was sie über öffentliche Angelegenheiten zu sagen wissen. Am Anfang jedes Jahres teilt der Lohnherr die Hauptzahlen der Bevölkerungsstatistik des abgelaufenen mit. Hiefür diene als Beispiel die Statistik für 1669: „Verflossen 1669. Jahr über sind allhier in Basel in beiden Städten getauft worden 407 Kinder und hingegen gestorben 279 Personen, der Fürschutz ist 128. Gott sei gepriesen für seinen Segen. Der behüte uns vor der schädlichen Pestilenz. Gott gebe uns seinen Segen."

Ganz besonders bei allen Mitteilungen aus dem Gebiet der Politik und der Weltbegebenheiten im weitesten Sinn muß nachdrücklich betont werden, daß die Kalender Meyers keine aktenmäßigen Darstellungen enthalten. Konsequenz

und Vollständigkeit in diesen Aufzeichnungen ist nicht sein Ehrgeiz. Er kann über den Beginn einer Angelegenheit sehr ausführlich berichten, und die Fortsetzung läßt er auf sich beruhen. Er kann einen Todesfall weitläufig erwähnen und für Lebensdauer, Vornamen u. dgl. Lücken frei lassen, die später nie ausgefüllt wurden. So bietet, was er der Aufzeichnung für wert erachtet, beinahe nur Interesse für seine Beurteilung als Persönlichkeit und als Kennzeichen für die Denkweise seiner Zeit.

Vom Großen Rat, der heutzutage dem Bürger in erster Linie Anlaß bietet zur Unterhaltung und zur Kritik, ist in unsern Blättern selten die Rede. In jenen Jahren geschah die Zusammenberufung der Behörde nur zur Seltenheit. Am 26. September 1670 fand eine Sitzung statt, weil „der Herr Bischof von Basel und seine Konventuales oder Domherren zu Freiburg . . . das hiesige Münster samt allen Pertinentien . . . als ihr Eigentum begehrten" (s. Ochs, VIII, 104). Aber die Herren Häupter hatten den Rat nur zusammenberufen, um ihm nach Erledigung der Angelegenheit das Geschehene mitzuteilen und seine Genehmigung einzuholen. Das Placet blieb auch nicht aus. „Herr Rudolf Burckhardt, der erste Sechs von der obersten Zunft zu den Hausgenossen führet in dem Namen aller Sechs die Red, daß U. Gn. HH. in dieserem wichtigen Geschäft sehr weislich procediert; deswegen wollten sie es ihnen weiters übergeben, den Allerhöchsten bittend, daß er ihre Ratschläg segnen wolle; ihme haben von Zunft zu Zunft gefolget, welches durch den obersten Knecht geöffnet worden. Letztens beschloß der Neu Herr Burg. Meister diesen Actum mit einem herzlichen Sermon und herzlichem Wunsch." Die Ausritte und die Heimkehr der Tagsatzungsgesandten werden als politische Ereignisse und städtische Schauspiele oft erwähnt. Um weiteres in der Leitung der öffentlichen Geschäfte hatte sich damals der Bürger nicht zu kümmern. Das war die Sache der Herren vom Regiment.

Doch gehörte Meyer nicht zu denen, die das Staatsschiff teilnahmslos durch die am Steuer stehenden Männer leiten lassen. Man entnimmt dies seinen Bemerkungen bei Todesfällen. Es geht aus diesen deutlich hervor, daß er die Amtsführung jedes Einzelnen scharf beobachtete. Er hat darüber seinem Tagebuch manch ein räßes Urteil anvertraut. Oft begnügt er sich mit der einfachen Anzeige des Todesfalls und einer knappen Charakteristik des Verstorbenen, z. B. zum 26. April 1673: „Es gehen mit Tod ab 1. Hr. M. Heinr. Kiselbach, prof. physices, ein hochgelehrter Mann, ward olim mit mir Mag. philosophiae; 2. Friedr. Burckhardt, J. U. D., prof. oratoriae. Diesen hat der Schlag getroffen in seinem besten Alter."

Oft aber fügt Meyer zu der kurzen Charakteristik einige weitere Verumständungen. So heißt es: „Am 24. Dez. 1671 starb Herr Theobald Schönauer d. R., nachdem er aus der Predig kam und mit dem französischen Pfarrherrn sich auf das Wienachtfest zubereitete. Starb urplötzlich. Ein frommer Herr." „1671, Mai 18 starb H. Mag. Nikolaus Hertzog, Diaconus zu St. Clara, ein gelehrter Herr, dem die Heilige Schrift wie das Unser Vater gemein und bekannt war. aetat. (Lücke.) Die Klein Basler bekamen wegen dieser Bestellung schwere Händel, etliche wurden getürmt und bestraft, der alt Dürring (mußte) 200 Louisthale büßen. Den 22. Juni ward endlich mit Wohlgefallen diese Gemein zum Diacono gewählt H. Mag. Melchior Hertenstein, communis diaconus."

Einen Schritt weiter tut der Lohnherr, wenn er die Todesnachricht dazu benützt, ein ausführliches Urteil über einen Verstorbenen zu fällen, so über Jakob Meltinger, dessen Tod zum 6. September 1670 gemeldet wird: „Herr Jakob Meltinger d. R., Dreizehner und Stadtquartierhauptmann etc. ward den 6. Sept. Abends gegen 6 Uhr in seinem Garten vor Spalentor durch einen gächen und schnellen Tod ohne ein Wort zu sprechen dahingerafft.

Dieser, nachdem er in der Jugend aus Unvorsichtigkeit zu Liestal einen Knaben erschossen, ist dann auf eine Zeit lang als ein Bereiter dem Krieg nachgezogen, hernach durch Heirat eines großen Herrn Tochter nach und nach gewaltig herfürgezogen worden und zu Aemtern kommen. War ein Mann ohne sonderlichen Verstand, unbillig, zornmütig und rachgierig. Und hat der große und gerechte Gott ein merklich Exempel an ihm erwiesen. Daran seine Mitgenossen sich billig stoßen und bekehren sollten." Meyer schließt mit einer umständlichen Aufzählung der neuen Inhaber von Meltingers vielen Aemtern und mit dem Ausruf: „Herr Gott, du bist sehr wunderlich in deinen Werken und Gerichten, dir allein gebührt die Ehre."

Ueber den am 2. Juni 1672 gestorbenen Pfarrer J. R. Dietrich wird folgendes Urteil abgegeben: „Den 2. Juni starb der ehrwürdig und wohlgelehrte H. M. Joh. Rudolf Dietrich, Pfarrer der Mindern Stadt, ein guter Prediger und Seelsorger seiner Pfarrkinder, sonderlich reicher alter Wittiben; war olim mein praeceptor in quinta classe, der mir oft und dick meinen Rucken um der griechischen Grammatik jämmerlich zerschlagen." Weiter: „Den 7. Juni (1672) morgens gegen Tag starb in flore aetatis an dem Grimmen H. Hieronymus Mentzinger d. R. und Schultheiß zu Liestal, war ein Witwer, ein sehr hoher Geist, olim in mathesi et in fortificatione meus discipulus. An seiner Statt ward Meister zu Gartnern Herr Emanuel Meyer der Kaufhausschreiber, und Pfleger auf Burg H. Hans Franz Beck. Schultheißenamt zu Liestal ward eingestellt. Mirum quod vix auditem: obgedacht Hr. Emanuel Meyer hat den 15. dito für Rat wieder ab. Nachmittags ward an sein Statt geordnet Meister Heinr. Keller der Gremper." Wenig weiß unser Lohnherr zu rühmen von Hieronymus Geymüller, dem Kürschner, d. R., der am 2. Hornung 1673 starb. Er hatte, wie Meyer erzählt, „seit der Zeit nach Johann Baptist verwichenen Jahrs wegen einer faulen Praktik Hrn. Ratsh.

Weißen konzernierend, neben diesem vor E. E. Rat einen offendlichen scharfen Eid geschworen, kein fröhliche noch gesunde Stund mehr." Den 16. September 1673 „starb H. Hans Bulacher d. R., Meister von der Metzgernzunft, homo sordidus et avarus; sein Vermögen war in 60,000 Reichsthaler, hatte lauter lachende Erben." „Den 1. Okt. (1673) starb zu Rheinfelden H. (Lücke) Hug, Juris Doctor und Amtmann der Herrschaft Rheinfelden, ein heimlicher Baselfeind, der doch viel Jahr in seinem Exilio große Wohltaten von hier empfangen."

So zieht in diesen Kalendern eine ganze Basilea sepulta, aber nicht immer eine Basilea illustris am Leser vorüber.

Nirgends deutlicher als bei diesen Todesfällen tritt uns die oft erwähnte Lückenhaftigkeit von Meyers Tagebüchern entgegen. Er pflegt beim Hinschied einer Amtsperson stets den Nachfolger zu nennen. Da er nur wenige Todesfälle erwähnt, die nicht eine Amtsperson betrafen, oder da es in Basel damals nur wenige gab, die nicht irgend ein Pöstlein bekleideten, so stand er oft vor dieser Aufgabe. Da muß er nur zu häufig für den ganzen oder wenigstens für den Rufnamen des Nachfolgers eine Lücke lassen, die er nachträglich nicht ausfüllte. Beispiele solcher Nachlässigkeit ließen sich leicht häufen.

Politische und andere Nachrichten aus der Nähe und Ferne bezeichnet Meyer dem Sprachgebrauch seines Jahrhunderts folgend als Zeitungen. Was er unter diesem Titel mitteilt, beruht meist auf Hörensagen. Schon aus diesem Grund können wir auch hier keine Vollständigkeit erwarten. In den ersten Jahrgängen finden sich die Zeitungen spärlich. Sie scheinen hauptsächlich durch das konfessionelle Interesse bestimmt zu sein. So wird erwähnt die Papstwahl Clemens X. (Altieri); die Hochzeit der „überaus schönen und liebreichen Churprinzessin von Heidelberg", der Liselotte von Orleans, von der mit dem Ausruf o stupendum piaculum

gemeldet wird, sie sei unterwegs nach Paris abgefallen und habe die papistische Religion angenommen. Später sind es die Eroberungskriege Ludwigs XIV. gegen Holland, die den Schreiber zu schadenfrohen Bemerkungen gegen den katholischen König und zu scharfen Ausfällen gegen Karl II. Stuart von England veranlassen, als dieser an Ludwigs Seite April 1672 in den Kampf eingreift. Gegen Frankreich hat Meyer immer Mißtrauen gehegt und ihm etwa auch Ausdruck gegeben, wo es sich um Verhandlungen schweizerischer oder baslerischer Staatsmänner mit französischen Diplomaten handelte.

Einen unmittelbaren Wert haben begreiflicherweise diese Aufzeichnungen nicht. Sie verdienen nur Beachtung als Zeugnisse für die Stimmung eines Basler Bürgers gegenüber den damaligen Weltbegebenheiten. Anders wollen die Notizen angesehen werden aus der Zeit, da 1673 und zumal 1674 der Kriegsschauplatz in den Sundgau und in unsere nächste Nähe verlegt wurde. Damals war das Theater der Feindseligkeiten noch nicht für jeden Unbeteiligten hermetisch abgesperrt, wie in unsern Tagen, und ein Basler konnte mancherlei erfahren und über allerlei sich ein Urteil bilden, was vor den Toren der Stadt vor sich ging. In den ersten Tagen des Jahres 1674 hat der Lohnherr fremdes Kriegsvolk bei einer Neutralitätsverletzung beobachtet. (Siehe S. 220.) Zum Februar desselben Jahres wird aufgezeichnet: „Franzosen fahren von Hüningen über den Rhein, zu denen stoßen andere Reiter von Breisach, wird deswegen in der Nachbarschaft Lermen, wie auch zu Kleinhüningen.“ Im Oktober sodann „flechten Sundgäuer und Elsaßer Früchten und Wein mit Macht herein, müssen gleichsam für den Zollern- und Breisach-Dragonern alles ranzionieren, als ob sie es stählen“. Damals mag man wohl Kriegsnachrichten auf den Gassen Basels aus erster, wenn auch nicht immer aus unparteiischer Quelle vernommen haben. Im Dezember 1674 kamen die Trümmer der von Turenne bei Mülhausen

überrannten kaiserlichen Reiterei auf ihrer Flucht durch die Stadt. „Die unsorgsamen faulen Hünd", sagt Meyer, „kamen den 20. Dez. mit blutigen Köpfen hier an die Porten, bis 600 Mann, fliehen den 21. über die Rheinbrucken, sollen neben ihren Offizieren zu Neuenburg und der Orten wieder über Rhein zu der Armee gangen sein." Am 26. Dezember wurde Meyer persönlich von der Regierung abgeordnet, um kaiserliche Offiziere von der Errichtung einer Feldschanze wider die Franzosen auf baslerischem Boden bei Kleinhüningen abzuhalten. Er war somit im Fall, über Einzelnes aus eigenem Augenschein zu berichten.

All dies lief nicht ab, ohne den Herren vom Regiment schwere Sorgen zu veranlassen. Auch an Anfechtung gegen die Haltung der Behörden fehlte es nicht. Und weil „von bosfertigen Leuten ungütlich von ihrer Verrichtung geredt" worden, ergriff die Regierung die Flucht in die Oeffentlichkeit und ließ in einer Großratssitzung am 22. April 1674 „alle Acta, Abscheid zu Baden, Kriegsverfassungen von etlichen Jahren hero, auch unterschiedenliche Brief, so unter den eidgenössischen Städten, dem König und seinem Ambassador dieser Zeit gewechslet worden, durch den Herrn Stadtschreiber ablesen". Dabei aber blieb sie nicht stehen. Die Wälle wurden mit Geschützen versehen, Mannschaften aus dem Baselbiet in die Stadt gezogen, auch beschlossen U. Gn. HH., „sich selber anzugreifen und in specie jeder sich selber freiwillig zu kontribuieren. Zugleich wurde erkannt, daß alle Beamten, desgleichen alle Glieder der Universität ebenmäßig nach jedwederens Belieben und Vermögen beitragen sollen." Unser Meyer schätzte sich für seine Person zu dieser Kriegssteuer mit einem monatlichen Beitrag von 2 Reichstaler ein. Etwa 2000 Eidgenossen stellten sich auf Ansuchen Basels zur Grenzbesetzung. Gleich hatte man auch Unannehmlichkeiten mit Spionen. „Giffredy, ein krummgeschossener Franzos, Kommandant auf Landskron, nachdem er eine gute Zeit her zu Stadt und Land Tag und

Nacht spioniert, ward den 27. April durch die von Zürich zur Stadt hinaus begleitet mit Bedrohung Leib- und Lebensgefahr." Im Juni wurden die eidgenössischen Hilfsvölker wieder entlassen, nicht ohne ansehnliche Geschenke. „Allen Hilfsvölkern, wie auch den Solothurnern, die zwar niemalen in diese Stadt kamen, haben U. Gn. HH. jedem gemeinen Soldaten einen Reichsthaler, einem Hauptmann ein Goldstück von 10 Dukaten, einem Leutenant von 8 Dukaten u. s. f., nachdem einer ein Officium bekleidet, geschenkt."

In der Zeit, die uns beschäftigt, floß eine Quelle über die Begebenheiten auf jedem Kriegsschauplatz in der Schweiz vielleicht reichlicher als irgendwo. Denn unter allen Fahnen standen Schweizer Söldner, und ihr Verkehr mit der Heimat brach nie ab. Wir finden auch in diesen Blättern häufige Hinweise auf die Reisläuferei. Ein Sohn Meyers, Jakob Cornelius, stand in lothringischen Diensten. Im April 1670 war der früher erwähnte Sohn Georg Friedrich, nicht mit des Vaters Wohlgefallen, dem Bruder zugezogen, um das Französische zu erlernen, aber schon im Juni wieder heimgekommen. Von Jakob Cornelius erfahren wir, daß er am 22. September samt seiner Frau nach Philippeville in Flandern reiste. Im August 1671 finden wir ihn mit seiner Kompagnie in Arras, im Oktober 1672 wieder in Lothringen, Juni 1673 streift er, wohl im kaiserlichen Heer bei Säckingen, am 28. August desselben Jahres ist er in Basel. Wenn Meyer sich über die Ereignisse in den Niederlanden besonders gut unterrichtet zeigt, so geht dies wohl auf diesen Sohn zurück. Ein anderer Sohn, Daniel, hatte als Zimmermannslehrling bei der Einnahme von Colmar durch die Franzosen am 20. August 1673 in dieser Stadt geweilt. Leutnant Baumgartner von des Königs Garde half ihm davon, und der Junge brachte einige Tage später die Nachricht nach Basel. Hier mußte er von dem, was er gesehen, dem Rate Bericht erstatten.

Außer politischen Nachrichten aus der Nähe und aus

der Ferne verschmäht aber Meyer keineswegs den gewöhnlichen Stadtklatsch. Die Rubrik „Unglücksfälle und Verbrechen" ist in seinem Tagebuch gut vertreten. Aber auch hier scheint der Lohnherr ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit nur erwähnt zu haben, was er zufällig erfuhr oder was ihn aus irgend einem Grunde besonders interessierte. So erwähnt er zum Juni 1670, daß „Niklaus Rosenmund d. R., welcher wegen Schuldsachen seine eigene Hand und Petschaft mit abscheulichen Flüchen und Lästerungen geleugnet", von allen seinen Aemtern entsetzt worden sei; daß Hr. Johann König Dreizehner ward, „weilen Hr. Richiner abgesetzt und propter practicam um 500 Thlr. gestraft worden." Es werden registriert ertrunkene oder sonst verunglückte Kinder, ein Müllerknecht, den der hochgehende Birsig, ohne daß er Schaden litt, unter der halben Stadt hindurch vom Steinenthor bis an die Gerbergasse schwemmte, während das Pferd gleichfalls unbeschädigt an der School herausgezogen wurde, der Karren aber mit einem Rad und zwei Sack Mehl, so verderbt, in Hüningen aufgefangen ward; eine Prügelei bei einer Feuerspritzenprobe mit einem Todschlag und Vogelfrei-Erklärung des flüchtigen Täters; der Ertrinkungstod eines jungen Bündners Giuvalta in der Wiese bei Riehen — er wollte durch den Fluß setzen, das Pferd stürzte mit ihm, seine großen französischen Stiefel wurden voll Wasser und er ertrank in einem Augenblick —; der Schiffbruch bei Neuenburg a. Rh., wo ein Weidling bei hohem Wasserstand und Wind zu etlichen Zentnern Käse neun Personen geladen hatte und wobei drei Menschenleben verloren gingen; die zwei Roßdiebe Berner Gebiets, die mit dem Schwert gerichtet werden, während ein anderer Verbrecher, „der sich unterstanden, ob Walenstadt einen Krämer zu mörden", auf das Rad geflochten wird, u. a. m.

Dann die Selbstmordfälle! Da ward am 4. Februar 1674 „Johann Kolb, der Thorwart unter Spalenthor, wegen liederlichen Vollsaufens auf dem Spalen-

turm gefangen gesetzt; gegen Abend erhenkte er sich selber in dem Kamin. Weil er solches aus Kleinmut getan, ward er zu St. Elisabetha begraben." „Den 10. (Mai 1673) Nachmittags sprang ein junger Pfarrer zu Eimeldingen, Herrn Specials zu Schopfheim Sohn, welcher erst vergangenen Dienstag zu Oetlingen Hochzeit gehabt, von einem Schrank beiseits hinab aus Schwermut in den Rhein und ersäufte sich selber. Die Ursach ist Gott bekannt." Ueberhaupt hilft die badische Nachbarschaft mit ihrer Chronique scandaleuse die Aufzeichnungen Meyers bereichern. So lesen wir, daß am 9. August 1672 ein junger Waldbauer aus Gersbach zu Rötteln lebendig verbrannt wurde, „weil er seine geweste Liebste samt ihrem diesmalen versprochenen Bräutigam hat verbrennen wollen, zu welchem er das Haus, darin sie lagen, an vier Orten angesteckt, also daß in 24 Stuck Rindvieh verbrannten, die Leute aber sich salviert." Einige Monate vorher war der gewesene Burgvogt Spreng von Rötteln „wegen daß er die Landschaft und seinen Herrn den Markgrafen vielfaltig betrogen . . . zum Schwert kondemniert, von dem Meister von Hagen erbärmlich mit etlichen Streichen auf dem Boden hingerichtet und massakriert" worden. Geschickter als dieser Scharfrichter erwies sich am 14. Januar 1674 in Basel der junge Meister von Hagen, vielleicht der Sohn des eben erwähnten. Er hatte an einer Kindsmörderin, einer ledigen Weibsperson aus Buus, seine erste Probe zu tun und hat sie „beherzt vollbracht, nachdem der Kopfabhauen wieder aufgeworfen und gefüllt worden". Die Deliquentin aber ward anatomiert.

Von Feuersbrünsten erwähnt Meyer zumeist auswärtige, so einen Brand in Genf, einen in Durlach, in Chur, in München. Bei dem letztern wagt er einen seiner wenigen Witze. Es heißt da nämlich zum April 1674, also in der Zeit der Kriege deutscher Herren, u. a. des Kurfürsten von Bayern gegen Ludwig XIV.: „Zeitung, daß zu München in Bayern das halbe Residenzschloß durch Ver-

wahrlosung eines angezündeten Wachsstocks abgebrannt. n. b. zweifelsfrei war französisches Wachs dabei." Von Feuersbrünsten in Basel wird eine solche an der Lys ausführlich beschrieben. Es verbrannte dabei am 12. November 1674 viel Lebware, mehrere Personen wurden durch einstürzende Mauern verletzt, und das Lohnamt hatte „in den drei Tagen nachwärts mit Raumen und Wegführen zu thun."

Die Berufstätigkeit Meyers am Lohnamt bringt es begreiflicherweise mit sich, daß er über allerlei Unfälle im Bauwesen zu berichten hat. Am 26. April 1671 sollte ein Gartenhäuslein des Tuchmanns Friedrich Stern in der Neuen Vorstadt, das in gesetzwidriger Weise und zur Belästigung des Nachbars Dr. Bauhini allzu nahe an des letztern Mauer gebaut war, durch die Arbeiter des Lohnamts abgetragen und an geeigneter Stelle wieder errichtet werden. Werkmeister und Zimmerleute beschlossen, den Bau mit Hebegeschirr und Winden niederzulassen. „Solches haben sie früh morgens unterfangen, und hätten es zweifelsohne mit der Hilf Gottes ins Werk gesetzt, wenn nicht auf der linken Seite die Winde, welche Johann Andres der Zimmermeister gehalten, ausgewichen und gefehlet und das Häuslein in Schwang kommen und von einer Seiten zur andern urplötzlich gefallen wäre. Ich stand allernächst vor dem unsternischen Häuslin und sache, wie der Giebel nach der linken Hand sich neigte, dahero ich zeitlich geschrauen, daß die Arbeiter, deren in 10 Personen waren, fliehen und sich retirieren sollten, welches auch Gottlob beschechen, also daß außer Johann Andres, welcher über einen Haufen Kalch gefallen, und von den Trämen des fallenden Häuslins ergriffen und sein Kopf mit etlichen Wunden beschädiget und sonst übel in dem Leib gequetscht wurde; sodann der Bruckknecht, der auch ein Loch in Kopf bekame, Uebrige alle gesund davon kamen. Anfangs meinten wir alle, er der Werkmeister sei wo nicht tot, doch meiste Glieder entzwei geschlagen, bis wir ihn mit eilender

Hilf und Aufwindung des Gebäus lebend wieder herfür brachten. Er war übel entstellt, und schoß ihm das Blut häufig zum Mund aus; die Herren Aerzte und Dr. Bauhin taten ihr bestes, also daß er sich nachwärts von Tag zu Tag wieder besserte. U. Gn. HH. die Herren Häuptere, denen ichs zeitlich kund tate, und sonst männiglich hatte ein groß Bedauern und Mitleiden."

Meyer gab dieser ausführlichen Schilderung den Titel: „Unglück doch Glück im Lohnamt", und schloß einen zwei Tage später geschehenen Fall an, wo auf der Wiesenbrücke ein Wagen mit Tannenstämmen mit genauer Not dem Sturz in den Fluß entging. Und an den Fuß setzt er die Worte: „Dem Allerhöchsten sei ewig Lob und Dank gesagt für seine väterliche Rettung. Der behüte auch ferners Meiner Gn. HH. Werkleut und gebe seinen Segen zu unserer Arbeit. Amen."

Aber nicht immer geht's so glimpflich ab. Am 1. August 1672 werden in M. Gn. HH. Steinbruch zu Rheinfelden durch vorzeitige Entzündung einer Sprengmine drei Mann „elendiglich zerschlagen". Am 24. Februar 1674 wird Benedikt Baumgartner, U. Gn. HH. Ziegler zu St. Jakob, „als er in dem Steinbruch sprengen wollen, durch den Zapfen geschlagen, daß er sich verblutet, und vollends durch den Scherer verwahrloset, so daß er noch selbige Nacht den Geist aufgab; war ein junger, fleißiger und gottesfürchtiger Mensch. Sein Weib folget ihm bald nach."

Auch über Witterung enthalten unsere Kalender manche Bemerkungen: Samstag 18. Juni 1670, Nachm. um 2 Uhr „ist ein starkes Donnerwetter angangen und schlägt der Strahl zwei Mal in den untern Münsterturm an drei Orten mit großem Schaden". „Den 3. Mai 1671 Nachm. um 3 Uhr erhub sich ein ziemliches Donnerwetter. Darauf folgt ein gräulicher Hagel. Der zerschlägt um beide Städt Basel die Reben und Roggen bis in Grund, dergleichen noch kaum gesehen noch erhört worden. Gott erbarm sich."

„Den 29. Juli 1674 um ½2 Uhr Nachmittag, nachdem es etliche Tag zuvor schwere Wetter zu Nacht gehabt, ist einsmals ein grausam Hagelwetter entstanden, so hin und her, sonderlich vor St. Bläsithor großen Schaden getan. Die Stein waren wie Taubeneier." Mit derartigen Witterungsnotizen überschreitet Meyer manchmal die Grenzen des vaterstädtischen Gebiets; er zeichnet z. B. ein großes Hagel- und Donnerwetter zu Straßburg und zu Frankfurt, Stürme über Amsterdam u. dgl. auf.

Erdbeben werden in unsern Kalendern zwei vermerkt. Das eine, vom 2. Dezember 1672, das „in zweien pulsibus währete, in Colmar und auch den Rhein aufwärts" verspürt wurde, notiert Meyer kurz und sachlich. Um so mehr Eindruck scheint ihm das vom 6. Dezember 1674 hinterlassen zu haben. Er meldet es mit folgenden Worten: „Gott erbarme sich unser. Sonntag den 6. ein Viertel vor 9 Uhren, als die Leut in der Morgenpredig waren, geschah urplötzlich ein sehr starker Erdbidem, dergleichen bei Mannsgedenken nicht erhört und weit und breit im Land verspüret worden. Die Leut zu St. Leonhard und im Münster seind haufenweis davon geloffen; die Kirchen und Gebäu haben gezittert, gewanket, und der Erdboden sich beweget, die Glocken zu St. Martin und im Münster haben angeschlagen. In summa, es war ein sehr großer Schrecken und Jammer unter uns. Seine Bedeutung ist Gott bekannt. Der gebe, was zu seiner Ehr und seiner bedrängten Kirchen Heil dienen wird."

Persönliches.

Meyer erfreute sich einer rüstigen Gesundheit. Zweimal in den fünf Jahren, über die sich die vorliegenden Aufzeichnungen erstrecken, klagt er über Unwohlsein. Der erste Fall setzte im Februar 1671 ein mit einem starken Schnupfen, einer Influenza, würden wir heute sagen. Es war der Anfang der ernsten Unpäßlichkeit, über die im April

desselben Jahres berichtet wird: „Den 14. Von 12 Wochen her habe ich ein grausam Hauptweh auf der rechten Seiten, so die Franzosen Migrene namsen. Gott, der höchste und beste Arzt, wolle mich in Gnaden wieder gesund machen. Den 16. Abends den größten Hauptschmerzen erlitten. Den 17. hat mir Gott wieder geholfen und um etwas Milderung verschafft." Die Besserung scheint von Dauer gewesen zu sein. In den frommen Einleitungsworten, die Meyer nach seiner Gewohnheit dem Kalender für 1672 voranschickt, dankt er Gott „insonderheit, daß er hingelegtes 71stes Jahr mir das grausam Hauptweh so gnädiglich abgenommen". Im Januar 1674 war der Lohnherr genötigt, „wegen großer Schmerzen, so er eine Zeit lang innert der linken Brust erlitten", den Dr. Bauhin zu konsultieren. Der verordnete Aderlaß und Purgatz. Mit welchem Erfolg, wird nicht gesagt. Daß Meyer mit dem Apotheker Eglinger in geschäftlichem Verkehr stand und ihm einmal für gelieferte Medikamente eine A conto-Zahlung in Wein leistete, wurde schon weiter vorn erwähnt.

Was seine Kleidung betrifft, so hielt sich der Lohnherr standesgemäß. Im November 1671 läßt er sich ein mit Fuchspelz gefüttertes Kleid anfertigen, das in allem 64 Pfd. kostete. Hornung 1673 sehen wir ihn neun Brabanter Ellen kamelharen Kamblot für zwei Doppeldukaten kaufen, und im Oktober desselben Jahres gewährt er seinem Schneider Jakob Hatzmüller ein Darlehen von 2 Pfd., vielleicht einen Vorschuß auf die Verarbeitung dieses Stoffes. Daß man unserm Freund mit schicklichen Kleidungsstücken eine Freude bereiten konnte, entnehmen wir der Eintragung vom Oktober 1672: „Herr Ratsherr Gregorius Brandmüller verehret mir wegen der Gesandtschaft über das Bürg ein Paar schöne Handschuhe und ein Käpplin. Und wegen des, daß ich ihm bei seinem Bronnen gedient, ein schön Paar schwarzseidene Strümpf."

Sein Amt zwingt Meyer, einen großen Teil seiner Zeit

auf Reisen über Land zuzubringen. Bald hatte er Holzstämme zu erhandeln, bald galt es um Steine auszugehen, bald waren schadhafte Bauten zu besuchen, bald mußte er an Grenzbereinigungen teilnehmen. Meist geschahen diese Reisen zu Pferd, und die halbe Zeit brachte Meyer demgemäß im Sattel zu. So ermöglichte ihm denn auch die Obrigkeit, wie wir gesehen haben, durch besondere Gehaltzulage, ein eigenes Reitpferd zu halten. Mit Kauf und Verkauf, sowie mit Tausch von Pferden hat er nicht wenig zu tun. Seinen Falken verkauft er einem Franzosen, dem Schmied von Altkirch handelt er einen jungen Braunen ab, sein kleines Roß vertauscht er an ein anderes und gibt dem Juden noch 21 Taler drauf, er ersteht einen kleinen Schimmel um 23 Taler, muß ihn aber hernach wieder hinweg geben, „weilen er für mich zu schwach", seinen Dunkelbraunen gibt er einem Juden von Breisach um 41 Taler, kurz darauf kauft er von einem von Colmar „ein klein Pferdlin" für 15 Taler. Da Meyer ohne Zweifel auch für „Uns. Gn. HH. Zug" zu sorgen hatte, so dürfte ihm die Unterbringung seiner eigenen Tiere im obrigkeitlichen Stall leicht geworden sein.

So geübt Meyer als Reiter mag gewesen sein, es gibt doch auch Unfälle zu melden. Vom 27. März 1672 erzählt er, er habe „auf dem Rauchfeld bei Setzung etlicher Bäume von seinem scheuen und stettigen Pferd einen abscheulichen und gefährlichen Fall getan. Ich lag eine gute Weil in Ohnmacht. Gott erbarm sich." Nicht minder betrüblich war das Ereignis vom Aschermittwoch 1674, das er wie folgt meldet: „Den 4. an der Escher Mittwochen, als ich Abends von der Zunft reiten wollt, ist mein Pferdlin mit mir durchgangen und von der hintern Kronen an bis in St. Leonhards Kloster in einem Galopp gerennt, da ich vor der Haustür ganz atemlos abgefallen. Da ich die rechte Seiten und Arm mächtig verquetscht, mußte nachwärts in zehn Tage mit großen Schmerzen der Stuben und das Bett hüten. Gott erbarm sich meiner." Solche Vorkommnisse,

vielleicht auch mit dem Alter sich einstellende Schwerfälligkeit, bewogen wohl den Lohnherrn, im Juli 1674 „eine kleine Gautschen“ bauen zu lassen; die kostete ihn in allem 100 Reichstaler.

Meyer tritt uns als eine durchaus ansprechende Persönlichkeit entgegen. Vor allem bewundern wir seinen unermüdlichen Fleiß. Und er berichtet über seine Tätigkeit so selbstverständlich, daß der bloße Gedanke, als wollte er damit glänzen oder sonst Eindruck machen, dem Leser gar nie aufsteigt. Seinen Obern gegenüber ist er ehrerbietig und fügsam, aber die Kritik läßt er sich nicht verbieten. Die Frömmigkeit des Lohnherrn möchte ich nicht bloß dem allgemeinen Zug der Zeit zuschreiben. Gewiß, es ist kaum mehr als gedankenlose Formel, wenn er jeweilen den Ertrag der Reben mit einem „Gottlob“ bucht. Auch das bei den zahlreichen Gevatterschaften unabänderlich wiederkehrende „Gott geb ihm seinen heiligen Geist und Segen“ wird kaum immer empfunden sein. Dagegen machen einen durchaus wahren Eindruck die immer zu Neujahr dem Kalender vorangesetzten erbaulichen Betrachtungen. Sie wechseln nach der Form und, so weit es der Anlaß gestattet, auch nach dem Inhalt und pflegen Bezug zu nehmen auf die Ereignisse des abgelaufenen Jahres. Ebenso halte ich das kurze Dankwort für echt, das er an seinem Geburtstag, wenn er ein weiteres Lebensjahr „kompliert“ hat, seinem Kalender einverleibt, und wenn er Gott als den höchsten und besten Arzt preist, so klingt mir auch dies wahr und aufrichtig. Doch dies sind persönliche Eindrücke, die ich niemandem aufdrängen möchte. Jedenfalls treten die lebhaften religiösen Interessen, die schon bei der Auswahl der Weltbegebenheiten hervorgehoben wurden, auch zutag in der besondern Aufmerksamkeit, die Meyer den Pfarrwahlen schenkt und in der Ausführlichkeit, mit der er bei dem bekannten Thurneysen-Prozeß verweilt.

Für Meyers Gefälligkeit und Gutmütigkeit zeugt die Menge der von ihm angenommenen Gevatterschaften

und Hochzeiteinladungen. Meist tat er diese Liebesdienste Leuten niedrigern Standes. Er war wohl der Vorgesetzte oder Arbeitgeber des Herrenglasers, des welschen Maurers, des Werkmeisters Friedrich Lederli, des Gassenbesetzers u. s. f., deren Kindern oder Enkeln er Pate stand. Auch bei einigen Hochzeitern, die er zur Kirche führte, mag dasselbe Verhältnis gewaltet haben, so beim Zimmermann, beim Steinmetzgesellen, beim Herrenkübler. Er machte freilich solche Angelegenheiten auch ziemlich geschäftlich ab. Am Taufstein ließ er sich in der Regel durch einen Sohn oder eine Tochter vertreten. Oft sind für die Namen der Täuflinge Lücken offen geblieben. Ja als er die Hochzeit des Herrenküblers aufzeichnete, war ihm der Name der Hochzeiterin entfallen, und er hat ihn nicht nachgetragen.

Meyer war zweimal verheiratet, das erste Mal 1637 mit Anna Katharina Lewerin, das zweite Mal 1648 mit Maria Ringlin. Die eine der beiden Gattinnen brachte ihm eine Anzahl Stiefkinder mit Namen Heber zu. Aus der ersten Ehe überlebten ihn drei, aus der zweiten vier Kinder, zwei Söhne und fünf Töchter. Aus den gegenwärtigen Aufzeichnungen lernt man drei Söhne kennen.

Für den ältesten Sohn Jakob Cornelius, geb. 1638, verweisen wir auf das schon früher Gesagte (S. 237). Sein jüngerer Bruder Georg Friedrich befindet sich seit Juni 1670 meist an der Seite des Vaters. Georg Friedrich hat gleich dem alten Meyer die Ingenieur-, insbesondere die Vermessungskunst aus dem Grunde verstanden, und die beiden gewöhnten sich daran, einander in die Hände zu arbeiten. Die Kalender enthalten eine Menge wertvoller Angaben über die Entstehung der im Auftrage des Herzogs von Mazarin im Sommer 1671 von den beiden Meyer angefertigten Karte des Elsaßes. Für die Mitarbeit an diesem Werk schenkte der Vater dem Sohne von dem Honorar 25 Duplonen, „damit er wohl zufrieden war". Daneben gehen stets andere Arbeiten auf diesem Gebiet her. Es sei

hervorgehoben die Karte des Brunnwerks, die Georg Friedrich den Herren Häuptern dedizierte und für die ihn diese mit 10 Dukaten belohnten. Fritz Burckhardt führt sie in seinem Verzeichnis der Werke der beiden Meyer nicht auf. Sie scheint verschollen zu sein. Im Sommer 1672 reiste der junge Meyer, wiederum im Dienste des französischen Statthalters, in Angelegenheiten der Landesvermessung bis an die Mosel. Bald lesen wir auch vom Brautstand des jungen Kartographen, demnächst von seiner Verheiratung mit Jungfrau Sarah Burckhardtin, „weiland Herrn Hieronymi Burckhardt des Handelsmanns und Gerichtsherrn allhier sel. und Frau Sibylla Freiin ehelichen Tochter. Die Kopulation geschah zu St. Margarethen und der Imbiß zu Schmieden". Wiederholt treffen wir Georg Friedrich Meyer als Begleiter des Vaters auf dessen Reisen nach den Landvogteischlössern. Dann brechen unsre Notizen ab. Den Personalien des Sohnes entnimmt man, daß er „ist überaus fleißig und arbeitsam gewesen, junge Leut hat er in den mathematischen Künsten getreulich unterrichtet . . . auch ein und das andere Specimen sehen lassen durch mathematische Schriften, welche zum Teil in den Druck kommen . . . Ist anno 1691 einhellig zu einem Lohnherrn erwählt worden." Er starb 1693 in seinem 48. Lebensjahr.

Ein Urteil fällt in unsern Blättern der Vater Meyer über diese seine beiden Söhne nicht. Zwischen den Zeilen lesen wir, daß er mit ihnen zufrieden, auf Georg Friedrich geradezu stolz war. Anders mit dem dritten, D a n i e l, geb. 1652, den er schon, da er ihn zum erstenmal nennt, als seinen ungeratenen Sohn einführt. Damals, Sommer 1672, kehrt er aus Holland, „aus dem elenden Krieg" heim, und die Schulden, die der Vater damals für ihn zu berichtigen hatte, sprechen nicht zu seinen Gunsten. Ein halb Jahr später wird der Bursch als Zimmermannslehrling nach Colmar geschickt, und im Mai folgenden Jahres trifft sein Lehrherr samt Gemahlin und Tochter in dreispännigem Fuhrwerk un-

erwartet in Basel ein. Die Gesellschaft stellt sich vor als die künftigen Schwiegereltern und die Braut Daniels. Kurz darauf muß Hochzeit gehalten werden. Die Trauung findet diesmal nicht allzu nahe bei der Stadt, in Sissach statt. Später setzte der junge Ehemann seine Zimmermannslehre in Colmar fort.

Die Kalenderaufzeichnungen nennen zwei Töchter, Maria und Kunigund. Die erste hebt zusammen mit Herrn Daniel Stickelberger ihrem Bruder Cornelius eine Tochter aus der Taufe, die zweite tritt als Patin bei Meyers Stieftochtermann Thomas Dolles dem Biersieder auf. Weiter werden zwei Tochtermänner genannt, denen Meyer ihr Heiratsgütlein ausbezahlt, „tut beiden 50 Pfd., darüber von ihnen quittiert ward". Auch den Stiefkindern ist Meyer ein guter Vater. Für den Stiefsohn Johann hält er um die Schmiedenzunft an, mit gewünschtem Erfolg, „obwohlen der alt Feilenhauer sich darwider legt". Kurz darauf heiratet Johann die Jungfrau Sarah von Wengen, des Sigristen Tochter, und zum drittenmal treffen wir ihn, als er — gewiß ein Beweis hohen Vertrauens — für den Stiefvater ein Pferd kauft. Mit dem Stiefsohn Rudolf Heber stand Meyer in geschäftlichen Beziehungen.

Der Leser wundert sich, daß über Meyers Gattin nichts berichtet wird. Wenn die Frau die beste ist, von der man das Wenigste weiß, so war die Meyerin ein Ausbund. Unsre Aufzeichnungen betreffen die zweite Gattin, die geborene Ringli. Zunächst ist verschiedentlich die Rede von Geldangelegenheiten. Von einem Jahreszins für eine Schütte auf St. Leonhardskloster im Betrag von 12 Taler erhält die Frau 1 Dukaten, und Meyer bemerkt dazu: „Der Rest soll verwahrt bleiben." Oder er schießt der Hausfrau 3 Taler vor. Oder die Frau kauft 2 Saum weißen Wein vom Untervogt von Muttenz. Dem uns schon bekannten Stiefsohn Johann Heber dem Feilenhauer verkauft sie ihr Haus zu 650 Pfd. Als Hausfrau tritt Frau Meyer auf,

wenn ihr Gatte bei Aufzeichnung der Hausmetzgeten hervorhebt, daß von den „Schwinlin", die das Leben lassen mußten, seine Frau drei aufgezogen hat. Einmal sehen wir sie eine Badefahrt nach Rheinfelden unternehmen, von der der Gatte sie nach viertägiger Dauer wieder abholt, und zwar ging die Heimreise zu Schiff vor sich. Eine amtliche Inspektionsreise nach Sissach unternimmt er mit dem Bauschreiber und dem Werkmeister und deren Frauen; dazu kommt auch die Frau Lohnherrin mit. Das ist alles, was die Kalender über des Schreibers Gattin verraten. Es ist nicht genug, daß man sich auf Grund davon von ihr ein Bild machen könnte.

Die Frau hatte einen Bruder, den M. Joh. Jakob Ringli. Der stand mit seinem Schwager Meyer insofern in Geschäftsverbindung, als er zu den zahlreichen mathematischen und geometrischen Lehrbüchern des Lohnherrn, deren Titel man bei Fritz Burckhardt nachschlagen mag, die einleitenden Gedichte verfaßte. Außer Ringli erwähnen unsre Blätter eine Reihe von Gevattern und sonstigen Bekannten, die für uns leere Namen bleiben.

Soweit es die dürftigen Angaben gestatten, mag ganz kurz noch von den ökonomischen Verhältnissen Meyers die Rede sein. Auch hier steht die Unvollständigkeit und Lückenhaftigkeit der Aufzeichnungen hindernd im Wege. Ziemlich regelmäßig zu Anfang jedes Kalenderhalbjahrs wird der Empfang eines Betrags von 20 Pfd. für Hauszins von Meister Wieland gebucht. Dagegen hat Meyer an den Schaffner Rippel einen Zins zu bezahlen und an eine Schuld regelmäßige Abzahlungen zu leisten, so daß er mit diesem in einer unendlichen Abrechnung steht. Wenn da nicht neben den Kalendernotizen noch weitere genauere Eintragungen nachhalfen, so steht zu befürchten, daß die Verrechnung überhaupt nie ins Reine kam. Ueber einige andere Zinsen, an Simon Segesser, an den Herrn Rektor, müssen wir hinweggehen, weil sie ganz vereinzelt nur genannt werden.

Ueber die Geselligkeit Meyers bieten die vor-

liegenden Blätter keinerlei Anhaltspunkte. Man liest wohl zur Seltenheit, daß er an dem und dem Tage bei diesem oder bei jenem zu Gaste war. Man glaubt aus den Fällen, wo er den Herren vom Regiment eine Kollation ausrichten und daran teilnehmen mußte, einen Unterton der Mißbilligung oder wenigstens des Unbehagens heraustönen zu hören. Aber einen Schluß daraus zu ziehen, wird niemand wagen.

Auch sonst können wir über Liebhabereien und Steckenpferde Meyers, wie sie heute auch der Geringste nicht ungepflegt läßt, keine Auskunft erteilen. Von Kunst ist, soviel ich sehe, kaum je, und ohne alle persönliche Anteilnahme die Rede. Ganz kühl berichtet der Lohnherr, daß man im Oktober 1674 „in dem Graben hinter dem Holee alte heidnische urnas und Münzen“ gefunden habe. Was die Poesie betrifft, so wird einmal eine Schauspielergesellschaft erwähnt (s. auch Ochs, VII., 324/25), für die Meyer nicht ohne gute Bezahlung, wie weiter vorn (S. 223) erwähnt, die Bühne aufrichtete. Er besuchte auch die Vorstellung. Aber es sieht so aus, als sei dies bloß geschehen, weil er sicher war, da den Markgrafen von Baden zu treffen, mit dem er Geschäfte zu besprechen hatte.

Die sprachliche Form der Meyer’schen Aufzeichnungen läßt auf eine gute Bildung schließen. Er handhabt sein Deutsch recht gewandt und mit genauer Beobachtung der Regeln, trotz dem damals verwickelten und wenig übersichtlichen Satzbau mit Anschaulichkeit und oft mit treffsicherem Ausdruck. Dazu hilft ihm ein merklicher baseldeutscher Einschlag, den wir dem Lohnherrn zu besonderem Lob anrechnen. Hie und da hat er lateinische Brocken eingestreut. Man würde sich wohl vergeblich bemühen, ein Prinzip in dieser Verwendung des Lateins zu entdecken. Persönlich neige ich zu der Ansicht, daß Meyer auf die Sprache Ciceros griff, wo er etwas einem unbefugten Leser zu verbergen wünschte. So faßte er etwa das Urteil über

einen Pfarrer, die Charakterisierung eines Verstorbenen lateinisch. Die Handschrift, um auch von dieser noch ein Wörtlein zu sagen, ist die prächtige alte Baslerschrift. In ihrem ganzen schnörkelreichen Glanz tritt sie auf bei den frommen Betrachtungen zum Jahresbeginn. Aber auch die kursiven Partien auf den Durchschußblättern und auf den Randkolumnen der Kalendarien sind sehr leicht zu lesen, sobald man sich einigermaßen hineingearbeitet hat. Manchmal hat das Druckpapier durchgeschlagen, aber nur an sehr wenigen Stellen war es unmöglich, die Schrift zu entziffern, und nur an solchen, die für das Gesamtverständnis unwesentlich scheinen.

Ich fürchte, ich bin zu weitläufig geworden. Es lag mir daran, möglichst viele von den sprechenden Einzelheiten hervorzuheben, an denen diese Quelle besonders reich ist. Einen Beitrag zur Geschichte des ausgehenden 17. Jahrhunderts in Basel zu schreiben, lag mir fern. Dagegen hoffe ich, daß die Kenntnis des baslerischen Lebens in diesem Zeitabschnitt durch das, was ich mitteilen konnte, vielleicht in einzelnen Punkten dem Leser nahe gebracht wird.

Es mag füglich bezweifelt werden, ob sich aus irgend einer beliebigen Stadt Deutschlands aus der Zeit, die uns hier beschäftigt, das Bild eines so behaglichen und behäbigen bürgerlichen Lebens zeichnen ließe. Den Deutschen im Reich verliefen diese Jahre, wenigstens soweit es den Mittelstand betrifft, dem Meyer angehörte, unter den Nachwirkungen des großen Krieges freudlos und in engen, dürftigen Verhältnissen. Damit verglichen herrschte in der Schweiz ein gewisser Wohlstand. Es war eine Folge der Neutralitätspolitik unserer Vorfahren während des dreißigjährigen Krieges. Möge es ein gütiges Geschick fügen, daß wir ähnlich auch aus dem gegenwärtigen Völkerkrieg ohne allzu schwere Wunden hervorgehen.

Beiträge zum Verhältnis zwischen Jacob Burckhardt und Arnold Boecklin.

Mitgeteilt von R. Oeri-Sarasin.

Wer sich über die bekannte Entzweiung zwischen dem Kunsthistoriker und dem Künstler, die im Oktober 1869 zum dauernden Bruch einer alten Freundschaft führte, orientieren will, findet in einem Artikel von Albert Oeri (Basel): Arnold Boecklin und Jacob Burckhardt (Süddeutsche Monatshefte, März 1911) eine ausführliche und auf Akten beruhende Darstellung, welche vielen der in den Boecklinmemoiren von Frau Angela Boecklin 1910 durch Ferdinand Runkel mitgeteilten Fabeln ein Ende machen sollte. Sie ist aber kaum so bekannt, daß sie imstande sein wird, das eingewurzelte und verbreitete Vorurteil, Jacob Burckhardt und auch Boecklins Vaterstadt hätten ungerecht und feindlich an dem Künstler gehandelt und ihm die Existenz in Basel unmöglich gemacht, umzustoßen.

Die Boecklinbiographen sind in diesen Dingen oft falsch oder wenigstens sehr einseitig orientiert. Auch A. Frey (Arnold Boecklin nach den Erinnerungen seiner Zürcher Freunde, 1903), der das Bestreben hat, billig abzuwägen, der aber eigentlich hätte wissen müssen, daß Boecklin an Jacob Burckhardt bei dem Erlangen des Auftrags zu den Museumsfresken, wie schon bei früheren Gelegenheiten, den lebhaftesten Befürworter bei Privaten und vor der Behörde gehabt hatte, wird Burckhardt nicht gerecht, wenn er sagt, „daß Burckhardt damals (1869) die Größe der Boecklin'schen Begabung nicht erkannt hatte, wo sie schon einer ganzen Reihe von

Künstlern aufgegangen war, soweit die späte Entwicklung des Meisters dies gestattete", „daß er Boecklin nie ganz begriffen habe", daß es aber besonders Burckhardts laue, zaudernde Haltung in der Freskenangelegenheit, seine unmännliche, im Aussprechen eines Urteils über Lebende an Erasmus erinnernde Behutsamkeit, sein Mangel an Wärme, das Entschlüpfen, wenn einer die Freundeshand zu fassen gedachte, gewesen sei, was Boecklin vergrämt und ihn schließlich in den Wahn gebracht habe, Burckhardt sei seinem Aufkommen in Basel am meisten im Wege gewesen und habe ihm das Leben in der Vaterstadt unmöglich gemacht.

Wenn ich auch Burckhardt in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre oft mit Anerkennung und Freude über Boecklins Arbeiten reden hörte, so ist es mir doch ohne weiteres verständlich, daß bei dem damals bestehenden vertraulichen Verkehr zwischen beiden Männern Burckhardt annahm, mit Boecklin frei auch über das Neue in dessen künstlerischer Entwicklung sprechen zu dürfen, ohne ihm zu nahe zu treten oder eine Explosion seiner Künstlerempfindlichkeit riskieren zu müssen. In Burckhardts Wesen lag es eben nicht, auf seinen eigenen Geschmack und auf sein eigenes freies Urteil zu verzichten oder sich einer einzelnen Kunstrichtung so verfallen zu erklären, daß er sich unbedingt, auf jeden Fall und ohne Widerspruch zu *einem* Meister hätte *bekennen* wollen. Seine Stellung als Mitglied der Museumskommission verpflichtete ihn zu einem objektiven, nicht durch die Freundschaft beeinflußten Urteil.

Jacob Burckhardt hat es seit dem Konflikt vermieden, sich nicht nur über Boecklins, sondern über Werke lebender Künstler überhaupt auszusprechen da, wo er nicht auf absolute Diskretion rechnen konnte. Aus langjährigem Verkehr weiß ich jedoch, daß er bis zu seinem Ende nicht aufhörte, in Boecklin einen wahrhaft großen, schöpferischen Künstler zu sehen. Er nahm den unglücklichen Bruch der alten Freundschaft resigniert als sein Schicksal hin und vermied es nach

seiner vornehmen Art, Aerger über erlittene Unbill zu zeigen.

Bei den in der Boecklin-Literatur so verschieden, meist für Burckhardt und die Stadt Basel nicht gerade günstig lautenden Urteilen kann es für künftige Boecklin-Biographen von Nutzen sein, wenn auch Zeugnisse aus einer früheren Periode, aus den Zeiten der ungetrübten Freundschaft, bekannt werden. Der kürzlich erschienene Briefwechsel von Jacob Burckhardt und Paul Heyse (herausgegeben von Erich Petzet, 1916) gestattet nicht nur Einblicke in das intime Verhältnis zwischen dem Gelehrten und dem Dichter, das vollkommene Freiheit der Aussprache und auch der Kritik gestattete, er enthält zugleich Dokumente über gemeinschaftliche Sorgen aus der Zeit, Winter 1858/59, wo Boecklin, der Freund Beider, an einem schweren Typhus todkrank in München lag.

Wenn es mir auch nicht leicht fällt, im Folgenden einige Briefe Burckhardts zu verwenden, so glaube ich doch, mich über meine Bedenken hinwegsetzen zu dürfen, da in einer stattlichen Reihe von Publikationen das Gebot Burckhardts, keine seiner Briefe zu veröffentlichen, umgangen worden ist. Wenn je, so ist das Nichteinhalten dieses Gebots doch wohl dann berechtigt, wenn es sich um die Ehre von Burckhardts angegriffenem Andenken handelt. Das Wenige, was ich mitzuteilen habe, ist übrigens schon im Jahre 1914 von Herrn Dr. C. Schaub im 2. Band der Geschichte der Familie Sarasin auszugsweise publiziert worden.

Diese Briefe Burckhardts aus dem Jahre 1851 sind an den Bürgermeister Felix Sarasin-Brunner (1797—1862) gerichtet; sie wurden mir von dem Sohne des Adressaten, Herrn Jakob Sarasin-Schlumberger, aus dem Sarasin'schen Familienarchiv freundlich zur Verfügung gestellt. Vorerst die Erwerbung eines interessanten alten Gemäldes betreffend, führen sie bei dieser Gelegenheit auf das Verhältnis von Burckhardt zu Boecklin.

Zum Schlusse werde ich Einiges aus vier Briefen Boecklins aus der Zeit seines Weimarer Aufenthalts (1861 und 1862) mitteilen.

Am 27. November 1850 kaufte Jacob Burckhardt aus der Sammlung der Herren Merian-Koechlin und Bischoff-Kestner im Kirschgarten laut Quittung S. Merians um den Preis von 500 Franken ein Oelgemälde, „den St. Johannes darstellend, angebl. von Leonh. da Vinci". Burckhardt hielt das Bild für einen echten Lionardo und kaufte es in der Annahme, es zum Ankaufspreis dem Museum zuwenden zu können. Bezüglich einiger anderer Bilder mit berühmten Namen (Andrea del Sarto, Carlo dolce, Solario und anderen), die Herr S. Merian-Forcart am 7. Dezember Burckhardt zu besichtigen bat, bevor er sie nach Paris weiter gebe, versprach der Besitzer, „daß er Alles, was in seinen Kräften stehe, thun werde, um Burckhardt den Ankauf zu erleichtern und diese hübschen Bilder dem hiesigen Museum zu sichern".

Burckhardt, damals 32 Jahre alt, war nicht in der Lage, weitere Wagnisse mit Erwerbungen zu machen, da er schon das Geld für das Lionardobild hatte entlehnen müssen. Nach sechs meist im Ausland und auf Reisen verlebten Studienjahren 1843 zum Doctor philosophiae promoviert, 1844 an der Universität Basel habilitiert, 1845 zum Professor extraordinarius ohne Gehalt ernannt, von 1846 bis 47 zuerst ein halbes Jahr lang in Italien, dann ein Jahr zur Neubearbeitung von Kuglers Geschichte der Malerei in Berlin, hatte Burckhardt März 1847 seine außerordentliche Professur niedergelegt und den Winter 1847/48 in Rom verbracht; von 1848—52 war er in Basel mit Anstellung für acht Stunden Geschichtsunterricht an zwei Realistenklassen des Gymnasiums neben der weiter unbezahlten außerordentlichen Professur. Ich weiß aus Burckhardts Munde, daß, als er im Jahre 1852 seine acht Geschichtsstunden an den Realistenklassen verlor, er den Rest seines mütterlichen Erbes zu dem

14 Monate dauernden Aufenthalt in Italien 1853/54 verwendete, während dessen er das Material zum „Cicerone" (erschienen 1855) vollends sammelte[1]).

Mit dem Lionardobild hatte er kein Glück; als er es der Museumskommission um den Ankaufspreis anbot, wurde er abgewiesen. Ein Mitglied machte ihm sogar direkt den Vorwurf, „daß der Herr Professor, da er den Irrtum bei seiner privaten Erwerbung eingesehen habe, das Bild nun dem Museum anhängen wolle". Burckhardt sandte nun das Gemälde an Inspektor J. D. Passavant in Frankfurt a. M. zum Ankauf für das Städel'sche Kunstinstitut oder wenigstens zur Erlangung eines Gutachtens.

Vier mir vorliegende Briefe von Passavant an Burckhardt von Ende 1850 und Anfang 1851, in denen die Echtheit des Gemäldes als einer Originalarbeit Lionardos verneint und in nicht durchwegs höflicher Weise der Ankauf dieser allerdings alten Kopie abgelehnt wird, werden hier übergangen, da sie nicht zum engeren Zwecke dieser Arbeit gehören. Ich denke, daß sie in nicht zu langer Zeit von anderer Seite veröffentlicht werden. Das Wesentliche über Passavants Begutachtung folgt unten (S. 257).

Nach den Ablehnungen der Sammlungen von Basel und Frankfurt bot Burckhardt am 25. Januar 1851 das Gemälde dem ihm als Kunstliebhaber und Sammler bekannten Herrn Bürgermeister Felix Sarasin zum Kaufe um die 500 Franken an, die es ihn selbst gekostet hatte. Wie ich mich aus einer Erzählung Burckhardts erinnere, hatte Sarasin ihm im November den Kaufpreis vorgeschossen. Burckhardt fügte bei, „daß er das Bild nicht mehr für ein Original gebe, aber für eine gute und gleichzeitige Kopie, in welcher die Seele Lionardos lebt".

In einer freundlichen schriftlichen Antwort erklärte sich Bürgermeister Sarasin bereit, das Bild zum vorgeschlagenen

[1]) Die Zeitangaben sind der Burckhardt-Biographie von H. Trog im Basler Jahrbuch von 1898 entnommen.

Preise zu übernehmen, zugleich Burckhardt bittend, ihm beim Aussuchen eines angemessenen Platzes in seinem Hause zum Schöneck behilflich zu sein. Am 1. Februar 1851 ging das Gemälde in seinen Besitz über, nach dem Tode seiner Witwe (1908) kam es an den Sohn, Herrn Dr. Fritz Sarasin, den jetzigen Besitzer. Es wurde später mehrere Male von Autoritäten der Kunstgeschichte besichtigt, u. a. von Waagen und Lübke. Waagen, so glaube ich mich aus einem Gespräche mit Burckhardt Mitte oder Ende der sechziger Jahre zu erinnern, hielt es für ein längst vermißtes Bild Lionardos, einen Johannes, der noch schöner sei als der des Louvre.

Burckhardt begleitete die Uebergabe mit einer „Notiz" zu Handen des Käufers, d. h. einer genauen Darstellung der bisherigen Schicksale des Bildes, die ich hier folgen lasse:

Der Unterzeichnete sah dieses Bild zum erstenmal im letzten November im Besitz der Herren Merian-Koechlin und Bischoff-Kestner dahier, im Kirschgarten. Er erfuhr zugleich, daß dasselbe seit der ersten französischen Revolution in der Schweiz sei und daß es seither sich bei dem verstorbenen Kunsthändler Lamy dahier befunden habe. Der Unterzeichnete kaufte das Bild den 27. November 1850 um 500 frfr. (laut Schein von diesem Tage). Nachdem er es vergebens der Commission des hiesigen Museums um dieselbe Summe zum Kauf angeboten, faßte er den Entschluß, dasselbe dem namhaftesten Kenner Lionardos und seiner Schule, Herrn Inspector J. D. Passavant in Frankfurt am Main zuzusenden, und es ihm entweder zum Ankauf für das Städel'sche Kunstinstitut anzubieten oder ihn wenigstens um ein Gutachten zu ersuchen. Die Absendung erfolgte auf eine vorherige, von Herrn Passavant unterm 23. Dec. bewilligte Anfrage hin, den 26. Dec. Unterm 3. Januar d. J. gab Herr Passavant sein Gutachten dahin ab:

„Das Gemälde ist in ganz ähnlicher Weise behandelt „(wie dasjenige im Louvre) und wohl *fast gleichzeitig* „angefertigt worden. Es steht indessen in der Ausführung

„dem Pariser Exemplar sehr nach, sowohl in Zeichnung als „Modellierung“ etc. (im Folgenden wird zugegeben, daß auch in dem Pariser Exemplar die Hände und der Arm nicht bloß stark restauriert, sondern vielleicht überhaupt nicht von Lionardo gemalt seien.) „Das Bild sei also bloß eine alte Copie“.

Der Unterzeichnete antwortete hierauf Herrn Passavant, daß ihm das Bild um 200 Gulden feil sei, und ersuchte ihn, wenigstens den Schüler näher zu bezeichnen, welcher dasselbe gefertigt haben könnte.

Die Antwort Herrn Passavants, vom 9. Januar, verrieth eine ältere, von dem Unterzeichneten, wie er betheuern kann, nicht verschuldete Animosität; im Uebrigen wurde dahin entschieden, „man könne zwar nicht angeben, von wem die „Copie sein dürfte, denn der Schüler des Meisters waren gar „viele, von denen wir entweder die Werke oder ihren Namen „nicht einmal kennen; doch ist die Copie immerhin gut genug, „um einen Preis von 500 francs nicht übermäßig „zu finden.“

Das Grundlose der ersteren Aeußerung fällt in die Augen. Ein Schüler, der vorliegendes Bild malen konnte, hätte wohl anderweitig Spuren seines Namens und seiner Werke hinterlassen müssen.

Der Unterzeichnete bot das ihm wohlerhalten zurückgesandte Bild, für welches ihm den 29. Januar die nachgesuchte Zollfreiheit bewilligt wurde, Ew. Wohlgeboren zum Kaufe an und erhielt am 28. Januar Ihre geehrte Zusage. Inzwischen entdeckte er auf dem Rücken des Bildes den Ihnen bekannten Galleriestempel[2]). Sein Gutachten über denselben geht dahin, daß wenigstens die Estampillen, womit derselbe gemacht wurde, noch aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts herrühren mußten, und daß auch die Anwendung der lateinischen Sprache für einen

[2]) 3 Lilien und in lateinischen Buchstaben: LIONARD VINCIUS. Der Herausgeber.

Gegenstand königlich französischen Domänenbesitzes in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts schon auffallend, später aber kaum erhört wäre. Ferner hätte die jeweilige Verwaltung des königlichen Gemäldeschatzes in Fontainebleau oder wo sonst, kein Interesse gehabt, absichtlich einen unrichtigen Namen an dem Bilde anzubringen; sie müßte dieses 2 oder 3 Jahrzehnde nach dem Tode Lionardos unwissentlich gethan haben, was immerhin möglich bleibt.

Andererseits hat der Unterzeichnete niemals dem Pariser Exemplar zu nahe treten wollen; obschon dasselbe an höherer Idealität entschieden neben dem vorliegenden zurücksteht, so will er die allgemein anerkannte Originalität nicht antasten; er hält es aber doch für möglich, daß diese Eigenhändigkeit die des vorliegenden Bildes nicht ausschließe.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Jac. Burckhardt,
Professor.

Basel, 31. Januar 1851.

Einige Tage, nachdem Burckhardt Bürgermeister Sarasin das Angebot gemacht hatte, hatte er an diesen zur Begründung seines Schrittes geschrieben:

Basel, 28. Januar 1851.

Hochgeehrter Herr Bürgermeister!

Um Ihnen den Entschluß über Ankauf oder Ablehnung meines Bildes zu erleichtern, sehe ich mich veranlaßt, im Vertrauen auf Ihre vollkommene Diskretion, Ihnen einige Andeutungen zu geben.

Der Schein ist gegen mich; es sieht aus, als suchte ich auf Ihre Unkosten eine begangene Uebereilung rückgängig zu machen.

Aber fürs Erste wäre ich, selbst wenn ich mich übereilt hätte mit dem Ankauf, Mannes genug, dergleichen in der Stille zu ertragen und zu beißen.

Fürs Zweite brauche ich das Geld nicht für mich. Es handelt sich um einen Künstler, der aus Mangel an Mitteln Italien im März verlassen müßte. Ich bin gesonnen, ihm durch eine Bestellung von 250 frfr noch die paar Frühlingswochen zu leisten. Auch dafür würde ich das Bild nicht verkaufen, wäre ich nicht anderweitig in meinen kleinen Geldsachen auf lästige Weise im Stiche gelassen worden. Die übrigen 250 fr werden allmälig auch auf Kunstzwecke verwendet werden.

Fürs Dritte ist zwar mein Zeugniß für den Werth des Bildes null, weil es in eigener Sache gefällt ist; allein ich bin glücklicher Weise im Stande, Ihnen die schriftliche Aussage einer in dieser Sache ganz unwiderlegbaren Autorität vorzulegen, dahin lautend: 500 ffr seien ein mäßiger Preis für dieses Werk.

Ich habe dieses Bild gekauft in der ersten Aufwallung des Enthusiasmus, den es wohl zu erregen im Stande ist. Ich sah, daß es, wenn nicht von Lionardos Hand, jedenfalls unter seinen Augen gemalt sein mußte; ich rechnete nach und fand, daß das Museum noch keinen einzigen Idealkopf besitze, etwa Holbeins Laïs ausgenommen. Das Bild ist deshalb nicht weniger werth, weil das Museum den Kauf ablehnte.

Wenn Ihnen, hochgeehrtester Herr Bürgermeister, gleichwohl der Ankauf nicht conveniert, so nehme ich dieß als ein Schicksal für Jenen an, dem die Hälfte der Kaufsumme bestimmt ist. Er ist ein Maler, der jetzt nichts gilt, von dem aber in 10 Jahren Jedermann etwas wird haben wollen.

Das unbedingte Zutrauen allein, das ich in Ihre Verschwiegenheit setze, gibt mir den Muth, Ihnen mit dieser Sache beschwerlich zu fallen. Dem Betreffenden selber kann ich nur durch eine anonyme Bestellung durch dritte Hand nahe kommen, jedes direkte Einschreiten würde seine Delicatesse verletzen.

Ich weiß, daß ich auf den Wegen der Pflicht wandle und mache mir aus dieser meiner scheinbaren Zudringlichkeit keinen Vorwurf, so schwer sie mich ankömmt, namentlich gegenüber einem verehrten Mann, auf dessen Achtung und Wohlwollen mir so viel ankommen muß.

In aufrichtigster Hochachtung
Ew. Wohlgeboren
ergebenster
J. Burckhardt
Professor.

In einem Briefe vom 14. Februar 1851 an Bürgermeister Sarasin kommt Burckhardt nochmals auf das Gemälde zurück, nachdem er in der Sammlung von Oberst Merian im Kirschgarten „ein zweites, aber sehr mittelmäßiges Exemplar des Johannes, Copie des XVII. Jahrhunderts" gesehen hatte. Er skizziert mit einigen Strichen die Gestalt des Johannes und schreibt u. a.: „Beim Anblick desselben ging mir „folgendes Licht auf: Dieses ist die Composition des „Merian'schen und des Pariser Exemplars, wie ich „mich jetzt klar zu erinnern glaube, Ihr Bild ist somit nicht „einmal eine Wiederholung des Pariser Bildes, sondern „eine ganz neue von Lionardo apart erfundene Composition mit wesentlich verschiedener Haltung des Kopfes, man könnte „etwa durch Herrn Weber in Paris klaren Aufschluß erhalten. Ich habe mich geirrt, als ich die Composition des „Ihrigen und des Bildes im Louvre für dieselbe hielt, aber „Herr Passavant hat sich auch geirrt!" „Unser Wissen ist „Stückwerk."

Ob der Kupferstecher Friedr. Weber über die Sache befragt wurde, weiß ich nicht. Man kann es bedauern, daß damals das Hilfsmittel der Photographie noch nicht zur Verfügung stand, das über einige Hauptpunkte rasch und sicher

Aufschluß gegeben hätte. Es bleibt der in Aussicht stehenden Publikation von Herrn Dr. Paul Sarasin vorbehalten, ein überraschendes Licht auf den damaligen Streit über die Autorschaft und auch über den Inhalt des Lionardobildes zu werfen.

Im Briefe Jacob Burckhardts vom 28. Januar 1851 (s. S. 259) an Bürgermeister Sarasin taucht zum ersten Male, wenn auch nicht der Name, so doch die Person des Burckhardt befreundeten, damals 24 Jahre alten Basler Malers Arnold Boecklin auf, dem er zur Verlängerung seines seit März 1850 dauernden Aufenthalts in Italien helfen möchte.

In einem ferneren Briefe tritt die Sorge für den notleidenden Freund Boecklin neuerdings zutage, diesmal mit Nennung des Namens. Beide Briefe sind nicht nur Zeugen einer zu Opfern fähigen Freundschaft, sie atmen den festen Glauben an Boecklins Ingenium, „seinen tiefen poetischen Fonds" und seine Zukunft als Künstler. Der zweite Brief lautet:

Basel, 17. Mai 1851.

Hochgeehrter Herr Bürgermeister!

Entschuldigen Sie, wenn ich unter dem Siegel der Discretion noch einmal an eine Sache zu erinnern wage, von welcher ich schon Einmal Ew. Wohlgeboren zu unterrichten die Ehre hatte.

Es wird Morgen eine Landschaft von Boecklin in Rom im Nebenzimmer der Lesegesellschaft ausgestellt sein (und mehr als acht Tage daselbst bleiben), welche nicht bloß *sehr bedeutende* technische Fortschritte, sondern auch den tiefen poetischen Fonds des Künstlers deutlich an den Tag legt. Ich bin für meine Person überzeugt, daß derselbe unserer Vaterstadt nicht geringere Ehre machen wird als Frey, und ich habe deshalb für ihn gethan, was in meinen

schwachen Kräften stand. Es war nothwendig, daß ich selber den Anfang machte, weil die früheren Arbeiten B's nichts Bestechendes hatten und weil es unmöglich ist, dem Publikum künftige Vorzüge eines Malers aus unvollkommenen Bildern zu beweisen. Allein, meine beschränkten Mittel gestatten mir nicht, über ein gewisses Maaß hinauszugehen. Alles, um was es sich handelt, ist: dem Künstler noch den Aufenthalt in Rom für diesen Sommer zu ermöglichen, vermittelst einer mäßigen Bestellung.

Ich weiß, daß die G ü t e Ew. Wohlgeboren beständig und von vielen Seiten in Anspruch genommen wird, auch würde ich v o n d i e s e r S e i t e gar nicht an Sie zu appellieren wagen. Allein, nach dem vorliegenden Bilde kann ich mich auf das Sicherste dafür verbürgen, daß Sie für eine geringe Summe ein Kunstwerk von dauerndem Werthe gewinnen würden. Es ist nicht zu besorgen, daß der Charakter desselben durchaus düster und melancholisch sein müßte, ein Wort des Bestellers würde genügen, damit das Freundliche und Heitere neben dem Großartigen vorherrscht.

Ew. Wohlgeboren könnten gegen dieses mein Anliegen ein gerechtes Mißtrauen fassen, wenn ich nur mit fremden Mitteln eine für mich wohlfeile Protection ausüben wollte. Allein Sie wissen (und zwar nur Sie), daß mir auch ein großes Opfer für diesen Zweck nicht zu schwer geworden ist, weil ich mit der größten Sicherheit voraussagen kann, daß es sich hier um die Förderung eines geborenen echten Landschaftsmalers handelt, der nicht nur artige Veduten malen, sondern seinen ganzen Kunstzweig fördern wird, wenn ihm Leben und Freiheit gegönnt ist.

Ich schließe mit dem feierlichen Versprechen, Ihnen sonst mit Anliegen dieser Art möglichst selten beschwerlich zu fallen, wie denn dergleichen sonst meiner Art und meinem Geschmack gänzlich zuwider ist, und ich Anläße dazu nach Kräften vermeide. Hier aber handelt es sich meinerseits um eine klar erkannte Pflicht.

Doch, wie auch Ihr Entschluß ausfalle, es ist Nichts im Stande, meine vollkommene Ergebenheit und Hochachtung zu erschüttern, womit verharrt

Ew. Wohlgeboren

unterthänigster

J. Burckhardt, Prof.

Dieser dringenden Fürsprache gab Bürgermeister Sarasin nach, zwar nicht indem er das ausgestellte Gemälde kaufte, aber indem er sich zu einer Bestellung entschloß und Burckhardt um den Entwurf zu einer solchen an Boecklin bat, der hier folgt; er ist von Burckhardts Hand geschrieben.

(Entwurf.)

Basel, ...

P. P.

Der Unterzeichnete wünscht von Ihnen ein Bild zu erhalten, etwa von der Größe des neulich nach Basel gekommenen oder nach Höhe und Breite etwas geringer. Die Wahl des Gegenstandes bleibt Ihnen überlassen, doch wird der Charakter eines friedlichen Abends und einer südlichen Vegetation gewünscht, nebst einer nicht zu geringen Ferne. In Betreff der gleichmäßig durchzuführenden fleißigen Behandlung, welche die wesentliche Bedingung der Bestellung bildet, verweise ich Sie auf die beifolgenden Zeilen Ihres Freundes Prof. Burckhardt.

Der Preis des Bildes würde bis auf frfr 500 gehen dürfen.

Wenn Sie, Tit., auf diese Bedingungen einzugehen gesonnen sind, so bittet um gef. Anzeige

(Sarasin.)

Nachschrift:

Verehrtester Herr Bürgermeister!

Beifolgend finden Sie mein Schreiben an Boecklin. Sollte Ihnen dasselbe ungenügend scheinen, so bitte ich um

Bezeichnung des Fehlenden und bin bereit, es noch nachdrücklicher zu redigieren.

Hochachtungsvoll und ergebenst

J. Burckhardt, Prof.

Adresse:

Monsieur A. Boecklin, artiste

Roma, Via Gregoriana No. 7.

Zur Versendung ist auch der Unterzeichnete bereit.

J. B.

Boecklins Antwort an den Besteller (ohne dessen Adresse), durch Einschluß in einen Brief an J. Burckhardt vermittelt, lautet:

Rom, den 6. Juni 1851.

Hochgeachteter Herr!

Die Bestellung, womit Sie mich beehrt, hat mich auf die angenehmste Weise überrascht. Da ich die vollkommene Richtigkeit der Forderung an ein Kunstwerk, das vollendet sein soll, einsehe und mir daher die Aufgabe in jeder Hinsicht nur erwünscht sein kann, so nehme ich sie mit Freuden an und werde suchen, durch Fleiß und passende Ausführung des Einzelnen das Gemälde genießbar zu machen.

Der Erfolg wird zeigen, ob ich meine Kräfte überschätze; unterdessen glaube ich Ihnen, hochgeachteter Herr, versprechen zu können, daß die Mängel, deren es leider im vorigen Bilde viele gibt, im jetzigen nicht mehr vorkommen werden, sondern daß dieses in Bezug auf elegante und sorgfältige Behandlung Ihren Erwartungen entsprechen wird.

Empfangen Sie inzwischen meinen ergebensten Gruß.

Arnold Boecklin.

Das Bild, das dann Boecklin lieferte, scheint zur Zufriedenheit des Bestellers ausgefallen zu sein, es ist das als „ideale Landschaft" bei H. Mendelsohn (S. 249) aufgeführte Gemälde, das jetzt Herrn J. Sarasin-Schlumberger gehört.

Jacob Burckhardt kaufte von Boecklin im Anfang der fünfziger Jahre mehrere kleine Landschaften in Oel und 14 sehr schön ausgeführte Landschaftszeichnungen, die jetzt im Besitze seiner Verwandten sind. Er kaufte sie seinerzeit, wie er mir gegenüber ausdrücklich betonte, „bei seiner eigenen Armuth, um zu helfen, Boecklin über Wasser zu halten".

Jacob Burckhardt war mit dem um neun Jahre jüngeren Boecklin, der von 1845 an mit kurzen Unterbrechungen in Düsseldorf, Belgien und Paris geweilt hatte und nach vier Wanderjahren nach Basel zurückgekehrt war, wohl im Jahre 1849 näher bekannt geworden. Boecklin ging im März 1850 nach Rom, war dann den Sommer 1852 in Basel und von Herbst 1852 bis 1859 wieder in Rom.

In die Jahre 1853 und 1854, also nachdem Burckhardt längst in Basel für Boecklin eingetreten war, fällt während Burckhardts dritter italienischer Reise der längere gleichzeitige Aufenthalt beider in Rom. Burckhardt stand damals in Boecklins höchstem Vertrauen, so daß er 1853 bei dessen Bewerbung um die siebzehnjährige Angela Pascucci „als Freiwerber ihr und ihrer Tante lebhaft zuriet, in die Heirat (mit dem 26 Jahre alten Maler) einzuwilligen" (s. Boecklin-Memoiren, S. 34). Zur Hochzeit, bei der Burckhardt, von Boecklin gebeten, als Trauzeuge anwesend war, trug der Bräutigam den schwarzen Anzug des Freundes; ich weiß diesen Umstand daher, daß 30 oder 40 Jahre später, als ich als Arzt mich einmal mit den Kleidern des alten Herrn zu befassen hatte, Burckhardt scherzweise äußerte: „Man muß Respekt haben vor diesem Gewand, denn in diesen Hosen ist Boecklin vor seiner Trauung katholisch geworden."

Da Burckhardt vom Herbst 1854 bis Herbst 1855, nun als Lehrer am humanistischen Gymnasium und als Stellvertreter des Ordinarius der Geschichte, in etwas festerer Stellung in Basel war und Herbst 1855 bis Frühling 1858 als Professor am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich,

Boecklin aber bis Sommer 1857 in Rom, dann bis Frühling 1858 in Basel, dann einige Monate in Hannover, von Herbst 1858 bis Mai 1860 in München, 1860 bis 1862 als Professor an der Kunstakademie in Weimar, 1862—66 bei seinem zweiten italienischen Aufenthalte in Rom lebte, dürften persönliche Begegnungen Burckhardts und Boecklins zwischen 1854 und 1866 nur flüchtig stattgefunden haben.

Von dem auch in dieser Trennungszeit weiter dauernden freundschaftlichen Verhältnis geben vier Briefe Boecklins aus der Zeit seines Aufenthalts in Weimar Zeugnis. Ich lasse sie hier folgen, allerdings mit einigen Auslassungen, die wie ich glaube, Jacob Burckhardts Billigung finden würden. Seine zugehörigen Antworten kenne ich nicht.

1. Sr. Wohlgeboren Herrn Prof. J. Burckhardt
St. Albanvorstadt, Basel.

Weimar, den 28. Juli 1861.

Mein lieber alter Freund!

Den letzten Tag meines Aufenthalts in Basel war ich so in Anspruch genommen, daß ich mich zur bestimmten Stunde nicht losreißen konnte, um dich noch einmal zu sehen, und doch hätte ich so Manches noch zu sprechen gehabt. Schreiben läßt sich nicht Alles, und ich beschränke mich einfach darauf, zu versichern, daß ich Deutschland, deutsches Gemüth, deutsche Bildung, Kunst, Poesie etc. allmählig so kennen gelernt habe, daß ich gleich Morgen mit dem ersten Schnellzug nach dem uncivilisierten Süden fahren möchte. Weil's aber nicht kann sein, bleib ich Professor.

Nun das Thema, weshalb ich mich denn überhaupt entschlossen habe, dich mit einem Brief zu belästigen. Nach meinem gegebenen Versprechen, einige Entwürfe zu dem St. Jakobsdenkmal zu schicken, schleppte ich mich einige Zeit mit sog. Ideen herum, zeichnete auf, verbrannte die Papiere wieder, kurz, ich machte es, wie jeder, der nicht recht weiß,

was er will. Wie ich nun zu keinem Grund kam, fing ich an, den Grundgedanken zu kritisieren. Was soll dargestellt werden, ein Grabmal oder ein Sieg? Zuvörderst gewiß ein Grabmal. Da kommt gleich die Frage über Einheit des Gedankens, ohne welche in der bildenden Kunst keine Wirkung möglich ist. Soll ein Gedanke schlagend wirken, so muß er allein in seiner ganzen Größe dastehen. Jeder andere Gedanke, der beigefügt wird, macht nicht das Ganze reich, sondern theilt nur das Interesse und nimmt folglich dem ersten seine Größe. Hier kommen wir auf den Punkt, wo die ganze moderne Historienmalerei faul ist. Ueber dem viel erzählen wollen, was doch sicher in das Fach der Geschichtsschreiberei gehört, geräth sie ganz aus dem Feld der Schönheit und Einheit, verwechselt die poetische Idee mit der malerischen, und so entstehen diese formlosen, kühlen, leeren, arroganten, verfluchten Bilder und Bronzestatuen, über die sich etwas schreiben läßt, die man aber keine Minute lang ansehen kann.

Ich bin in meinem Eifer etwas abseits gerathen, doch nicht so sehr, um nicht Nutzanwendungen auf das oben Gesagte machen zu können, was ich aber Dir überlassen muß. Das Resultat dieser weisen Betrachtungen war, daß ich versuchte, alle Schauer, die mich von je bei dieser Geschichte ergriffen, in einem einfachen Grabdenkmal darzustellen. Auf dem Grabhügel steht ein einfacher Stein, worauf ein Todtenfeuer in einem breiten Becken brennt. Um den Stein halten 4 Giganten, bärenmäßige Helden, Todtenwache. Sie sind halb sitzend, halb liegend eingeschlummert, die Waffen in den Händen oder neben ihnen auf den Stufen.

An den vier Seiten des Steins sind große Kränze, worin zur Genüge noch geschrieben werden kann mit einfachen Worten, was zur Geschichte und zur Poesie gehört, z. B.:

1° Den gefallenen Kriegern — Ort und Datum.

2° Die für die Freiheit in den Tod giengen.

3° Sterbend siegten.

4° Das dankbare Vaterland.

Auf diese Art ungefähr, doch so, daß womöglich jeder Satz für sich abgeschlossen wäre und sich doch auf das Uebrige bezöge und auf die, die unterm Stein gedacht sind, wäre einem dringenden Bedürfnis ebenfalls abgeholfen.

Wie nun dieß in Thon entworfen war, dachte ich, so und nicht anders wüßte ich den Gedanken auszudrücken, alle andern Entwürfe wären doch nur gegen meine Ueberzeugung.

Wie ich nun den Entwurf so weit gebracht, daß sich der Gedanke verständlich aussprach, legte mein Freund, Bildhauer Begas, hülfreich mit Hand an und so kam die Sache in wenig Tagen so weit, daß sie vorstellungsfähig wurde. Ich glaube, die Wirkung wird nicht ganz verfehlt sein. Die Figuren, die von Begas ganz durchgearbeitet sind, d. h. immer noch skizzenhaft, machen einen mächtigen Eindruck. Das ganze Monument ist ernst und feierlich und wird sicherlich das Licht Schlöth einigermaßen verdunkeln.

Ich kann dieß Lob ohne Eigenruhm aussprechen, da alles Gute, was daran ist, von Begas herrührt. Ich erwarte nur Deine Antwort, an welche Adresse die Kiste geschickt werden soll, um sie abzuschicken, sobald es gewünscht wird.

Nun muß ich Dir noch ein Geständnis machen, das Dich freilich nicht sehr überraschen wird. Ich warte nur auf die erste beste Gelegenheit, um aus dieser Enge wieder auf offene See zu kommen. Sollte die Skizze allgemein gefallen und mir die Ausführung überlassen werden, so werde ich das Reisegeld nach Italien herausschlagen — dann lebewohl Großherzog und Professortitel mit Gehalt, lebt wohl ihr Kartoffel- und Rübenfelder, —

Es ist dies nur so eine stille Hoffnung, aber ist sie einem Menschen zu verargen, dem die Gegenwart Nichts bietet?

Eitelkeit und Ruhmsucht hat mir das Schicksal längst ausgeprügelt. Geben mir die Götter nur ein stilles Plätzchen, wo ich für mich ungeschoren leben kann. Schauen und schaffen möchte ich und mich ferne von allem Kunstgesindel halten.

Herzlichsten Gruß von Deinem

A. Boecklin,

Prof., Theaterplatz, Weimar.

2. Weimar, 19. Aug. 1861.

Mein lieber Freund!

Heute endlich konnte die Skizze der Eisenbahn übergeben werden. Du hast keinen Begriff, was das heißt, in einer ganz kleinen Stadt zu sein, was für Nöthe das mit sich bringt, wenn man auf Handwerker und andere Knoten angewiesen ist. Nun nach allen Hindernissen ist doch wenigstens die Kiste noch vor Thorschluß fort. Jetzt kommt's nur noch darauf an, daß die Skizze wohlbehalten ankommt und ebensogut aus der Kiste gebracht wird. Dazu muß ich Dich in einige Geheimnisse einweihen. Erst wird das Stroh hinausgenommen. Dabei kommen an den 4 Seitenwänden die Knoten der Strickhenkel zum Vorschein. Diese werden abgeschnitten, um das Monument oben hinausziehen zu können.

Das Monument steht auf einem Brett frei in der Kiste. Unter dem Brett durch geht doppelt ein Strick, mit dem das Ganze mit Leichtigkeit hinausgezogen werden kann. Ist das Ding etwa ganz zerbrochen, so bitte ich Dich, wenn Du nur einen Funken Erbarmen hast, den Inhalt der Kiste auf irgend eine Weise verschwinden zu machen, z. B. mit einem Hammer hineinzuhauen, bis die Kerle nicht mehr im Stande sind, sich zu rühren. Auf höllisches Gelächter bin ich in diesem Fall gefaßt, werde auch von Herzen mithelfen.

Was Du mir von Bezahlung sagst, versteht sich von selbst. Ich habe nie daran gedacht, irgend ein Utile dabei zu machen. Pläne und stille Hoffnung wirst Du mir ver-

zeihen, die macht am Ende jeder in schwachen Stunden und ich will ja nur still sein.

Sollte das Monument wohlbehalten angekommen sein, so wäre es so aufzustellen, daß der Blick eines urteilsfähigen Menschen wagrecht auf die oberste Stufe fällt, wo nach technischer Benennung der Horizont ist. Es ist damit nicht gesagt, daß das, was darüber ist, über seinen Horizont geht.

Ich sehe, daß es Zeit ist, für jetzt abzubrechen. Laße mich nur mit Gelegenheit das Schicksal der Skizze erfahren oder laß es auch bleiben. Ich werde nicht auf eine Antwort von Dir warten, um Dir wieder zu schreiben, weil ich in diesem Brief noch lange nicht fertig bin. Uebrigens werde ich sehr wahrscheinlich gegen Ende September durch Basel kommen, weil ich wieder ein wenig die Nase in Italien stecken möchte, wenigstens bis nach Mailand oder Genua. Solltest Du dazu aufgelegt sein, so können wir dann eine Stunde plaudern.

Herzlichsten Gruß von Deinem

A. Boecklin.

3. Weimar, den 1. Sept. 1861.

Liebster Freund!

Bei Empfang eines Artikels in den „Basler Nachrichten“, wo die Entwürfe kritisiert werden, reitet mich der Teufel, Dir die versprochene Fortsetzung meines vorigen Briefes zu schreiben. Bist Du nicht zu dergleichen aufgelegt, so wirf den Brief unverzüglich in Deinen Papierkorb, denn du wirst schwerlich etwas Vernünftiges zu lesen bekommen, sondern lauter unpraktische und unzeitgemäße Ansichten.

Begas ist seit einigen Wochen verreist, für mich der einzige Mensch in Deutschland, mit dem sich überhaupt über Kunst reden läßt. Mit ihm würde ich vielleicht gelacht haben und die ganze Sache wäre mit einigen Worten abgethan gewesen. Jetzt mußt Du seine Abwesenheit büßen, wenn Du

nicht nach dieser zweiten Warnung den bewußten Papierball machst.

Ueber die Kritik selbst läßt sich kein Wort verlieren. Nur eines fiel mir besonders auf, weil es sich in einem Brief von meinem Vater wiederholt, daß sich die höchst komische Meinung in einigen Köpfen angesiedelt zu haben scheint, meine Grabeshüter, das personifizierte Reckenthum, seien sterbende Krieger und man von diesem Gesichtspunkt aus in allen Bewegungen und den Köpfen den Ausdruck des höchsten Schmerzes trefflich ausgedrückt findet. Ich bemerke mit Vergnügen, daß ich endlich dem Thema nahe komme, weßwegen ich den Brief zu schreiben dachte. Ich wollte nämlich meine früher mitgetheilte Absicht, Deutschland auf ewig zu verlassen, motivieren, um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen, „daß ich noch auf dem naiven Standpunkt sei, das Glück in der Klause zu suchen und mich nicht mit dem bloß Leidlichen zufrieden gebe."

Sage mir ums Himmelswillen — was ist dann bloß leidlich? Findest Du es leidlich, sich auf steter Flucht vor Flachheit, Roheit und Anmaßung zu befinden? Ist es nur einigermaßen leidlich, sich stündlich sein bischen Ueberzeugung mit allen zu Gebot stehenden Waffen vertheidigen zu müssen, und dann doch kaum noch für ehrlich zu gelten? Oder ist es etwa leidlich, immer an den eigenen Pfoten saugen zu müssen, während doch nur der vorwärts kommen kann, der geistig von Zinseszinsen lebt? Mensch, ich frage Dich: Ist dieß und so manches Andere erträglich? Ich will zufrieden sein, wenn ich ehrlich durchs Leben komme, wenn ich die Hälfte von meinen Bildern zum halben Preis verkaufe, wenn mich kein Mensch ansieht. Aber ungeschoren will ich sein und meine eigenen Wege gehen. Wenn mich auch das Schicksal gestoßen und geschlagen hat, so ist doch noch so viel Kraft in mir, oder gerade darum suche ich eben nach dem Glück, für das mir noch Sinn geblieben ist, das ich allein für wirkliches Glück halte.

Alles dieses steht in keiner näheren Beziehung zum Monument. Ich habe Dir auch nur bei Anlaß anvertraut, was mich drückt, und in Zeit von 1 Jahr denke ich so wie so die Alpen wieder im Rücken zu haben. Daß Du die Intention unserer Skizze verstanden hast, hat mich ungemein gefreut. Es ist wenigstens doch was Empfundenes dran, das einem immer lieb ist und das man wenigstens von Einem Menschen in der Welt nachempfunden wissen will. Ich glaube Dir übrigens wohl, daß Du Begas und mich nicht unterscheiden kannst. Der erste Entwurf ist von mir, dann machte jeder von uns 2 Kerle, Begas den liegenden und den mit der Lanze, worauf dann gemeinschaftlich berathen und gerückt wurde, bis die Einzelnen etwas mehr durchgeführt werden konnten. — Mit dem Zurückschicken hat's keine Eile. Wenn ich nach Basel komme, kann ich dann selbst beim Einpacken zugegen sein. Bitte von Honorar kein Wort weiter. Ich machte mir nur leise Hoffnung auf Bestellung, was Du begreiflich finden wirst. Im Uebrigen kann ich sagen, ich brauch's nicht, und lieber nicht fordern, als die geringste Unannehmlichkeit.

Jetzt muß ich noch den Rest Raum benützen, um Dir zu gestehen, wie ich mich freue, Dir nächstens wieder auf die Bude rücken zu können. Ein Stündchen mußt Du mir schenken; wir sehen dann vielleicht einander sobald nicht wieder, und ich hoffe, Du opferst es gerne Deinem getreuen

A. Boecklin.

4. Weimar, 24. Mz. 1862.

Mein lieber Freund!

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Ich fange meine Erzählung gleich damit an, daß ich mich um allen Credit bringe, wenn Du irgend einen Begriff

haft von dem, was man solid nennt. Im September gehe ich wieder nach Rom und zwar, so der Herr will, auf immer. Die Gründe alle herzuzählen dauert zu lang, denn das erfordert eine Schilderung der hiesigen Verhältnisse, der Kleinstädterei, des Adels und Hofes (vide Kater Murr von Hoffmann), der deutschen Kunstansichten und aller meiner Seelenleiden, meinem Kampfe zwischen Ueberzeugung und Rücksichten. Ich werde alt, müde, menschenscheu, habe kein Vertrauen mehr zu mir, finde das Leben reizlos, was alles Schaffen unmöglich macht; kurz ich m u ß fort, um nicht zu Grunde zu gehen.

Deßhalb war mir so dran gelegen, die Bestellung fürs Museum zu bekommen. Was da vorgegangen, wirst du schon wissen und mich nicht beneiden. Die Landschaft, die ich jetzt vorgeschlagen[3]), wird wohl diesem zartfühlenden Publikum anständiger sein. — Dieses Bild, ein anderes, das Fürst Reuß, jüngere Linie, bestellt hat, eines für die hiesige Großherzogin und 3 schon fertige Bilder (worunter für Dich merkwürdig eine lebensgroße Venus mit amor), die nächstens vom Stapel laufen, werden mir die Reise decken und die ersten Jahre Aufenthalt sichern.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Ich kann mich überhaupt nur Dir anvertrauen, denn nur Du kannst meine Seufzer nach Freiheit verstehen. Nenne mir den Mann, der den nicht für verrückt erklärt, welcher eine Stellung mit Gehalt, mit Uniform und was sonst noch E h r e n h a f t e s damit verbunden ist, aufgibt wegen bloßen Künstlerideen. Ich weiß, was Jeder sagen würde. Es wäre

[3]) Es handelt sich um die Jagd der Diana im Basler Museum.

mir sogar ein Leichtes, eine Strafrede an mich selbst zu halten und einige treffende giftige Redensarten einzuflechten, daß ich kaum wüßte, was erwidern. Aber ich thue es nicht. Mag die Welt denken und sagen, was sie will, mein Glück ist *meine* Sache und ich kann meine Begriffe darüber nicht nach andern richten.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Ich habe Dich jetzt durch einige Seiten mit meinen Angelegenheiten beschäftigt und fürchte, es schaue etwas Aufregung durch, weil ich immer beim selben Thema bleibe. Das soll aber nicht mehr geschehen. Du begreifst mich aber gewiß, wenn Du solche fieberhafte Zustände gehabt hast, in denen die Seele wie wund ist.

Lebe Du glücklich.

Herzlichen Gruß von Deinem

alten

A. Boecklin.

Bürgermeister Andreas Merians Reyßbeschreibung nach Chambéry
zur Complimentierung des franz. Kaysers als König von Italien April 1805.

Herausgegeben von E. Kefardt.

Am 18. Mai 1804 hatte Napoleon den Kaiserthron bestiegen. Eine „Großbotschaft" hatte den Glückwunsch der Eidgenossenschaft auszurichten, nebenbei aber auch allerlei Verhandlungen zu betreiben. Durch Zollerhöhungen war unlängst die schweizerische Industrie geschädigt worden, die Frage der Offiziersernennungen für die schweizerischen Regimenter, das österreichische Inkamerationsgeschäft und anderes sollte besprochen werden. Die Deputation blieb unbemerkt und erreichte nichts.[1]) Ihr Führer, Landammann d'Affry, der schon im August in Boulogne eine Audienz beim Kaiser erhalten hatte, war ziemlich schroff behandelt worden.[2]) Als nun im Frühjahr 1805 Napoleon sich nach Mailand begab, um sich noch die italienische Königskrone aufs Haupt zu setzen, lag es nahe, durch eine nochmalige Glückwunschdeputation versöhnlichere und förderlichere Stimmungen zu erlangen. Der Landammann Glutz von Solothurn berief darum eine Gesandtschaft, die er aus folgenden Personen zusammenstellte: Alt-Landammann Wattenwyl[3]), von Bern, Bürgermeister Andreas Merian von Basel[4]), Schultheiß Grimm von Solothurn und Oberst Glutz, dem Bruder des Landammanns. Der Gesandtschaft durften sich ein Sohn Wattenwyls und ein Sohn Merians anschließen.

Andreas Merian, bekannt als Haupt der Basler Altgesinnten und Gegner des Peter Ochs, war 1803 zum zweiten Bürgermeister gewählt worden; sein Amtsantritt

als Landammann stand für 1806 bevor. Es war also angezeigt, den künftigen „Regenten" dem Kaiser vorzustellen.

Ueber diese Gesandtschaft, die im April 1806 den Kaiser in Chambéry aufsuchte, hat Merian außer seiner offiziellen Relation vor dem kleinen Rate ein privates Tagebuch[5]) geführt, anscheinend an Ort und Stelle, und manchmal sehr eilig niedergeschrieben; es trägt die Aufschrift:

Reyßbeschreibung nach Chambéry zur Complimentierung des franz. Kaysers als König von Italien. April 1805.

und lautet folgendermaßen[6]):

Dienstag 9. April 1805 früh von Basel mit meinem Sohn Johann Lucas[7]) verreist und bei guter Tageszeit in Solothurn angekommen, in Langenbruck ward zu Mittag gespiesen. In Solothurn sogleich meine Aufwartung bei Herrn Landammann Glutz gemacht, allwo Gesellschaft angetroffen und wo Herr Landammann eine Unterredung wegen den bevorstehenden Geschäften mit mir hatte, auch mir wie allen übrigen Gesandten ein förmliches Schreiben und Auftrag zustellte. Mit Herrn Mitgesandten Herrn Schultheiß Grimm verabredet, morgen in aller Frühe nach Bern zu verreisen, weil Herr Schultheiß Wattenwyl berichten ließ, sogleich nach unserer Ankunft zu verreisen.

10. Mittwoch nach 10 Uhr in Bern vor Herrn Wattenwyls Haus auf dem Münsterplatz angelangt, wo unsere zwei großen Reisekutschen, mit vier Pferden bespannt, schon bereit standen, nebst einer großen Chaise für unsere Bedienten; eilends ward umgepackt, eine Tasse Tee genommen und nach Murten gefahren, allwo abends 4 Z'mittag geessen[8]) und um 6 Uhr fort, um halb 10 Uhr in Petterling angekommen, allwo also blieben und übernachten mußten, à la maison de ville. In Murten à la couronne in der hintern Gaß. Heute habe ich bei 16 Stunden Wegs gemacht.

11. Donnerstags früh 5 Uhr fort, in Moudon zum Hirschen, ein prächtig neues Wirtshaus, Z'morgen geessen, um

1 Uhr in Lausanne au lion d'or Z'mittag geessen, abends fort auf Rolle, allwo um 7 Uhr angekommen und übernachtet. Dasiges schönes Schloß eines Herrn [? [9])] Bürgers von Bern hat nun die Stadt gekauft; es wird repariert, wie auch der ruinierte Garten. Herr Landammann Wattenwyl übernachtete bei seiner Frau Mutter auf einer Campagne, ¼ Stunde von Rolle.

12. Morgens 9 Uhr verreist nach Genf, um 3 Uhr angekommen, unterwegs uns aber auf dem Gut des Herrn Crud[10]) aufgehalten und diesen Herrn als Mitdeputierten mitgenommen. Man wartete uns mit einem artigen Déjeuner auf. Seine Campagne liegt nicht weit von der Straße auf einer kleinen Anhöhe und ist groß. Sie ist auf französischem Boden, ehemals Genf. In Genf übernachtet à l'écu de Genève, allwo ich meinen Brief[11]) abgegeben und eine Empfehlung nach Chambéry an M. Sonnet, négociant près de la rue couverte, erhalten.

13. Von Genf Samstag früh verreist um 6 Uhr (war zu spät) durch Carrouge nahe bei Genf, ein wohlgebauter Ort, St. Julien, auch ein ordentlicher Ort, nach Frangy um 12 Uhr angekommen aux treize cantons de la Suisse (ein malpropres Wirtshaus). Beim Hineinfahren in den Hof ist die Deichsel[12]) an unserer Kutsche zerbrochen, der Wagner gieng in Wald, holte eine Stange, machte in 2 Stunden eine neue, forderte 2 Neuthaler; wenn wir nicht Schweizer gewesen wären, so forderte er einen kleinen Thaler mehr, wie er sagte. Welches uns sehr aufhielt und so auch ein Pferd, so an der andern Kutsche hinkte. Abends in Remillier — oder Rimillier — nur bei einem Beck rafraichiert. Bis hieher mußten wir einen hohen Berg passieren, von 3 bis 6 Uhr hinauf und hinunter; die Straße aber ist so prächtig und so schön als möglich, immer im Zirkel geführt, daß sie sehr leicht zu besteigen, doch nimmt man Vorspann. Ueber einen Fluß führt eine Brücke, von einer enormen Höhe, es schwindelt wenn man hinunter sieht; vor

einigen Jahren soll eine Kutsche hinuntergefallen sein, weil es just einen Rank macht; die Seitenmauern sind nun höher geführt.

Abends erst gegen 10 Uhr in Aix angekommen, à l'écu de la France logiert und übernachtet; unterwegs ist kein Dorf und kein Wirtshaus, also eine langweilige Route, aber ein sehr schöner Weg. Von Genf bis hieher, sonderlich auf dem Berg bei Frangy hat es sehr viele Reben.

14. Sonntag. Ostertag. Nachdem die Herren von Solothurn in der Messe gewesen, gegen 9 Uhr verreist, und auf schönem Weg um 12 Uhr [in Chambéry] angekommen, wo Logis à la parfaite Union bestellt war. Zwischen zwei und drei ward zu Mittag gespiesen. Nach vier Uhr eine Staatsvisite bei Herrn Vial, ambassadeur in der Schweiz, der auch hieher gereist, in schwarzem Frack und ohne Degen, in zwei Kutschen; er war nicht zu Hause und man gab die cartes ab. Er logiert vor der Stadt, in einem Particular-Landgut: eine halbe Viertelstunde von der Stadt. Nachwärts eine Visite bei einem Herrn Delisle, der unser Losament bestellt hat und allerhand besorgte. Statt Nachtessen eine Tasse Thee mit einigen übrigen Herren getrunken und zeitig ins Bett. Sobald wir angekommen, hat es angefangen regnen, und regnete den ganzen Tag außerordentlich stark; bis hieher von Haus weg hatten wir das prächtigste Wetter.

Bei dem hiesigen Herrn Maire haben Herr Crud und der junge Herr von Wattenwyl eine Visite gemacht und erfahren, daß der Kaiser Dienstags und die Kaiserin in der Nacht darauf ankommen werden; vorher hatte man Nachricht, die Ankunft sei schon Montags; daher unsere Reise beschleunigt worden. Der Herr Talleyrand und verschiedene Minister sind schon Mittwochs hindurch nach Mailand passieret.

15. Montag. Herr Landammann von Wattenwyl hat bei dem Herrn Praefect eine Particular Visite gemacht,

mit cartes, in Begleit des Herrn Crud; auch habe ich bei Herrn Sonnet meinen Brief abgegeben, der uns sehr höflich einige Fenster auf den Einzug angeboten. Heute haben die zwei Herren Deputierten von Genf, die namens der Stadt auch hier sind, mit uns zu Mittag geessen. Nachmittags hat Herr Ambassadeur Vial nach beschehener Anfrage uns eine Visite gemacht mit seinem Secretär Herrn Le Leu, und ist bei einer Stunde bei uns geblieben; von Geschäften ward gar nichts geredet. Abends eine Promenade gemacht, auf eine Promenade Cotteroux, dem Herrn Basse zuständig, eine Viertelstunde vor der Stadt an der Landstraße, da wir herkamen, links an der Felsenwand erbauen, wo es so prächtige Steine hat, daß er auf den Gedanken gefallen, anstatt Weinfässer Bassins oder Kästen von Stein zu machen, deren er etwa vier nebeneinander erbauen, jeden separiert, von 12 à 20 Saum haltend. Wie gedeckte große Brunnenkästen geviert, obenauf ein viereckig Loch, wo der Küfer hinuntersteigt zum Putzen. Drei Kästen waren wirklich gefüllt, der Wein soll sich sehr gut darin halten. Er macht alles von Stein, so hat er nur gewölbte Scheuern. Große Stücke in einer Reblandern allhier sind auch von Stein; bei 40 dergleichen Colonnes, jede 15 Schuh von der andern. — Nach einer langen Promenade müde nach Haus gekommen. — Nachts um ½10 Uhr kam der Herr Praefect und machte dem Herrn Landammann eine Gegenvisite, da wir am Nachtessen waren.

16. April. Dienstag. Nachts ein Viertel ab acht Uhr ist der Kaiser angekommen, einige Kanonenschüsse zeigten die nahe Ankunft an, auch mit den Glocken ward gelitten. Zwischen Licht hat ein Tambour umgeschlagen, daß illuminiert werden solle, da jedermann zwei Kerzen unter jeden Kreuzstock stellte, bei Andern waren es Lampions. — Die Avantgarde machten etliche dreißig Gardes d'honneur à cheval, aus der Stadt und umliegenden Orten, mit einigen Trompetern vorher. Darauf ein Trupp Gensdarmes, darauf 3 Kutschen



ANDREAS MERIAN
Burgermeister des Cantons Basel.
Landammann der Schweiz für das Jahr 1806.

Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Basel.



mit 6 Pferden, darauf eine Kutsche mit 8 Pferden (vermutlich der Kaiser), darauf drei Kutschen mit sechs Pferden, darauf wiederum ein Corps Gensdarmes, und noch einige kleinere Kutschen und Postchaisen; mitunter ritten einige Gardes und Guides. Bald nach der Ankunft kam der Kaiser auf den Balcon und machte einige kleinere Verbeugungen. Er logiert im Haus eines cidevant Bellegarde, mit fünfzehn Kreuzstöcken, so nun sechs Particularen gekauft haben.

Eine Viertelstunde vor der Ankunft ward in der Nachbarschaft des Herrn Sonnet, wo wir einige Fenster hatten, Feuer gerufen. Es war in einem Kamin, so aber zum Glück bald gelöscht worden.

Des Morgens einen Spaziergang gemacht aux Charmettes, ein kleines Landhaus, eine kleine halbe Stunde von der Stadt auf einem Berg, wo ehemals Rousseau eine Zeitlang wohnte. Am Haus ist eine Aufschrift auf Stein. M. Gérandeau secrétaire général du ministre de l'intérieur ist auch mitgegangen. — Nachmittags eine Visite in Ceremonie gemacht bei Herrn Champagny, ministre de l'intérieur, der im Schloß logiert, er war nicht zu Hause, also cartes abgegeben. Auch haben wir den Herrn Vial noch einmal besuchen wollen. Diesen Abend oder Nacht hat der Herr Landammann annoch an Herrn General Duroc, Grand maréchal du Palais angefragt, wann wir zu Ihme kommen können.

17. Mittwochs. Früh 8 Uhr ist der Kaiser um die Stadt herum ausgeritten, etwa eine Stunde, vorher einige Officiers der hiesigen Chasseurs, und einige Gardes. Der Kaiser, einige Stabsofficiers oder Generäle, Guides und die Gardes d'honneur, alles in großem Trott. Die domestiques des Kaisers sind grün gekleidet, die Guides rot.

Herr Landammann gieng diesen Morgen zu Herrn Champagny en particulier.

Eine Madame Roussillon, deren Mann, von Lausanne,

in der Conspirationssache in Ketten erkannt worden, hat sich dem Kaiser zu Füßen geworfen, und hat sogleich Gnade erhalten, mit dem Zusatz, mais s'il recommencera... Noch eine Frau hat Gnade erhalten, deren Mann als juge den Prozeß des Morau[13]) nicht unterschreiben wollte und abgesetzt worden, und dadurch allen Unterhalt verloren.

Diesen Morgen brachte der Herr Ambassadeur Vial ein Billet von General Douville, chambellan, daß die Deputation heute Abend um 4 Uhr von dem Kaiser werde empfangen werden.[14])

Herr Champagny hat bei Ueberreichung des Mémoires in Handlungssachen, so ihme in Paris nicht mehr konnte zugestellt werden, geantwortet, daß er alles mit Attention lesen werde und aller Deliberation würdigen, daß aber einige Artikel mit der Administration des douanes zusammenhangen und de concert müßen behandelt werden; daß eine letzthinige Verminderung der Zölle schon Vorstellung der Kaufleute nach sich gezogen, daß Se. Majestät diesem Gegenstande alle Aufmerksamkeit widmen und dieses neue System der inländischen Handlung sehr vorteilhaft glauben.

Dem Herrn von Bonstetten von Bern, ehemals Landvogt zu Nyon, in Genf wohnhaft, hier im Wirtshaus logierend, haben wir seine dieser Tage uns gemachte Visite wiederum gegeben.

Diesen Morgen machte mir Herr Christof Iselin von Basel, der seit einigen Jahren hier ist, eine Visite; er dirigiert eine Seidenzwirnmühle.[15])

Um 4 Uhr sind wir zum Kaiser gefahren. Da wir hinkamen sagte uns ein Chambellan, der Kaiser habe nur einige Audienzen erteilt, und die andern alle auf den Abend verschoben, weil er erst nach Fort Barreau gefahren, dieses zu sehen. Man werde uns berichten, sobald er zurückkomme. Wir unterhielten uns ein wenig, Herr Vial war auch da, und dann retirierten wir uns.

Um 1/2 7 Uhr kam ein Kammerdiener, grün gekleidet mit

schwerem Gold, und einem großen Stab in der Hand, wie ein Major Tambour; der die Rückkunft annoncierte und uns rufte. Wir fuhren eilends hin und kamen durch ein Vorzimmer, wo es von grünen Bedienten mit Gold, breit auf allen Nähten, wimmelte, in ein anderes, wo auch viele Leute auf Audienz warteten. Der Chambellan meldete uns, es sei dato eine andere Audienz beim Kaiser, sobald diese entlassen werde er uns einführen. Da wir dann bald darauf vor allen anderen, die da warteten, eingeführt worden. Durch ein Vorzimmer worin eine Tafel von ca. 10 Personen gedeckt war, und wo einige Seigneurs standen; im Empfang Zimmer kam der Kaiser vom Kamin uns mehrere Schritte entgegen. Es mag bei 7 Uhr gewesen sein, da wir eingiengen und über ¾ auf 8 Uhr, da wir entlassen worden.

Der Herr Landammann hielt eine nicht kurze Rede mit vielem Anstand und ohne ein Wort anzustoßen. Der Kaiser war in grüner Uniform fast wie unsere Freicompagnie, oder Chasseurs; er ist dicker und gesünder als vor Jahren.[16])

Der Kaiser antwortete lang und sehr bedächtlich, aber sehr leis, sodaß wir Mühe hatten, alles im Zusammenhang zu verstehen. Er sagte unter anderem, die Schweiz habe für sich nicht Force genug, sie müsse von einer großen Macht unterstützt werden. Er nehme allen Anteil an derselben Glück; er freue sich, daß Ruhe herrsche, er werde sich immer für die Schweiz interessieren, wie die Könige seine Vorfahren. « Je tâcherai de réparer les fautes que le gouvernement français a commises envers la Suisse. Je ne suis pas jaloux du bonheur de la Suisse. » Und noch viel mehrere dergleichen freundschaftliche Ausdrücke; « je désire que tout le passé soit oublié. »[17]) Er sagte darauf auch, daß vielleicht mit der Zeit auch in unsern Verfassungen Verbesserungen können angebracht werden, daß man aber indessen [sich] an die Mediationsacte zu halten habe. (NB. Dieses muß man geheimhalten.)[18])

Darauf ist der Kaiser in freundschaftlichen Discours eingetreten, sprach von dem commercio, er werde für die Schweiz alles tun, was immer ohne Nachteil « de mon peuple » beschehen könne; was in Zollsachen beschehen, sei bloß damit nicht zum Schaden seiner Fabriken das Land mit fremden verbotenen Waaren überladen werde; wegen Leinen, Hanf und dem Transit könne vielleicht entsprochen werden.[19]) Wegen den rückständigen Militärpensionen fing er auch an, und sagte, daß er alle Jahre 500.000 liv. auszahlen laße. Es ward ihm vorgestellt, da er glaubt, daß alles bezahlt werde, daß viele nichts und einige sehr weniges erhalten; so er nicht glauben wollte; er werde sich dessen gründlich erkundigen. Wegen den piemontesischen Diensten sei es möglich, daß dieses noch nicht in Ordnung sei. Wegen neuem Schweizer-dienst habe er die helvetischen Auxiliartruppen in ein Regiment verändert, und werde noch zwei Regimenter organisieren, bis in Zeit [von] einem Jahre. Er habe mit den Nominationen nicht eilen wollen, damit er dieselben nicht etwa bereuen müsse.[20]) Darauf fiel der Discurs auf Bünden, wegen im Veltlinischen sequestrierten und vielen verkauften bündnerischen Gütern, so er in Mailand zu untersuchen versprach. Am Ende sagte er, je suis fâché de vous recevoir ici, où je suis comme campé et presque sans appartement, j'aurai préféré à cet égard de vous voir à Turin, mais j'ai voulu vous épargner le voyage.

Er war so aufgeräumt und so freundschaftlich, daß es einigemale etwas zu lachen gab. — Man sprach auch von den Staatsschulden und -Gülten und der Liquidation, und den englischen Geldern.[21]) Er schien nicht zu wissen, daß das Haus S. Didier in Paris eine große Summe dieser englischen Gelder gekauft hat. Auch das oesterreichische Incamerationsgeschäft ward berührt, welche Procedur er zu mißbilligen schien.[22])

Die Unterhaltung hat sich so verzogen, daß wir am Ende ganz finster im Zimmer waren. Der Kaiser sprach

auch von Konstanz inwieweit solches der Schweiz convenieren könnte.[23.24])

Darauf baten wir den Chambellan um die Audienz bei der Kaiserin, worüber man des Morgens schon hat schriftlich anfragen lassen. Nach einer kleinen Weile führte man uns eine Treppe hinauf zu der Kaiserin, welche in schwarzer Kleidung mit einem Diadem um die Haare gewunden und einer Halskette von Diamanten gezieret war. Sie stund auf und kam uns ein paar Schritte entgegen. Zur Rechten stand die erste dame d'honneur Madame Rochefaucault, eine kleine übelgewachsene Dame, zur Linken ein halbes Dutzend anderer Damen, alle schwarz gekleidet. Die Kaiserin antwortete auf die Anrede mit vieler Würde, aber sehr leise, tat noch einige Fragen an den Herrn Landammann, und entließ uns, da wir endlich nach 8 Uhr nach Hause kamen. Bald darauf giengen wir an den Ball[25]), wozu wir alle Tags vorher mit cartes eingeladen worden. Der Ball war in einem sehr großen Saal, der zur Comödie sehr schön eingerichtet war, mit etlichen und fünfzig Loges; es mögen über 1200 Personen da gewesen sein. Alles war sehr schön eingerichtet, alles auch gut gemalt; Orchester und ein Platz hinten daran war das Theater; der hintere Platz war mit einem Vorhang beschlossen, und bei Ankunft des Kaisers aufgezogen, da eine schöne Illumination hervorkam, mit einer kleinen Pyramide und Aufschrift vive Napoléon, und einige große Adler stehend unten daran. Sobald wir im Parterre ankamen führte uns ein Herr hinauf in eine der schönsten und geräumigsten Loges für uns bestimmt. Nachwärts kam auch Herr General Vial zu uns. — Um 10 Uhr kam der Kaiser und die Kaiserin, die auf zwei Fauteuils neben einander saßen, mit den Hofkavalieren hinter ihm, und den Damen neben ihro. Sie sind mit Vive l'Empereur und Händeklatschen empfangen worden. Darauf war Musik und ein Gesang, Anrede an den Kaiser. — Darauf hat der Ball angefangen, wozu aber wenig Platz da war wegen

Menge der Leute. Eine französische Contredanse machte den Anfang, ein Walzer darauf, und so immer abgewechselt. Nach einer halben Stunde retirierte sich der Kaiser und gieng unter Zuruf und Händeklatschen fort. —

Man gab orgeade und Limonade zu Rafraichissements in Menge. Der junge Herr von Wattenwyl und Lucas haben getanzt. Wie man auf dem Ball erscheinen mußte, ward auf der Carte geschrieben. — Um Mitternacht herum haben wir uns auch retirieret. Und so ward dieser Tag sehr glücklich und vergnügt zugebracht. Es sind gegen 1800 Personen im Zimmer gewesen.

18. April. Donnerstag. Verkündigten die Kanonen mit Anbruch des Tages die Abreise des Kaisers. Es sind 3 Tours etlich und 60 Schüsse getan worden, und mit heutigem Morgen ist die Stille in dieser Stadt wiederum eingetreten, da es bisher auf den Straßen ein außerordentliches Gewimmel war. Auf diesen Mittag ward Herr General Vial zu uns zum Mittagessen eingeladen, er war aber schon engagiert und lud uns dagegen auf Abends 7 Uhr zu sich auf den Thee ein, welches wir angenommen. Diesen Abend war spectacle, von Comoedianten, so man hat kommen lassen; sie gaben drei kleine Operetten.

Diesen Nachmittag machten wir eine Promenade, eine starke Stunde von hier, genannt au bout du monde; in einer gorge, wo alle hohen Felsen in einem halben Zirkel zusammenstoßen und unübersteiglich werden. Mitten herunter kommt ein prächtiger hoher Wasserfall über die Felsen herunter, und zu beiden Seiten fließt Wasser gerade aus den Felsen, mehr als an zwanzig Orten, und fällt hoch herunter; einige sehr stark wie ein kleiner Bach, andere mit weniger Wasser. Nahe dabei steht eine Papiermühle, welche täglich riskiert bedeckt zu werden, da allda große Felsenstücke herunterfallen.

19. April. Freitags. Morgens ein neu errichtetes hiesiges Bad besehen, vortrefflich angelegt, mit etlichen

und 40 kleinen Zimmern, in jedem ein Kasten, und zwei Hahnen mit kalt und warmem Wasser. Das Wasser fällt von einem Berg, läuft auf den Estrich, treibt im obern Stock mit einem Rad eine Menge Seidenwinder-Räder, und eine Zwirnmühle, eine sehr schöne mechanische Einrichtung. — Eine schöne Pépinière ist allhier mit vielen Arten Bäumen, heißt ni fallor Martin.

Abends von 7 bis 10 in einer großen Soirée gewesen, von etwa 40 Personen, Herr Delisle hat uns hingeführt, der heute seine Campagne, so ihm bei der Revolution genommen und verkauft worden, wiederum an sich erhandelt und eine große Freude hatte. (ca. 40—50.000 liv.) Während dieser Gesellschaft um 9 Uhr sind 4 Cardinäle in 3 à 4 Kutschen angekommen, welche morgen früh wiederum verreisen. Ihr und des Papstes Empfang soll ohne großen Pomp sein, weil das Ceremoniale wolle, daß nur einige Tage nach einem großen Fest, wie das des Kaisers gewesen, nicht wiederum ein anderes könne gegeben werden, weil man über die Abreise des Ersteren in Trauer sein solle.

20. April 1805. Um 7 Uhr kam der Papst an. Kanonen und Glocken ließen sich hören. Er sollte in der Kirchen absteigen, war aber nicht wohl und fuhr in sein Hotel; und die ganze Stadt war in der Kirche. Auf schriftliche Anfrage antwortete der Chambellan, er werde den Brief dem Papste zustellen, dieser nehme aber gar keine Visite an, sogar der Clergé ward gleich fortgeschickt; er gehe sogleich ins Bett und verreise morgen früh um 5 Uhr. Der Brief ward dem Papst im Bett vorgelesen, er ließ sich entschuldigen und sehe die Visite als empfangen an.[26])

21. April. Sonntag. Früh um ½5 Uhr sind wir zum Hotel wo er logierte, geloffen; da er bald darauf herausfuhr und wir in der Kutschen seinen Kopf gesehen, ein alter ehrwürdiger Mann in weißem Haar. Noch drei Kutschen folgten ihm, es waren keine neumodischen, sondern Kutschen nach altem großem Schnitt, incirca wie unsere alten Karren-

hof Kutschen[27]), auf Riemen hängend, 8 à 10 Kanonenschüsse sind geschossen worden.

Darauf packten wir ein, und reisten um 8 Uhr ab, gegen 11 Uhr in Aix angekommen, und eine Promenade noch vor dem Essen gemacht, eine halbe Stunde weit, den lac Bourget zu sehen. 5 Stunden lang und kaum eine halbe Stunde breit; hat Communication mit der Rhone, und sind Schiffe mit Waaren von Arles angekommen.

Nachmittags verreist und nun den Weg über Annecy genommen, um 7 Uhr angekommen, außert der Stadt nahe bei dem See und neuer schöner Promenade logiert. Der See ist drei Stunden lang, eine Viertelstunde breit.

22. April Montags. Von Annecy nach Genf (7 bis 3 Uhr) unterwegens rafraichiert, eine prächtige lange Bruck mit sehr hohen Bogen, Pont de la Caille, passiert, und andere interessante Gegenden. In Genf à l'écu de Genève logiert, gut, und abends die Stadt besehen.

23. April. Dienstags von Genf verreist, auf der Campagne bei Herrn Crud z'morgen geessen, etwa eine Stunde von Genf, ein prächtiges Landgut auf einer kleinen Anhöhe. Allee bis an die Landstraße; war ehemals dem Laharpe.[28]) Von da gegen Mittag verreist, nach Rolle und bei des Herrn Wattenwyl Mutter um 3 Uhr z'mittag geessen, eine Viertelstunde von Rolle. Den Abend bis Nacht da geblieben in einer großen Gesellschaft. Nachts in der Krone übernachtet — ein ordentlicher Mann.

24. April. Mittwochs. Früh nach 6 Uhr verreist, über Cossonay nach Orbe; à la Maison de ville passablement z'mittag; erst nach 1 Uhr angekommen, unterwegs Pferde rafraichiert. Abends nach Yverdon — 2 à 3 Stunden — nach 6 Uhr angekommen; im Roten Haus gleich beim Eingang sehr wohl logiert, ein prächtiges neues Wirtshaus.

25. April. Donnerstag. Von Yverdon früh verreist nach Neuchâtel, eine starke Reise, und immer Berg auf

und ab. Das neue prächtige Rathaus besehen. Nachmittag auf Aarberg zu übernachten, erst in der Nacht angekommen.

26. April. Freitags früh verreist und beim Herrn Oberamtmann zu Büren z'morgen geessen und dann um 1 Uhr zu Solothurn angekommen, gleich von zwei Herren des Rates bewillkommt und zum Herrn Landammann zum Mittagessen eingeladen worden. Am Mittagessen, das sehr prächtig war, eine schweizerische Sanitätscommission angetroffen, Herr Fischer von Bern, Dr. Usteri von Zürich, Dr. Zollikofer von St. Gallen, und ein Herr vom Tessin.

Nachmittags haben wir dem Herrn Landammann relatieret und abends 6 Uhr bin ich nach Balsthal mit einer der Berner Kutschen, welche uns geführt haben, verreist.

27. April Samstag, in Liestal z'mittag geessen und um 4 Uhr herum hier glücklich angekommen.

Mittwoch 1. Mai habe vor kleinem Rat relatieret und dessen Dank in einer Erkanntnuß erhalten.

Die Unkosten der ganzen Reise belaufen sich etwas über 200 Neudublonen.

Anmerkungen.

[1]) Oechsli, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert, Bd. 1, S. 503.

[2]) Oechsli, S. 508.

[3]) Schultheiß Niklaus Rudolf von Wattenwyl von Bern, Altlandammann, derselbe, der 1799 gemeinsam mit Merian auf Anordnung des helvetischen Directoriums in Bitsch gefangen gewesen war, und seitdem zu Merian herzliche Beziehungen unterhielt. (s. E. F. Fischer, Erinnerung an N. R. von Wattenwyl.)

[4]) Andreas Merian-Iselin (2. September 1742—25. Februar 1811), Sohn des Pfarrers gleichen Namens zu Buus und Großsohn des Pfarrers gleichen Namens an der St. Theodorsgemeinde in Basel, J. U. C. 1768 Kanzleisecretär, 1783 Staatsschreiber, 1791 Oberster Zunftmeister; legte 1798 diese Stelle nieder, wurde am 2. April 1799 auf Befehl des helvetischen Directoriums

als „Geisel" gefänglich eingezogen und verblieb bis 6. Januar 1800 gefangen in Bitsch. Merian wurde im September 1802 zum Präsidenten der Municipalität gewählt, nahm als solcher an der Tagsatzung zu Schwyz teil (s. F. Vischer, Andreas Merian und die Tagsatzung in Schwyz, Basler Jahrbuch 1911, S. 176) und entzog sich der beim Einrücken der Franzosen drohenden erneuten Gefangennahme durch die Flucht. Vom 11. November 1802 bis 24. März 1803 weilte er in Schopfheim in Verborgenheit, kehrte nach Annahme der Mediationsverfassung zurück, und wurde am 20. April 1803 zum zweiten Bürgermeister gewählt. Als regierender Bürgermeister übernahm Merian für das Jahr 1806 die Stelle des Landammanns der Schweiz. (Vergl. Aug. Bernoulli in der Allg. Deutschen Biogr., Bd. 21, S. 427, Hans Buser, Basel während der ersten Jahre der Mediation, Neujahrsblatt 1903, S. 14, 38, und F. Vischer a. a. O.)

Merians Gattin meldet das Ereignis dem in Nürnberg weilenden Sohn Andreas (s. Anm. 8) mit folgenden Worten:

„Geschwind, mein Hertziger, ehe Du es aus der Zeitung erfährst, muß ich Dir melden, daß gestern Abends ½9 Uhr Herr Hauptmann Cettier von Solothurn als Courier abgeschickt mit einem Schreiben vom Landammann bey uns angelangt, welches Papa auffordert, künftigen Dienstag den 9. April von hier abzugehen und als Gesandter dem großen Napoleon [den sie sonst in Briefen meist Lucifer, das große Tier und ähnlich betitelt] in Chambéry bey seiner Durchreise zur Krönung nach Italien, ein Compliment zu machen im Nahmen der gantzen Eidsgenossenschaft. Die Gesandtschaft besteht blos aus Herrn von Wattevill und Papa; ersterer, wie sich der Landammann sehr artig ausdrückt, als sein Vorfahr und Papa als sein Nachfahr. Nun ist alles in Bewegung um zu ordnen, einzupacken und dergleichen, ich aber ließ alles liegen um meinem Lieben die große Neuigkeit zu melden. Du wirst doch wohl nicht zweiflen, daß ich Dich lieb habe. Die Reise geht über Solothurn, Bern und Genf in 2 vierspännigen Wagen." (Staatsarchiv, Privatarchive 158.)

[5]) Staatsarchiv Basel, Privatarchive 157.

[6]) Bei der Herausgabe ist die heutige Rechtschreibung angewendet worden. Eckige Klammern enthalten Anmerkungen d. H.

[7]) Johann Lukas Merian-Ryhiner, 5. Mai 1777—6. April 1851.

[8]) Merian hat zeitlebens „geessen" geschrieben. Sein Sohn Andreas (Merian-Falkach 1772—1828), damals österreichischer Geschäftsträger in Nürnberg, der sich diese Schreibweise ebenfalls zu eigen gemacht hatte, schrieb ihm aber 1805:

Es stritten voriges Jahr zwey, ob man soll sagen geessen oder gegessen und wetteten um ein Pfund Zucker. Adelungs

Wörterbuch sollte entscheiden. Man schlug nach und fand gegessen. Der Ueberwundene zalte das Pfund Zucker, sandte aber damit folgendes

Quodlibet.

Ich habe mich kläglich gegirret,
Und finde mich tüchtig gegäffet,
Das hätte ich nimmer gegahnet!
Du hast nun das Schifflein gegentert,
Du hast nun die Lorbeern gegerntet
Und wirst nun allein noch gegehret.
Es hat sich die Sprache gegändert,
Sie hat das Gemeine gegadelt —
Und setzt für geessen gegessen.
Drum sey Dir die Gabe gegopfert,
Nach der Du die Lippen gegöffnet.
So sind nun die Berge gegebnet,
Es haben die Ochsen gegackert,
Die Söhne die Väter gegerbet.
Jetzt ist die Geschichte gegendet.

Ueber Andreas Merian-Falkach vergl. Biogr. universelle Michaud, Bd. 28, S. 33 ff., Fel. Burckhardt, Die Schweiz. Emigration 1798—1801, S. 461, und Nostitz, Briefwechsel Dresden 1848, bes. S. 176 ff.

9) Name unleserlich.

10) Crud, Mitglied des Großen Rates des Kantons Waadt, scheint die Reise als waadtländischer, nicht als eidgenössischer Deputierter mitgemacht zu haben. Von ihm ist aber wahrscheinlich die officielle Relation an den Landammann geschrieben worden. (Tillier, Gesch. d. Eidg. während der Herrschaft der Vermittlungsacte, Bd. 1, S. 184 ff.)

11) Laut einer Notiz auf dem Umschlag des Manuskripts: „au Messieurs Viollier et Compagnie. (Von Herrn Preiswerk und Zimmerli in Basel.)

12) Merian schreibt „Diexlen".

13) Jean Victor Moreau (geb. 1763), der französische General der Jahre 1799 und 1800, der Gegner Napoleons, auf dessen Anstiften am 10. Juni 1804 verurteilt. Er fiel bekanntlich vor Dresden am 21. August 1813 auf Seiten der Allierten. (Biogr. univ., Bd. 29, S. 256, 261.)

14) Das Billet ist erhalten, ein unscheinbarer Zettel mit folgenden Worten: Le Chambellan de service a l'honneur de prévenir Messieurs les Députés envoyés par son Excellence le Landamman de Suisse, que S. M. l'Empereur les recevra aujourd'hui mercredi 27 germinal à quatre heures.

[15]) Vielleicht Christoph Iselin, 1752—1833, da nach der Iselinschen Chronik ein anderer gleichen Namens damals nicht lebte. (Heinrich Iselin von Rosenfeld und sein Geschlecht, Basel 1909, S. 174.)

[16]) Merian hatte den Kaiser als General Bonaparte auf seiner Reise von Italien zum Rastatter Congreß im Dezember 1797 in Basel gesehen. (Hans Frey, Die Staatsumwälzung des Kantons Basel im Jahre 1798. Neujahrsblatt für 1876, S. 20 ff.)

[17]) Nach Tillier a. a. O., der die Originalnote Crubs benützt zu haben scheint, sagte Napoleon folgendes:

„Ich habe Ursache genug, mit den von Ihnen ausgesprochenen Gesinnungen zufrieden zu sein. Meinerseits habe ich nicht vergessen, daß Frankreich sich wegen desjenigen, das in der Schweiz geschehen ist, einige Vorwürfe zu machen hat, und werde mich verpflichtet glauben, euch dafür Ersatz zu leisten, soviel als in meinen Kräften steht. Ich werde in dieser Beziehung das System der Könige befolgen. Mit Vergnügen sehe ich, daß alles in der Schweiz ziemlich gut geht. Jetzt, wo Piemont, Savoyen und Mailand unter meiner Herrschaft vereinigt sind, kann nichts einigermaßen Bedeutendes, was in der Schweiz vorgeht, mir gleichgültig sein. Wenn ihr Vertrauen zu mir habt, und mir die Dinge auf eine angemessene Weise vorbringt, so werde ich mich stets bemühen, ihnen eine befriedigende Wendung zu geben.

[18]) Nach Fischer, Wattenwyl S. 116, sagte der Kaiser: Die Mediationsacte ist euch erteilt worden, um die Ruhe in der Schweiz herzustellen; wenn es in einiger Zeit nötig ist, einige Aenderungen vorzunehmen, so können wir uns verständigen. Wattenwyl scheint in seinem (privaten) Bericht anzumerken, er habe hierauf jede Entgegnung vermieden, ungeachtet des Wunsches des Landammanns, daß über das Abberufungsrecht (Grabeau) Besorgnisse ausgesprochen werden möchten; die Vorgänge in Italien und Holland standen Wattenwyl zu nahe vor Augen. (Fischer, ebenda.)

[19]) Tillier a. a. O.: Er berührte nun selbst die Handelsverhältnisse und äußerte sich dahin, daß er auf den Wohlstand der Schweiz nicht eifersüchtig sei, und ihr mit Freuden jede Erleichterung zukommen lassen würde, insofern dieselbe ihr wirklich und nicht dem verhaßten England oder andern Gegnern zukäme.

[20]) Fischer, Wattenwyl a. a. O.: Wegen des Aufschubs der Officiersernennungen für die neuen Schweizerregimenter habe Napoleon geäußert: que dans un moment de vivacité il aurait pû faire des choses dont ensuite il aurait eu des regrets.

[21]) Es handelt sich um die von Bern, Zürich und andern Kantonen in England angelegten Kapitalien des Staatsschatzes, die zur Abzahlung der helvetischen Nationalschuld verwendet werden sollten, von England aber nicht herausgegeben wurden, weil es die mediationsmäßigen Regierungen nicht als rechtmäßige Eigen-

tümer anerkannte. (C. C. F. von Fischer: Beat Ferdinand Ludwig von Jenner, nach seinem Tagebuche geschildert, S. 57, und A. von Tillier, Geschichte des eidg. Freistaates Bern, Bd. 5, S. 342 ff.)

22) Das Edict vom 4. December 1803, wonach alles Eigentum der helvetischen Republik und der Schweizerischen Klöster, das in österreichischem Bereiche lag, eingezogen und „incameriert" werden sollte, ein mit dem Reichsdeputationshauptschlusse im Widerspruch stehender Akt des Faustrechts. (s. Oechsli, Gesch. der Schweiz im 19. Jahrhundert, Bd. 1, S. 509 ff.)

23) Vrgl. hiezu die Audienz Reinhards in Regensburg 1809, wo das verhängnisvolle Projekt der Angliederung Tirols zur Sprache kam. Damals hatte Reinhard gerade mit der Erwähnung von Konstanz abgelenkt. (G. Steiner, Napoleons I. Politik und Diplomatie in der Schweiz, Bd. 1, S. 158, 159, 167 ff., auch S. 11.)

24) Man vermißt vielleicht in dieser Erzählung eine Erwähnung des Vorfalles, daß Napoleon Merian ziemlich unfreundlich behandelt habe, weil Glieder der Familie Merian mit England Schleichhandel getrieben hätten; vrgl. Tillier a. a. O., und nach ihm Hans Buser, Basel während der ersten Jahre der Mediation, Neujahrsblatt für 1903, S. 31; ferner F. Vischer, Beiträge zur Geschichte der Mediation, Basl. Zeitschr. XII. S. 141, 156, 226 und T. Geering, Christoph Merian (Basel 1908) S. 24, 25. Buser glaubt, Merian habe den Vorfall in der officiellen Relation absichtlich verschwiegen. Das Tagebuch ist jedenfalls rein zur eigenen Erinnerung und für die Familie geschrieben. Die Allg. Zeitung 1805 erwähnt keinen solchen Vorfall in ihren Berichten (S. 471, 483, 580). Den von Crud geschriebenen Originalbericht habe ich nicht gesehen. Fischer, Wattenwyl, erwähnt S. 131, Merian habe auf der Abordnung in Chambéry erfahren, daß Napoleon ihn selbst für einen Gegner Frankreichs halte. — Daß Merian, wie Tillier behauptet, bei seiner Antwort keine Gewandtheit in der französischen Sprache gezeigt habe, scheint mir gegenüber den vielen französischen Briefen Merians fraglich. — Das Recreditiv des Kaisers wurde von Mailand unterm 11. Mai 1805 an den Landammann erlassen und besagte: Nous ne devons pas vous laisser ignorer, que vos députés se sont acquittés très dignement de la mission, dont vous les avez honoré, nous ne doutons pas qu'ils ne se fassent un devoir de vous rendre compte... du désir que nous avons de favoriser tout ce qui pourra concourir à la prospérité et au bonheur de votre république. (Fischer, Wattenwyl, S. 117.)

Im übrigen war ein halbes Jahr später die gute Stimmung des Kaisers verflogen, als man in der Schweiz in militärischen Dingen einen selbständigen Schritt wagte (Steiner, Napoleons I. Politik rc., S. 147), und das Directionsjahr 1806 wurde für Merian und die Schweiz peinlich genug. (Hans Buser a. a. O.)

[25]) Merian schreibt in echter Basler Aussprache „Baal".

[26]) Tillier läßt durchblicken, daß die Ablehnung der Deputation gegen den Willen des Papstes geschah, und „man" befürchtete, die Deputation, an deren Spitze ein Reformierter stand, könne es möglicherweise an ehrerbietiger Huldigung fehlen lassen. Aus dem Tagebuch geht zur Genüge hervor, daß der Papst sich überhaupt jedem öffentlichen Empfang entzog.

[27]) d. h. die Rats- oder Herrenkutschen, die im Karrenhof, der staatlichen Wagenremise, (in der Gegend des heutigen Vesalianums) eingestellt wurden.

[28]) Mitglied des Directoriums der Helvetik.

Autobiographische Aufzeichnungen von Prof. Johann Jakob Bachofen.

Die Aufzeichnungen, die im Nachfolgenden veröffentlicht werden, stammen von einem der bedeutendsten Gelehrten und selbständigsten Forscher, die Basel im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, dem Juristen und Altertumsforscher Johann Jakob Bachofen, geboren am 22. Dezember 1815, gestorben am 25. November 1887.

Es ist Bachofens Schicksal gewesen, daß er im Auslande, in den Kreisen der internationalen Wissenschaft, viel mehr Anerkennung gefunden hat als in seiner Vaterstadt. Durch sein wissenschaftliches Hauptwerk, das tiefgründige, eigenartige, aber schwer zugängliche „Mutterrecht"*) hat er seinen festen Platz in der Geschichte der Wissenschaft: von diesem genialen Werk, das im Jahre 1861 erschienen ist, datiert die Geschichte der Familie als einer sozialen Institution. Drei verschiedene Wissenschaften verdanken ihm die allerstärksten Anregungen: die vergleichende Rechtswissenschaft, die in Bachofen einen ihrer Begründer verehrt, die Soziologie als die Wissenschaft von den sozialen Lebensformen des Menschen und die Völkerkunde. Neben dem „Mutterrecht" haben Bachofens übrige Werke trotz der Fülle reichster Gelehrsamkeit und eigener, oft tiefer, wenn auch fremdartig anmutender Gedanken nicht recht aufkommen können; sie sind über den engsten Kreis der Fachgelehrten nicht hinausgedrungen.

Hinter dem Werke ist der Mann ganz zurückgetreten. Von dem Verfasser des Mutterrechtes, der in der gelehrten Welt Europas und Amerikas seit Jahrzehnten ein hohes An-

*) Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaikokratie der Alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Von J. J. Bachofen, Appellationsrath zu Basel. Stuttgart 1861. Zweite unveränderte Auflage. Basel 1897.

sehen genoß, wußte man bisher außerordentlich wenig. Außer dem, was Teichmann in dem überaus sympathisch gehaltenen, aber kurzen Aufsatze im 47. Band der Allg. Deutschen Biographie mitgeteilt hat, ist nicht viel über ihn bekannt geworden. In seiner Vaterstadt selber, der er einige Jahre als Professor des römischen Rechtes an der Universität und eine lange Reihe von Jahren als Mitglied des Appellationsgerichtes gedient hat, ist die Tatsache, daß Bachofen zu den hervorragendsten Baslern des vergangenen Jahrhunderts gehört hat, noch nicht allgemein in das Bewußtsein der gebildeten Kreise gedrungen. Vielleicht wird die vorliegende Veröffentlichung dazu helfen, daß dem Gedächtnis Bachofens in Basel endlich der Platz eingeräumt wird, der ihm längst gebührt.

Die autobiographischen Aufzeichnungen, die wir hier veröffentlichen, sind erst im Frühjahr 1916 durch die Witwe des Verfassers, Frau Prof. Luise Bachofen-Burckhardt, aufgefunden worden, als der Unterzeichnete, der sich vor Jahren als Student lange und eingehend mit dem „Mutterrecht" beschäftigt hatte und im Lauf der Jahre wiederholt aus dem Auslande um Lebensnachrichten über den Verfasser gebeten worden war, sich nach Materialien zur Lebensgeschichte Bachofens erkundigte. Sie haben eine eigentümliche Entstehungsgeschichte.

Im Sommer 1854 traf Bachofen in Ragaz mit seinem ehemaligen Berliner Lehrer, dem berühmten Juristen Friedrich Karl von Savigny, zusammen. Es scheint, daß die eigenartige Persönlichkeit Bachofens, der ursprünglich ja auf dem gleichen Arbeitsfelde, wie Savigny selber, dem der Geschichte und Auslegung des römischen Rechtes, tätig gewesen war, auf Savigny einen sehr starken Eindruck gemacht hat. Er ließ ihn nicht los, bis jener ihm eine zusammenhängende Darstellung seiner bisherigen und seiner für die Zukunft geplanten literarischen Tätigkeit versprochen hatte, und erinnerte ihn auch, als sie sich von einander getrennt hatten, schriftlich an die Zusage. Bachofen kam dem

Versprechen noch im Laufe des Septembers nach und schickte im Oktober 1854 durch einen studierenden jungen Basler Savigny, der inzwischen nach Berlin zurückgekehrt war, ein Heft von 60 Folioseiten, in dem er für sich und seinen einstigen Lehrer einen Rückblick auf die letzten 15 Jahre seines Lebens geworfen hatte.

Jeder, der aus Bachofens Schriften einen Eindruck von der tiefen Persönlichkeit des Verfassers gewonnen hat, wird es dankbar begrüßen, daß die Witwe des Verstorbenen die Erlaubnis zur Veröffentlichung gegeben hat. Füllen diese Aufzeichnungen doch endlich die dürftigen Umrisse dessen, was über Bachofen bisher bekannt war, mit Anschauung und Leben aus! Ihr eigentlicher Wert liegt — abgesehen von Mitteilungen und Urteilen über zeitgenössische Persönlichkeiten und Ereignisse — in dem Einblick, den sie in das Wesen und in die geistige Entwicklung Bachofens gewähren. Sie zeigen, wie aus dem Romanisten, der die üblichen Wege der historischen Rechtsschule gegangen war, der selbständige Forscher und einsame Denker wurde, der schließlich als Entdecker des Mutterrechtes die Früchte jahrelanger geduldiger Arbeit ernten durfte. Ihren Höhepunkt erreichen sie in der Darstellung der geistigen Revolution, die Bachofen auf seiner ersten italienischen Reise erlebte, und die für seine ganze künftige Entwicklung entscheidend wurde. Niemand wird ohne Bewegung die Seiten über das Gräberwesen der Alten lesen können, in denen Bachofens tief religiöse Natur einen eigentlich ergreifenden Ausdruck findet. Wir fühlen: hier fließen die Quellen, aus denen das, was an Bachofens Wesen genial genannt werden darf, seine lebendigen Kräfte geschöpft hat. —

Was die Wiedergabe des Textes betrifft, so haben wir die Schreibweise des Verfassers so viel als möglich beibehalten; die Absicht ließ sich aber nicht bis in alle Einzelheiten streng durchführen, namentlich weil Bachofen, der sich im allgemeinen der deutschen Schrift bediente, doch da und dort ohne erkennbaren Grundsatz die lateinische Schrift ver-

wendet. Einige Anmerkungen vorwiegend biographischen und bibliographischen Inhaltes glaubten wir dem Texte beigeben zu sollen.

Für die Erlaubnis zur Wiedergabe des Bildnisses, das Deschwanden im Jahre 1843 von Bachofen gezeichnet hat, werden die Leser mit dem Herausgeber Frau Prof. Bachofen dankbar sein.

Endlich müssen wir noch hinzufügen, daß Bachofens Aufzeichnungen gleichzeitig von anderer Seite in der bei Ferd. Enke in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft herausgegeben werden. Bachofen gehört ja nicht nur der Stadt Basel, sondern der internationalen Wissenschaft an.

Hermann Blocher.

* * *

Die Rückschau auf die Arbeit von 15 Jahren ist eine Aufgabe ernstester Art. Die Vergegenwärtigung früherer Unternehmungen führt mitten in das Leben vergangener Perioden zurück, und weckt Erinnerungen, welche längst begraben schienen. Denn, wo immer inneres und äußeres Leben ein Ganzes bilden, muß auch jede litterarische Erscheinung nothwendig in dem Zusammenhange des ganzen damaligen Zustandes, Dichtens und Trachtens auftreten. Innere Erlebnisse und Umstände rein äußerlicher Natur verbinden sich, unsere Beschäftigung und deren Charakter zu bestimmen. Des Einen zu gedenken ohne des Andern ist unmöglich. So hat, da ich meine bisherigen Arbeiten im Gedächtnisse übersah, mein ganzes bisheriges Leben sich im Bilde wieder vor meine Seele gestellt, und es ist Das, Was Eure Excellenz von mir wünschen, aus einem bloß literarischen Inventarium herangewachsen zu einer Art Selbstbiographie, welche auf den Schreiber ein Gefühl von Unbehaglichkeit

hervorbringt, ähnlich dem, das man beim Anblick seines eigenen Bildnisses empfindet, — dem Leser aber oft Uebung von Nachsicht und Geduld auferlegen wird. Das ganze Gebilde seiner Gedanken und Anschauungen einem fremden Auge bloßzulegen, kostet einen Jeden Ueberwindung. Mir ist es leicht geworden, E. Exc. gegenüber diese natürliche Scheu zu überwinden. Ich spreche ja zu einem Lehrer, dessen Unterricht in Schrift und Wort mich durch die ganze Dauer des erwähnten Zeitabschnittes hindurch begleitete, dem zu vertrauen längst Gewohnheit geworden ist, und dessen Alter, durch die milde und ruhige Objektivität des Urtheils, welche es allein zu verleihen vermag, rückhaltslose Offenheit gleichsam von selbst hervorruft.

Zu der Rechtswissenschaft zog mich die Philologie, von der ich ausgegangen bin, und zu welcher jene mich wieder zurückführte. In dieser Beziehung ist meine Stellung zu meiner Wissenschaft stets die gleiche geblieben. Das roem. Recht erschien mir stets als ein Theil der alten, besonders der lateinischen Philologie, also als der Abschnitt eines großen Ganzen, das die klassische Alterthumswissenschaft überhaupt umfaßt. Es ist mir wichtig, diese Anschauungsweise gleich in ihren Hauptfolgen zu veranschaulichen. Die Wichtigkeit des römischen Rechts bestand mir nicht darin, daß es als Bestandtheil des heutigen Rechts eine so hervorragende Stellung einnimmt; es erschien mir dieß, wenn ich überhaupt darauf achtete, als ein Vorzug sehr untergeordneter, ja sehr unwesentlicher Natur. Als ebenbürtiger Gegenstand des Nachdenkens trat es mir nur in seiner andern Qualität entgegen, wonach in ihm eine Hauptseite des alten Lebens zu Tage tritt, eine Seite, ohne deren genauere Kenntniß alles wesentlich lückenhaft und unvollkommen bleiben muß. Der Gesichtspunkt praktischer Anwendung leitete mich also hiebei so wenig als bei den griechischen Staatsalterthümern, die ich ein Jahr vor den Pandekten bei Prof. Boeckh hörte. Das Antike war der Reiz, der mich

fesselte, nicht das heute Anwendbare, und ich wollte so recht wahrhaft altes römisches Recht studieren, keineswegs heutiges röm. Recht. Mit diesen aus der Philologie herübergenommenen Grundanschauungen ausgestattet gerieth ich oft in einen mir gar peinlichen Gegensatz zu Lehrern und Büchern, welchen ich mich als Führern hingegeben hatte. Das Verhältniß zu dem gemeinen Recht schien mir ganz unwesentlich, und ich leugne nicht, mit welchem Triumph ich immer sah, wie fruchtlos alle Versuche blieben, in jene Frage Klarheit und natürlichen Zusammenhang zu bringen. Aber vollends die Reception in Deutschland und die darnach unternommene Sonderung der Materien, was sollte ich damit anfangen? Diese und ähnliche Erörterungen, welche beinahe in jedem Kollegium wiederkehrten, dienten nur dazu, in mir den Gegensatz jener philologischen Grundanschauung zu voller Klarheit und zur Durchbildung in allen Consequenzen zu bringen. Immer mehr gelang es mir, von dem modernen Standpunkt abzusehen, und ihm in allen Stücken den antiken zu unterstellen. Daher nistete sich bei mir ein stets wachsender Widerwille gegen alle modernen Systeme ein. Ich hätte das Kleid gerne in seinen ursprünglichen Falten gesehen und erachtete jeden Versuch, den Stoff heutigen Begriffen mundgerecht zu machen, für Nichts Besseres, als für eine das alte Verständniß erschwerende Entstellung. Ein Schema nach heutigen Begriffen und darunter der alte Stoff vertheilt, das erschien mir als unberechtigtes Dogmatisieren, dem wahren Verständniß verderblich, eine reiche Quelle vieler Irrthümer und Verlegenheiten. Die Behandlungsweise der Controversen war mir ein weiterer Gegenstand des Anstoßes. Ihre durch alle Mittel juristischen Scharfsinns und Witzes, durch die gezwungenste Kritik sowie durch die willkührlichsten Distinktionen herbeigeführte Vereinigung widersprechender Aussprüche der Alten mochte allein dem Bedürfniß, einen für die Praxis anwendbaren, festen Satz zu gewinnen, entsprechen: mir erschien

das ganze Verfahren nicht besser als die Justinianische Träumerei von der Möglichkeit einer Zweifel- und Widerspruchslosen Jurisprudenz, und für viel würdiger, resultatreicher und wissenswerther erachtete ich das, den Grund und Gedankengang zu ermitteln, der gleich ausgezeichnete Juristen zu abweichenden Entscheidungen führen konnte. Denn so sonderbar es klingen mag, so wahr ist es dennoch, daß in Fragen der Jurisprudenz entgegenstehende Ansichten gar oft einen gleichen Grad von Berechtigung haben können. Ich freute mich darüber, daß es Justinian nicht gelungen war, alle Spuren dieser Streitigkeiten, Folgen jeder freien Geistesrichtung, zu vertilgen. Ich lebte selbst der Ueberzeugung, daß gerade die Blüthezeit des röm. Rechts auf allen Gebieten der Rechtspflege an Abweichungen und Streitigkeiten am reichsten gewesen sein müsse. Von diesen Gesichtspunkten geleitet fand ich mein hauptsächlichstes Vergnügen stets und allein in der Lektüre einzelner Theile unserer Rechtsquellen, und, wäre es auf mich angekommen, so hätte ich der Erklärung von Pandectentiteln den Vorzug eingeräumt vor allen systematischen Vorlesungen mit ihren dogmatisch formulierten Sätzen und den dazu aus allen Ecken zusammengetriebenen sogen. Beweisstellen und Eideshelfern. — Einen großen Nachtheil dieser meiner Auffassungsweise bekam ich indeß bald zu spüren. Ich hatte sehr wenige positive Rechtsregeln meinem Gedächtnisse eingeprägt, und war immer verlegen, sollte ich die einzelnen Materien in Regeln und Ausnahmen schulgerecht hersagen. Geistig glaubte ich dabei nicht gerade viel einzubüßen. Aber für ein examen rigorosum war meine Studienweise nicht berechnet gewesen. Das fühlte ich. Um das Versäumte nachzuholen, mußte ich nun für ein Jahr den Quellen entsagen, und nach Lehrbüchern memorieren. Ein Privatissimum zu Göttingen paukte mich gehörig ein, und ein Paar Monate zu Basel vollendeten die Arbeit. Es gab damals eine kurze Frist, in welcher ich Mühlenbruchs

Doctrina[1]) beinahe wörtlich innehatte, und in den abgegriffenen Bänden selbst bei Nacht jeden § hätte aufschlagen können. War mir doch als Ideal eines vollendeten Doctoranden derjenige hingestellt worden, der in jenem Werke ohne Licht und Register jeden Gegenstand nachzuweisen vermöge. Die Arbeit war nicht vergeblich gewesen. Durch tentamen und examen kam ich glücklich hindurch, empfieng die erste Nummer, und konnte meine Lehr- und Handbücher wieder mit dem corpus juris, den Klassikern und Cujacius vertauschen. Es war hohe Zeit. Denn nicht erquickender erschien mir kürzlich die frische Alpenluft des Engadins nach der dumpfen Atmosphäre des Pfäferser Krankenhauses, als damals der stärkende Hauch des Alterthums aus den Werken seiner Litteratur belebend zu mir Armen herüberwehte. Mit ganz anderer Freudigkeit studierte ich jetzt Gajus und Cicero als zuvor Mühlenbruch, und meine Dissertation de judiciis civilibus, de legis actionibus de formulis et de condict.[2]) brachte mir einige Monate des fröhlichsten und befriedigendsten Umgangs mit den Quellen. Diese Arbeit vollendet schwebte mir der Gedanke vor, in einer kleinen Schrift den Unterschied der res mancipi und res nec m. zu erklären. Er schien mir so einfach, so klar, und doch von den Dogmatikern in einem so wenig antiken Sinne aufgefaßt. Noch jetzt glaube ich, daß der Grundstock des Vermögens und dessen Erträgniß unterschieden wird. Jenen nennen die Griechen τὸ κτέαρ, dieses besteht in den Produkten, welche zur Verzehrung also zur Unterhaltung des täglichen Lebens dienen, wie Korn, Gemüse, Schweine, Schafe, Gold und so vieles andere. Ich unterließ es, theils weil mir die Lectüre der bedeutenden Litteratur den Gegenstand gründlich verleidet hatte, theils weil durch die Arbeit meine Abreise nach Paris, die auf den Winter 1839/40 bevorstand, verzögert worden wäre. Die Aussicht, nach Schweizerischen und Deutschen Hochschulen eine Französische zu besuchen, hatte für mich sehr viel Anziehendes, und ob-

wohl es an derselben von den Klassikern wenig mehr zu hören gab, so harrte ich dennoch an der Pariser Ecole de droit einen vollen Jahreskursus aus. Für mich hatte die untergeordnete Stellung, in welcher dort das röm. Recht auftritt, Nichts Anstößiges. Mir war es ja immer ein Theil des alten Lebens gewesen, nicht des heutigen, ein Stück klassischer Philologie, ein Bestandtheil längst versunkener Zustände, ein Erzeugniß von Grundanschauungen, welche mit denen der christlich germanischen Völker eigentlich nur geringe Verwandtschaft hatten. In das Pensum einer die Heranziehung praktischer Juristen zur Besetzung der französischen Gerichtshöfe und des französischen barreau bezweckenden Rechtsschule gehörte also das alte Recht durchaus nicht. Dazu war es theils zu gut und theils zu schlecht, also jedenfalls unpassend. Hatte ich bisher das Erzeugniß vergangener Zeiten zum Gegenstand meiner Beschäftigung gemacht, ohne alle Rücksicht auf dessen heutige Gestaltung und Anwendung, so kam ich jetzt zuerst in gründlichen Verkehr mit einer der berühmtesten und verbreitetsten Gesetzgebungen der Neuzeit und mit der darauf ruhenden Litteratur und Jurisprudence, und gewährte mir diese auch nicht den gleichen geistigen Genuß wie der Romanismus, so war mir doch der Eintritt in ein ausschließlich praktisches Gebiet und die mit Ausscheidung aller antiken Gelehrsamkeit unternommene Behandlung des ganzen heutigen Rechtslebens eine durchaus angenehme Beschäftigung. Ja aus dieser Zeit schreibt sich bei mir die Ueberzeugung her, daß eine auf gleiche Trennung gegründete Gestaltung des Rechtsstudiums der dermalen in Deutschland herrschenden Verbindung weit vorzuziehen sein müßte. Schüler und Lehrer würden dabei gewinnen, am meisten aber die Disciplinen selbst. Die Vermengung der römischen Jurisprudenz und der heutigen Doktrin in demselben Kollegium oder Buch ist gründlich verderblich, und verrückt für beide den wahren Gesichtspunkt. Gebe man dem Alterthum sein Recht und der Neuzeit ihr Recht, jedem be-

sonders, und man wird so wie die gründlichsten Gelehrten, so auch die fähigsten Praktiker bilden. Durch zwei Mittel wahrt die Jurisprudenz ihre Frische, oder erwirbt sie wieder, hat sie sie einmal für einige Zeit eingebüßt, durch den unmittelbaren Verkehr mit der alten Weisheit und durch die Beschäftigung mit dem praktischen Leben. Leistet Paris auch für das Erstere Nichts, so bringt es doch in dem Zweiten den Schüler zu mehrerer Tüchtigkeit als der deutsche Unterricht, und ich kann wohl sagen, daß mir wie in Deutschland der Eintritt in die alte Welt, so in Frankreich der in die heutige Zeit eröffnet worden ist. Wesentlich förderte mich in meinen neuen Bestrebungen auch der Besuch der Gerichtshöfe von der Feierlichkeit der Pairskammer bis herab zu den Tragödien der Juries und den Skandalen der police correctionelle. Ja unter allen diesen Einflüssen war mein Hang zu der praktischen Seite unserer Wissenschaft so stark geworden, daß ich sogar beschloß, in die Etude eines der größern Notaires, mit dessen chef de bureau ich an der Mittagstafel bekannt geworden war, einzutreten. Man geht im 25sten Jahre so leicht in Alles ein! Doch dießmal hatte ich meine Ausdauer überschätzt. Nach 14 Tagen waren Meister und Geselle wieder auf die Gemeinschaft der Mittagstafel und auf den heitersten geselligen Verkehr beschränkt. Aber seither habe ich doch öfters zu erkennen Gelegenheit gehabt, daß selbst die Einführung in einen solchen bureau Dienst mit der daran geknüpften Kenntniß der Documentirkunst und der Buchführung mit zu den Aufgaben einer praktischen Rechtsschule gehören würde. —

Aus der damaligen Zeit datiert meine Bekanntschaft mit Pardessus[3]), mit dem Grafen Pellegrino Rossi[4]) und mit dem alten Kanzler von Frankreich, dem hochbejahrten Grafen Pastoret[5]), Männern, welche alle für unsere Wissenschaft, wiewohl in verschiedenen Zweigen derselben, Bedeutendes geleistet haben, und von welchen die beiden Letzteren aus ihren früheren Lebensjahren her mit der Schweiz im Zusammen-



Johann Jakob Bachofen
gezeichnet im Jahre 1843 von Paul Deschwanden

Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Basel.



hang der Anhänglichkeit und Dankbarkeit standen. Vielleicht daß ich gerade diesem Umstande meine gute Aufnahme in ihren Häusern zuzuschreiben habe. Pastoret und Rossi hatten beide im Innern unseres Landes ein Asyl gesucht und gefunden, Rossi gegen die Strenge des Gesetzes, Pastoret vor der Wut der Republikaner der ersten Revolution. Aber der Verfasser der histoire de la législation war schon gänzlich dem zweiten Kindesalter verfallen, Rossi stand dagegen da in der Kraft seines Geistes. An ihn war ich durch den seeligen Ritter Hugo[6]) empfohlen, der mit Gelehrten des Auslandes bis an sein Lebensende einen intellektuellen Verkehr unterhielt. Ich stand in großer Erwartung, die nicht in allen Stücken in Erfüllung gegangen ist. Die akademische Wirksamkeit des sonst so fähigen Mannes hat mir keinen günstigen Eindruck hinterlassen. Werthlos und oft trivial waren seine Vorträge über constitutionelles Staatsrecht, mit etwas mehr Liebe ausgearbeitet die über politische Ekonomie, die später, wiewohl in der Ueberarbeitung unkenntlich, im Drucke erschienen sind. Ich weiß nicht, ob Eurer Excellenz Wirksamkeit in dem gedruckten Buche ebenso charakterisiert worden ist, wie damals mündlich in einem der Hörsäle der Ecole de France. Mit schönerm Schwanengesang habe das römische Recht nicht zu Grabe gesungen werden können. Rossi stand damals bei den Studenten, welche ihn einige Jahre früher mit Steinwürfen empfangen hatten, in hoher Gunst. Die beiden Gensd'armes, welche ihn lange begleitet hatten, waren längst überflüssig geworden. Seine oft mit Kunst angebrachten, gewiß nicht aufrichtigen Lobreden auf Geschworenen-Gerichte, Charte, freie Presse, ein selbständiges Polen und ähnliche Losungsworte der damaligen revolutionären Journalistik hatten jene Umstimmung bewirkt. In dem übrigen Benehmen war keine Aenderung eingetreten. Es haftete an ihm ein vorzugsweise italienischer, verletzender Dünkel, der mit dem Glanz der äußern Lage wuchs oder doch ungescheuter hervor-

trat, und mit unter die Ursachen gehört, welche dem Grafen zu Rom jenen unerwarteten Fall bereiteten. Ich glaube, daß er in seinem Herzen diejenigen Eigenschaften des französischen Volks am meisten verachtete, denen er öffentlich die wärmsten Huldigungen darbrachte. Viel höher stand ihm die Englische Nation, und die besondere Hochachtung, die er bei jeder Gelegenheit vor ihren großen politischen Eigenschaften an den Tag legte, war gewiß keine Concession an die öffentliche Stimmung in den glänzendsten Zeiten der Juliusdynastie, sondern vielmehr der Ausdruck einer sehr tief wurzelnden Ueberzeugung und das absichtlich gesuchte Mittel, der französischen Eitelkeit einen Spiegel vorzuhalten. Diese vielfachen Blicke auf England waren es, welche mich hauptsächlich dazu bestimmten, meinem Aufenthalt in Paris sogleich einen andern in London anzureihen. Seitdem ich aus Blackstone[7]) und einigen französischen Werken eine übersichtliche Kenntniß der Englischen Staats- und Rechtszustände geschöpft hatte, wuchs mein Verlangen. Der Plan fand seine Ausführung. Kein Jahr meines Lebens ist an Arbeit, Belehrung und Genuß reicher gewesen als das in England verlebte. Kaum wird Jemand fähig sein, den ganzen Gewinn solcher Zeitabschnitte seines Lebens richtig zu würdigen. Die Elastizität meines damaligen Alters befähigt, das Verschiedenste mit gleicher Lebendigkeit aufzufassen, und das Durchschreiten so vieler neuer Gebiete giebt das Siegesgefühl eines fortwährenden Triumphzugs. Als ich mich in London festsetzte, war mir noch nicht klar, was ich vorzugsweise zu suchen gekommen sei. Alles, dachte ich, oder doch ein Wenig von Allem, Grundlagen für spätern Ausbau, Material und Gedanken für die Zukunft. Ich stand in dem Lebensalter, dem noch Alles angehört, dem sogar dieß All nicht genügt, und das noch nicht weiß, in welcher Ecke des weiten Gebiets der Geist am Ende sich friedlich niederlassen wird. Fesselten mich einerseits das Rechtswesen und die Gerichte mit all' dem altväterischen

Pomp, der sie umgiebt, so war doch auch das brittische Museum mit seinen Schätzen vorhanden. Ließ sich nicht Beides vereinigen? nicht Beides nebeneinander benützen? Der Versuch zeigte, daß es möglich war, ja daß das Eine das Andere förderte. Sah' ich in Westminster und Guildhall die Rechtspflege in ihrer Wirklichkeit, das Menuett in der ganzen Künstlichkeit seiner äußern Erscheinung, so fand sich in den Leseräumen des brittischen Museums die Litteratur, die bequemste Ruhe und überhaupt alles, was nöthig war, um mich über den Sinn und Gehalt jener Erscheinungen zu unterrichten. Der Gegensatz des englischen Rechts zu allen denjenigen, welche mit roemischen Grundsätzen in Einklang gebracht worden sind, verbunden mit einem oft schlagend ähnlichen Entwicklungsgang einzelner Theile, z. B. des Formelwesens und der Hypotheken, das war es, was mich zuletzt am meisten anzog. Ueber letzteres Beispiel glaube ich Eurer Exc. in meinem Begleitschreiben zum Pfandrecht[8]) Einiges mitgeteilt zu haben. Aber unter das Vorzüglichste aller Zeiten gehören Blackstone's Commentaries, deren ganzen Werth man erst alsdann vollständig ermißt, wenn man die Schwierigkeit, in solchen Stoff Licht und historisches Verständniß zu bringen, an der Drangsal des eigenen Versuchs erfahren hat. Von Blackstone wird auch für Engländer stets Alles ausgehen müssen, um so mehr wird sich für uns Fremdlinge alles selbständig Erworbene an ihn anschließen. In den neuen Ausgaben ist die reiche spätere Gesetzgebung und Jurisprudenz auf das Genaueste nachgeführt. Schwierig wird das Studium des Englischen Rechts durch den völligen Gegensatz seiner Grundanschauungen zu denen des kontinentalen Juristen, insbesondere des Romanisten, schwierig durch die Sonderung seiner Gerichtshöfe und Jurisprudenz in equity und common law, schwierig ganz besonders durch den Entwicklungsgang in unzähligen Precedents, welche in so viel Hundert Bänden zerstreut liegen, durch die ungeheure

Masse von Parliamentsakten, die immer im Detail flicken, und ein Amendment unter dem andern begraben, endlich durch die Darstellungsweise der englischen Schriftsteller, welche hauptsächlich die Praxis im Auge haben, Kenntniß mit allem Allgemeinern voraussetzen, ihre Darstellung schon auf der ersten Seite mit einzelnen Fällen eröffnen, und selten sich zu irgend einer logischen Ordnung oder zur Hervorhebung von Prinzipien bequemen. Ein solches Material ist dem Fremden meist erst nach langer Uebung zugänglich. Es zu ordnen, die höchsten Prinzipien zu erkennen, und diese zu einem Jus civile zusammenzustellen, würde vollends die Arbeit eines ganzen Lebens sein. Der englische Geist scheint nicht dazu angelegt, diese Aufgabe je erfüllen zu können. Es fehlen ihm jene großen Proportionen, in denen das Einzelne seine gehörige aber untergeordnete Stellung findet. Er bleibt am Staube kleben, und läßt das Ganze unter dem Reichthum des Details verschwinden. Unter allen Rechtsgelehrten, die ich hörte, seien sie Anwälte oder Richter, schien mir bloß der später unheilbarem Siechthum zu Genua erlegene Sir William Follet[9]) eine klassischere Geistesanlage zu besitzen. Darin hat sich an England die Verbannung des röm. Rechts furchtbar gerächt. Den fremden Stoff brauchten sie nicht aufzunehmen, wenn es gleich in jenen Zeiten schwer sein mochte, sich dem doppelten Köder innerer und äußerer Vollendung zu entziehen, und ich beneide Englands Rechtsgelehrte um den Vorzug, daß sie die Geschichte ihres Volks und ihres Rechts statt, wie wir, jene eines fremden Volks und eines fremden Rechts zum Gegenstand ihrer Studien und ihrer Vorliebe erheben können. Aber an der Betrachtung des röm. Rechts hätten sie lernen können, was dem eigenen fehlt, und in welcher Weise dieß Fehlende zu ergänzen ist, lernen, wie man den Stoff ordnet und sichtet, wie man zu einem Jus civile gelangt, wie man schleppende Fictionen durch eine directe formula petitoria ersetzen, ein einfaches Hy-

pothekar Recht herstellen, Jus und aequitas zu einer einheitlichen Rechtspflege verbinden, und statt der vielen species of tenure den höhern Begriff des Eigenthums selbst auffassen, und das Dingliche in seinem Gegensatze zu dem Obligatorischen durchführen kann. Alles Wohlthaten, deren nun das Englische Rechtswesen verlustig geht, die ihm auch weder Wissenschaft noch Praxis bringen werden, weil jene in höherm Sinne gar nicht besteht, und aus dieser das bildende schöpferische Leben längst gewichen ist. Ich weissage daher dem Engl. Rechte diejenige Zukunft, die aller Staatszustände wartet, denen zeitgemäße Fortbildung unmöglich gemacht wird: Sie werden zuletzt Gegenstand gewaltsamer Aenderung, erst das Augenmerk, dann das Opfer einer fortschreitenden Demokratie. Dann aber wird das englische Recht eben so spurlos untergehn, wie das von Carthago. Denn es trägt kein Element der Bildung in sich, wie das roemische, das künftigen Zeiten Sehnsucht nach seinem Besitze einflößen, und spätern Geschlechtern zum Ausgangspunkte eines neuen Fortschritts werden könnte. Das ist in allen Stücken allein und ausschließlich der Vorzug des klassischen Alterthums. Die ganze germanische Welt hat Nichts geliefert, das später einmal andere Welten belehren, aufrichten, begeistern könnte. — Schriftliche Arbeiten über Englisches Recht habe ich keine zu Stande gebracht. Ich wundere mich jetzt, daß es mir damals gelang, überhaupt nur so viel in mich aufzunehmen, als zur Uebersicht der Hauptmaterien erforderlich ist, und diejenigen litterarischen Hilfsmittel zusammenzubringen, die der Engländer etwa als das unentbehrlichste einer Lawyer's library ansehen würde, und die mich befähigte, je nach Bedürfniß über irgend einen Rechtstheil historische und dogmatische Auskunft zu erlangen. Obwohl ich allerdings hier ganz besonders die Wahrheit des Platonischen Worts erfahren habe, auch die best' geschriebenen Werke seien immer nur wie stumme Bilder, an die man tausend Fragen zu richten habe ohne je eine Antwort zu er-

halten. Von Vielem besitze ich auch wieder Excerpte, die mir jedoch seit jener Zeit völlig fremd geworden sind. — Die Geschichte des Engl. Rechts, oder bestimmter das von König Stephan ausgegangene Verbot seines Studiums führte mich ganz natürlich auf Magister Vacarius[10]), der als einzig bekannte Person in mitten von so vielem unbekanntem wohl einer etwelchen größeren Aufmerksamkeit werth schien. Ueber dem Suchen nach seiner Summa pauperum kam ich mitten in die Schätze des Brittischen Museums aus dem Gebiete der Roemischrechtlichen Litteratur des Mittelalters hinein. Schon seit Berlin hatte ich mich mit Ew. Exc. Geschichte d. roem. R. im M A[11]) bekannt gemacht. Theil 3 und 4 führte ich damals bei mir, und bediente mich ihrer nun als Richtschnur in mitten des reichen Materials, das sich mir darbot. Soll ich es bereuen, daß ich von manchen Werken vollständige Abschrift nahm? Betrachte ich jetzt die drei dicken Bände Anglica, die ich damals schwarz auf weiß aus dem Britischen Museum mit nach Hause nahm, so will mir mein Eifer für einen doch nicht eben sehr gehaltreichen Gegenstand beinahe zu übertrieben erscheinen. Publicirt habe ich davon Nichts, zusammengestellt aber einige Notizen, die ich nun nach 13 Jahren zum ersten Male wieder hervornehme, um sie Ew. Exc. zur Einsicht vorzulegen[12]). — Ein ähnliches Schicksal hatten Excerpte anderer Art aus meinen damaligen britischen Tagen. Aeußerst merkwürdige Briefe britischer Gesandter aus dem Anfange des XVI. Jahrh. über die Italienischen Schweizerkriege, die Schlachten von Novara, an der Bicocca, von Marignano, Schreiben der Herzöge Sforza und an dieselben, des berühmten Kardinals Schinner, andere, welche Franz I., seine Unternehmungen in Italien, seine Gefangenschaft betreffen, kurz eine große Mannigfaltigkeit merkwürdiger Dokumente aus jener so merkwürdigen Zeit, in welcher schweizerische Freischaren ihrem Vaterlande in der Lombardei eine große gemeine Herrschaft zu erobern Lust und Kraft genug zeigten, fiel damals zufälliger Weise in

meine Hände. Ich nahm ein genaues Verzeichniß und Abschrift der merkwürdigsten Stücke[13].) Auch diese lag lange nutzlos in meinem Pulte. Jetzt dient sie dem schweizerischen Geschichtsschreiber Vuilluiemin[14]) in Lausanne zu Studien über über jene Zeit. Unter allen diesen Beschäftigungen kam sachte, sachte, wie das Alter, so damals das Ende des Winters heran. Ich wünschte mich weg aus dem Nebel, dem Gewühl und Getriebe der Hauptstadt. Ein ruhiger und stiller Musensitz, das war mir nöthig, um das Erlebte und Erlernte überblicken und in Gedanken verarbeiten zu können. Oxford entsprach meinen Erwartungen nicht. Diese eiskalte Vornehmheit, der hohle Glanz, die Regungslosigkeit, die über allem lag, über Land und Menschen, insbesondere über den Geistern, sie trieb mich nach wenigen Tagen wieder fort. Ich zog nach Cambridge und fand dort, was ich suchte, wissenschaftliche Beschäftigung, angenehmen Umgang und vor Allem Ruhe und Stille. Mit großem Behagen setzte ich nun in der öffentlichen Bibliothek und in mehreren Collegiatbibliotheken meine Entdeckungszüge nach mittelalterlichen Prozessualisten fort. Die guten Cambridger vermochten gar nicht einzusehen, was man an dergleichen heut zu Tage noch finden könne. Vielleicht war es auch aus Mitleid, daß sie mir in den Erholungsstunden alle erdenklichen Genüsse zu bereiten suchten. Ich kam an ihre gemeinschaftlichen Mahle, und wurde in den Stand gesetzt, schon nach dem Reichthum der Tafel den Rang der einzelnen Collegien zu errathen. Nachdem ich aus diesen Vorübungen mit einem leidlichen Anstrich von Cambridgerthum hervorgegangen war, sah ich mich sogar zu dem engern Zirkel der höhern Würdeträger beigezogen, welchem der Vice-Chancellor in full dress präsidirte. Von jetzt an war es Ehrensache, mich zu allen Feierlichkeiten zu laden. Jeden Abend und jeden Morgen erschien ich zum Gottesdienste in der Christ-Church Kapelle, war bei den Promotionen gegenwärtig, ohne über deren drolliges Ritual zu lachen, erlebte die Creation eines master of music, zwischen-

ein eine Parliaments Wahl mit all ihrem Lärm, und endlich die Promotion eines Doctor in civil law, natürlich in partibus; aber der Titel verleiht das Recht, Hermelin zu tragen, und in diesem Aufzug bei allen Feierlichkeiten über die Turba aller übrigen Graduirten gleich einem Edelmann über den Jahnhagel hervorzuragen, und ist zudem noch die Vorbedingung einer Aufnahme unter die Richter der Ecclesiastical courts; hier, meinen die guten Engländer, habe das roem. kaiserliche ‚Recht' in aller Reinheit sich erhalten. Ich bin der Meinung, daß es zwar schlimm ist, die Sache zu verlieren, aber doch immer noch besser Name und Form beizubehalten, als auch diese der Vernichtung preiszugeben. Ich glaube auch, daß ich in diesem Punkte nicht nur roemisch und schweizerisch, sondern auch ganz englisch denke. Was Vielen als Kinderspiel und verwerflicher Pomp erscheinen mag, machte damals auf mich einen ganz andern Eindruck. Feierlichkeiten und Formen sind nur dann hohl und lächerlich, wenn willkührlich erfunden und angeordnet; stammen sie aus alter Zeit, so verfehlen sie nie, die Ehrfurcht vor der Vergangenheit zu befestigen und dem Gemüth die Befreundung mit derselben werth zu machen. Fr. v. Raumer's wegwerfendes Urtheil über die Englischen Universitäten schien mir eines gründlichen und besonnenen Historikers unwürdig[15].) Ich begriff und theilte den Unwillen, den alle Kreise des gelehrten Cambridge über den Vorwitz an den Tag legten, über so alte Institute nach den oberflächlichen Eindrücken eines Nachmittags ohne Weiteres den Stab zu brechen. Wäre ich nicht Basler, ich hätte wohl Fellow des Magdalen College werden mögen, dessen Genossen mir den Eintritt in ihre Korporation anerboten. Es wäre nun wiederum sehr unhistorisch und nicht weniger oberflächlich, als v. Raumer's obengerügtes Urtheil, wollte ich England's Universitäten deutscher Nachahmung empfehlen. Sie gehören als Theil mit zu dem großen Gebäude Englischer Einrichtungen und Englischen Lebens, und sind auf andere gesellschaftliche Zustände nicht

berechnet. Wenn ich sie nun also auch mit großem Lobe auszustatten gesonnen bin, so geschieht dieß nicht mit irgend einem praktischen Hintergedanken, noch in besonderer Bezugnahme auf Deutschland. Englands Anstalten bezwecken Erziehung der höhern Stände des Landes, sie wollen weder Gelehrte bilden, noch Beamte heranziehen. Erziehung aber ist vielseitiger als Gelehrsamkeit, zumal Erziehung zum Englischen Staatsbürger, zur Ausübung der Rechte und Pflichten, welche die Verfassung und die Sitten des Landes zumal den auf jenen Hochschulen vertretenen Ständen einräumt. Dieser höhere Zweck würde durch Fakultätsstudien nicht erreicht, am allerwenigsten durch eine Verweisung auf sich selbst, und durch volle Unabhängigkeit sowohl in Betreff der Studien als namentlich außerhalb der Studienzeit. Daher in England der Anschluß jedes Jünglings an einen bestimmten Lehrer, in dessen Kollegiumsgebäude er dann seine Aufnahme nachsucht, daher der stete gesellschaftliche Zusammenhang unter ihnen, der sich selbst auf die Ferienzeit und die üblichen Continentaltouren erstreckt. Ich stand damals meinem deutschen Studentenleben noch so nahe, daß mir der Gegensatz desselben zu dem Englischen so recht lebendig vor die Seele trat. Wie steht ein 20jaehriger Jüngling in Berlin oder Paris, wenn ihn das elterliche Haus vertrauensvoll zum Studium entlassen hat? Die Frage ist gewiß der gründlichsten Erwägung werth. Für Basel habe ich schon viel darüber nachgedacht; denn, um eine Sache ganz praktisch aufzufassen, muß man gleich mitten in gegebene Verhältnisse hineintreten. Auch habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben, daß da noch einmal Aehnliches zu Stande kommen wird. Die Form ist am Ende gleichgiltig, wenn nur das Ziel, allgemeine Erziehung auf der Grundlage humaner Wissenschaften an der Stelle ausschließlich erzielter Fachbildung, erreicht wird. Ohnedieß dürfte, wenn die materielle Richtung, welche die Welt nimmt, zur Herrschaft gelangt, die Wissenschaft wieder ein Priesterthum werden, das, staatlicher Unterstützung ent-

behrend, zu Privatmitteln und Privatthätigkeit jeder Art seine Zuflucht nehmen muß. Dann erst wird es möglich sein, jenes Ideal zu verwirklichen und dem litterarischen Proletariat mit allen übeln Folgen, die daran hängen, erfolgreich an die Wurzel zu gehn. — Mit Cambridge giengen meine längern Aufenthalte in England zu Ende. In den Manufactur-Distrikten verweilte ich nur so lange, als die damals noch im Postwagen zurückgelegte Reise es von selbst mit sich brachte. Etwas länger in Edinborough, dessen Aufenthalt mir durch den Verkehr mit verschiedenen Männern von Auszeichnung, unter andern mit Sir William Hamilton[16]), lieb geworden ist. Aber der gute Stern verließ mich ganz, seitdem ich von Glasgow aus die merkwürdigen, und für die Europäische Civilisation nicht bedeutungslosen Klosterruinen der Insel Jona besucht hatte. Von einem heftigen Nervenfieber überfallen, über zwei Monate zu Liverpool in einer unwirthlichen Schenke auf dem Krankenlager festgehalten, den Tod vor Augen, aber dem Leben erhalten durch die liebevolle Pflege eines unvergeßlichen alten Arztes, der jetzt selbst längst μακάρων ἐν νάσοις[17]), — so beschloß ich eine zweijährige, sonst so glückliche Abwesenheit. Aber selten ermißt man am Anfang das Ende, so sagt ein schon zu Herodots Zeit altes Sprichwort. Ein in Liverpool niedergelassener Basler Handelsmann, der mir im übrigen treulich beigestanden, meinte, es wäre eine äußerst kostspielige Sache gewesen, sich in Liverpool beerdigen lassen zu müssen. Es sollte der schönste Glückwunsch sein, den er mir zu meiner Genesung darzubringen vermochte. Jeder mißt die Dinge nach seinem Maßstabe. Am Ende ist auch das Geld wirklich oft mehr werth, als dessen Besitzer.

Als ich wieder im Kreise der Meinen zurück war, trat mir das Σπάρτην ἔλαχες[18]) alsbald sehr ernst vor die Seele. Beim Umtausch großer Verhältnisse mit so kleinen, wie sie mich jetzt umgaben, war jener philosophische Trost mir wirklich sehr nöthig. Doch fand ich des Guten und Ehrwürdigen gar bald auch nicht Wenig. Das ist der Segen einer gründ-

lich und wahrhaft historischen Grundanschauung der Dinge, daß der, welchem sie zu Theil geworden ist, in Allem, auch dem Kleinsten, die gleiche Weihe erblickt, wie in dem Größten. Wahr sagt auch Frau von Staël: « Les années passées à l'étranger sont comme des branches sans racine. » Festgewurzelt steht man nur im heimathlichen Boden. Die großen Erfahrungen des Lebens können nur da gemacht werden, denn die Geschicke der Familien und Staaten vollenden sich nicht in Einem Leben, sondern nur in einer ganzen Reihe aufeinanderfolgender Geschlechter. Soll ich nun Ew. Exc. mitten in das Leben und Getriebe einer kleinen regsamen Schweizer Republik hineinstellen? Ich trage Bedenken, und doch würde es Ihnen vielleicht ergehen wie mir damals, aus der Beobachtung und Zusammenstellung des Einzelnen würde sich zuletzt ein Gemälde gewinnen lassen, das an Reichthum merkwürdigen und baroken Details manchem größeren wenig nachstände. Am meisten Belehrung enthalten immer die Zustände, deren Entwicklung zum größten Theil sich selbst überlassen blieb. Zudem liegt in unsern Republiken alles so offen und klar vor Augen. Man sieht hier das Spiel aller Kräfte, aller Leidenschaften, man sieht es nicht nur, man übersieht es auch. Die Zeit webt ihr Gewebe so offen vor unsern Augen, daß Jeder das Schifflein fliegen, und Zettel und Einschlag zu einem Gewebe sich verbinden sehen kann. Darum sind diese kleinen Verhältnisse so reich an Belehrung, so bildend für den Historiker, der erst an der Stecknadel die Kraft des Eisens entdecken muß, ehe er daran denkt, sie an großen Massen in Anwendung bringen zu wollen. — In öffentlichen Geschäften mitzuwirken, in welcher Stellung es immer sei, dem kann sich hier Niemand entziehen wer studiert hat, am Wenigsten wer sich den Rechten ergeben, und es zum J. U. D. hinter seinem Namen gebracht, und wie der Kaufmann sich auszudrücken pflegt, Nichts zu thun hat. Studium bloß um des Studiums willen, das begreift ein Volk nicht, dessen Charakter vorzugsweise durch die Richtung auf bürgerliche Er-

werbstätigkeit ausgezeichnet ist. Die Meinung jenes griechischen Mathematikers, jede Wissenschaft verliere an Werth und Reinheit, sobald sie in die Praxis herabsteige und auf nützliche Anwendung ausgehe, ja sie verdiene ihren Namen nicht mehr, sobald sie das Reich der reinen Idee, ihre wahre Heimath, aufgebe, diese würde hier dem Wahnsinn jener Indischen Philosophen gleichgeachtet werden, welche ihr Leben auf der Höhe einer Säule zubringen, regungslos und ohne den Wunsch, ihren Fuß je wieder auf die Erde zu setzen. Meine Pläne waren indeß mit dieser öffentlichen Meinung meines Vaterlands in entschiedenem Widerspruch. Nach all den Abschweifungen in Frankreich und England drängte es mich, in meinem geistigen Heimathland, der Philologie und Jurisprudenz, mich ruhig niederzulassen. Ich unternahm damals die Arbeit über das Voconische Gesetz[19]), und die andere über das Altrömische Schuldrecht[20]), die als Jugendversuche auch beide dem Druck übergeben worden sind. Vielleicht hätte die Verbindung der Voconischen Hauptbestimmung mit dem Legatum partitionis mehr Beachtung verdient. Die als Manuscr. gedruckte Antrittsvorlesung „Das Naturrecht und das geschichtliche Recht"[21]), womit ich meine Vorlesung über roem. Rechtsgeschichte eröffnete, stieß die philosophischen Naturen durch die Anerkennung jeder geschichtlichen Erscheinung, die Staatskünstler durch die Hervorhebung eines höhern, von menschlicher Willkühr unabhängigen Ursprungs der Rechtssysteme. Während der Eine mir vorwarf: Wollen Sie denn gar Nichts Höheres, absolut Wahres gelten lassen?, meinte der Andere: Sollte denn das Recht wirklich so tief sitzen, und ihm gegenüber die Thätigkeit des Gesetzgebers wirklich eine so bescheidene Rolle spielen? Ich konnte mich also rühmen, zwei ganze Klassen von Menschen, auf die ich es eben abgesehn hatte, in Unruhe und Alarm versetzt zu haben. Dennoch verzweifelte man nicht an mir. Es sei vielleicht eine Probe zu wagen. Eine revolutionaire Natur sei ich einmal entschieden nicht, vielleicht eher umgekehrt allzusehr

Savignyaner. Kurz, bei der nächsten Vacanz einer Kriminal Richterstelle wurde ich vom großen Rathe zum ordentlichen Mitglied des Basler Kriminalgerichts, und von diesem selbst einige Zeit später zum Statthalter, d. h. zum Vice-Präsidenten befördert. Der Arbeit und Sitzungen gab es nun genug, aber auch der Belehrung, und dieses auf einem Felde, das mehr als andere Theile der Rechtswissenschaft auch dem tiefern Seelenleben des Menschen angehört, und in die Geheimnisse seiner räthselhaften dunkeln Gründe hineinführt. Das mündliche Stimmgeben von zwölf den verschiedenen Ständen und Lebensaltern angehörenden Männern brachte mich von Anfang an mit verschiedenen Denk- und Anschauungsweisen in belehrende Berührung, und ich hatte gar oft Gelegenheit, die juristische Seite der Dinge, die mir zunächst zu betonen schien, durch andere nicht weniger berechtigte, zu ergänzen.

In wie wenige Worte geht doch jetzt zusammen, was damals Monate und Jahre erfüllte! Wie thatkräftig fühlt sich der heranreifende Mann, wenn er zuerst seine Kenntnisse im praktischen Leben erprobt und Gelegenheit findet, sich mit Menschen und Dingen zu messen! Aber meine Hoffnung auf ungetheilte wissenschaftliche Thätigkeit war wieder dahin. Doch fand sich auch dafür nicht unbeträchtliche Zeit. Ich fieng damals an, meinem Plane, alle Klassiker, juristischen und nichtjuristischen Inhalts wenigstens Einmal durchzulesen, Ausführung zu geben, und studierte daneben auch die Hauptwerke der heutigen Litteratur, insbesondere vom Besitz, von der Litis Contestation, von der Culpa. Zwei Jahre waren seit meiner Rückkehr verflossen. Da bestimmten mich Erschöpfung sowohl als unwiderstehliche Sehnsucht zu einer Reise nach Italien. Den Boden meiner geistigen Heimath wollte ich auch einmal mit eigenen Augen sehen, und mich überzeugen, ob dort wirklich «in altisono caeli clupeo»[22]) die Sonne so viel schöner scheine, als bei uns. O daß ich es doch nicht wahr gefunden hätte! Ich wäre jetzt von einer

großen Sehnsucht weniger gemartert. Jeder bestimmte Einzelzweck hätte mir für mein Unternehmen zu gering geschienen. Mit Bildern aller Art wollte ich mein Inneres bereichern, zwar auch den Augenblick genießen, doch aber das Beste für künftige Zeiten bei Seite legen. Gerade davon kann man Andern nur wenig mittheilen. Wie wenige von unsern Grundanschauungen lassen sich aussprechen. Der kön. Hannoversche Ministerresident beim Päbstlichen Stuhle, Legations-Rath A. Kestner, Lottens vierter ganz kürzlich erst verstorbener Sohn, der damals eben bei gemeinsamen Verwandten in Basel einen Sommer verbrachte, gab manche Anleitung und versprach auch für Rom selbst thätige Hilfe[23]). Mit Empfehlungen an den Senator Sclopis[24]) zu Turin, an Bartolommeo Belli, einen gelehrten Advokaten zu Rom, so wie zu Neapel an Mancini[25]), der einer selbst errichteten Rechtsschule mit Erfolg vorstand, hatte mich die Gefälligkeit des Herrn Prof. Mittermaier[26]) ausgerüstet. Meine Vorbereitungen litterarischer Art beschränkten sich auf das Studium zweier Werke, Blume's Iter Italicum[27]) und Winkelmanns Geschichte der Kunst mit Fernow's Anmerkungen. Das erstere gab einige gelehrte Notizen, half mir auch später in den Bibliotheken von Mailand, Turin und Rom, wo die Collation einiger Reden Cicero's, besonders auch der Philippicae orr. mich einige Zeit beschäftigte. Aber dem Umgang mit Winkelmanns Werken danke ich einen Genuß weit höherer Natur, und eine der schönsten Blüthen, die mir das Leben überhaupt geboten. In den Regionen, welche er mir eröffnet, habe ich seither oft und lange verweilt, am meisten, wenn alles Andere reizlos zu werden drohte. Die Betrachtung der alten Kunst gewinnt dem klassischen Alterthum unser Herz, das Studium der Jurisprudenz unsern Verstand. Erst beides verbunden bringt einen harmonischen Genuß und befriedigt beide Hälften der geistigen Menschen-Natur. Philologie ohne Umgang mit den Kunstwerken bleibt ein lebloses Skelett. Das Id quod decet, das was Archias bei Cicero als das

Höchste erklärt in omni arte[28]), zugleich aber gerade für dasjenige, was man nicht lehren und nicht erlernen könne, das nimmt man aus dem Umgang mit der alten Kunst gleichsam als seinen Antheil nach Hause. In allem Maß und in allem Fülle, die höchste menschliche Harmonie, das ist des Räthsels Lösung, die aus ihren Erzeugnissen spricht. Sie verwirklicht im Bilde jene μετϱότης[29]), die dem Aristoteles deßhalb als das wahre Wesen der Tugend erschien, weil sie die Maßlosigkeit, welche des Menschen Seele eigenthümlich ist, ausschließt. Allerdings darf man jene Frucht nicht gerade von dem gelehrten Studium oder von der Kenntniß und dem Zusammentragen eines ungeheuren Apparats erwarten. An K. O. Müller[30]) ist zu ersehen, wie man großer Meister dieses Stoffes und doch nicht sonderlich fähig sein kann, dem Kunstwerke als solchem sich hinzugeben. In der Verbindung beider Vollkommenheiten, in der Verbreitung der antiken edeln, nicht der modernen tanzmeisterartigen Grazie über das ganze Werk, darin liegt der Zauber von Winkelmann's Kunstgeschichte. Man sieht es ihr an, sie ist unter der wärmeren Sonne Italiens geschrieben, wo man alles tiefer fühlt, Schmerz und Wonne und den wahren Gehalt der Dinge, sie stammt nicht aus einer unserer verrauchten Studierstuben, die der ranzige Geruch des Talglichts oder der Oellampe mit Qualm erfüllt. Unter den Lebenden, deren Werke mir zur Kenntniß gekommen, kann etwa bloß der Herzog von Luynes[31]) sich ähnlicher hoher Anlage und einer gewissen Kongenialität mit dem Stoffe rühmen, den er behandelt. Nicht der Mann hat seine Wissenschaft, sie hat vielmehr ihn auserkoren. Als ich die Museen Italiens durchwanderte, trat mir aus der ungeheuren Fülle ihrer Reichthümer mehr und mehr Ein Gegenstand hervor, in welchem sich das Alterthum von einer seiner schönsten Seiten darstellt, das Gräberwesen. Wenn ich die tiefe Innigkeit des Gefühls, verbunden mit der wärmsten Humanität, welche diesen Theil des alten Lebens auszeichnet, betrachte,

so schäme ich mich der Armuth und Dürre unserer heutigen Welt. In den eilf Jahren, welche seit dem ersten Eintreten in diesen Gegenstand verflossen sind, haben sich meine Collektaneen aus Schriftstellern und Denkmälern zu einem, mich beinahe erschreckenden Umfang vermehrt, bis jetzt aber keine andere Anwendung gefunden, als die nöthig war, um in drei Vorträgen einer hiesigen gelehrten Gesellschaft theils die Wichtigkeit des Gegenstandes für alle Zweige der Alterthumswissenschaft, theils meine Grundgedanken darzulegen, theils endlich durch Hinweisung auf Einzelnes die eigenthümliche Poesie der alten Gedanken fühlbar zu machen. Unerschöpflich beinahe ist es, was sich Alles an die Gräber anknüpft. Man glaubt einen ganz speziellen Gegenstand der Kunst-Archeologie unter den Händen zu haben, und findet sich zuletzt in mitten einer wahren Universaldoctrin. Durch ein enges Pförtchen ist man eingetreten, und nun blickt man erstaunt empor in die hohen Räume des schönen Pallastes, entzückt ob ihrer Geräumigkeit, ihrer befriedigenden Verhältnisse, ihrer herrlichen Ornamentik.[32])

So wie aus den Gräbern alle jene Schätze stammen, welche unsere Museen erfüllen, so verdankt auch die menschliche Civilisation den Gräbern mehr als man vermuthet. Nomadischen Zuständen sind sie das erste und einzig Feste, wie denn auch Agathyrsus, der Scythe, bei Herodot dem Darius erklärt, zum Stehen werde er seine Nomaden erst dann bringen, wenn er ihre Gräber angreife. Für die Todten hat man eher gebaut als für die Lebenden, und wenn für die Spanne Zeit, die diesen gegeben ist, vergängliches Holzwerk genügt, so verlangt die Ewigkeit jener Behausung den festen Stein der Erde. Diesen Gegensatz heben die Memphiten Aegyptens bei Diodor ausdrücklich hervor. In allen hohen Dingen dachten die ältesten Menschen richtig und groß, wie man es von denen zu erwarten berechtigt ist, die ihrem ewigen Ursprung noch so nahe stehen. Kinder waren sie bloß in den Künsten des täglichen Lebens, und

hätten es hierin wohl bleiben können. An den Stein, der die Grabstätte bezeichnet, knüpft sich der älteste Kult, an das Grabgebäude der älteste Tempelbau, an den Grabschmuck der Ursprung der Kunst und der Ornamentik. An dem Grabstein entstand der Begriff des Sanctum, des Unbeweglichen, Unverrückbaren. Wie er hier gebildet, so gilt er nun auch für Grenzpfäle und Mauern, die daher mit den Grabsteinen zusammen den Kreis der res sanctae ausmachen. In ihnen sieht der alte Mensch ein Bild jener Urkraft, die in der Erde wohnt, und deren Symbol daher auch auf allen dreien angebracht worden ist. Die Erde sendet Grabsteine, Grenzpfähle und Mauern gleichsam aus ihrem Schoße hervor, wo sie, wie Plato sagt, zuvor schlummerten. Der Phallus ist ihre Marke, und es konnte daher in der ältesten Zeit die Meinung entstehn, ein entdeckter, aber liegengelassener Schatz bringe dem Enthaltsamen Segen ins Ehebett. An die Gräber knüpft sich der Altarkult, ja das Grab ist selbst ein Altar, bei den ältesten Völkern so gut als in den christlichen Katakomben. Ueber der Stätte des Leichnams wird dem Geber des Lebens geopfert. In den Gräbern hat sich das Symbol gebildet, jedenfalls auch am längsten erhalten. Was am Grabe gedacht, empfunden, still gebetet wird, das kann kein Wort aussprechen, sondern nur das in ewig gleichem Ernste ruhende Symbol ahnungsreich andeuten. Durch und durch war das Alterthum symbolisch, am längsten und tiefsten in seiner Kunst. Daß die Römer aus ihrem Rechtsleben die Symbolik entfernt, zeigt wie jung sie sind der tausendjährigen Kultur des Ostens, und selbst der Italiens gegenüber, rechtfertigt aber noch lange nicht, sie als Rationalisten zu bezeichnen, wie Mommsen das in seiner Religion und seinem Alterthum so tief und festgegründete Volk mit frevelhaftem Ausdrucke benennt. Soll ich auch die Epigraphik und Epigrammatik und so unendlich Viel anderes noch aufzählen, womit die Gräber zusammenhängen, um das Interesse zu erklären, das sie ein-

flößen? Ich will lieber noch des Genusses gedenken, den der Besuch alter Gräberstädte mir gebracht hat. Es giebt zwei Wege zu jeder Erkenntniß, den weitern, langsameren, mühsameren verständiger Kombination, und den kürzern, der mit der Kraft und Schnelligkeit der Elektrizität durchschritten wird, den Weg der Phantasie, welche von dem Anblick und der unmittelbaren Berührung der alten Reste angeregt, ohne Mittelglieder das Wahre wie mit Einem Schlage erfaßt. An Leben und Farbe ist das auf dem zweiten Wege Erworbene den Verstandesprodukten mächtig überlegen. Es hält auch länger nach und bietet mehr Genuß, gewiß im Alter noch, wenn man mit Cato sagen kann tamen talia cogitantem hic me lectulus delectat[33]). Die Gräberstädte Süd-Etruriens liegen der großen Heerstraße, welche von Florenz nach Rom läuft, so nahe, und sind doch so wenig besucht. Castel d'Asso, Vorchia, Bieda, Toscanella, Corneto erregen nicht die traurigen Gefühle wie neuere Stätten menschlicher Vergänglichkeit. Gleich wie an die Ruinen Roms knüpft sich auch an jene nur der Gedanke des endlichen nothwendigen Aufhörens aller menschlichen Dinge. Kein schmerzliches Gefühl mischt sich in die Betrachtung des natürlichen Ganges der Entwicklung, und diese Ruinen erinnern eher an die Macht als an die Schwäche der menschlichen Dinge. Ich liebe die Völker und Zeiten, die nicht für den Tag arbeiten, sondern in all ihrem Schaffen die Ewigkeit vor Augen haben. Sie verdienen, daß ihre Gräber noch da stehen wie am Tage ihrer Errichtung. Die Dinge, von welchen man glaubt, daß sie einmal aufhören, können nie Befriedigung geben. Die Zerstörung, welche das üppige Wuchern der Vegetation an den Grabfaçaden hervorgebracht hat, stört nicht im Mindesten. Man zürnt der Wurzel nicht, welche gleich einem künstlich eingeschlagenen Keile die Decke gesprengt oder ein Stück des Portals losgetrennt und in die Tiefe hinabgestürzt hat. Die Stille der Natur ist die würdigste Umgebung einer ewigen Wohnung.

Wenn den Menschen Alles verlassen hat, so umschlingt noch die Erde liebevoll mit ihren Gewächsen das steinerne Haus. Im Sinne des Alterthums ist das nicht etwa nur ein Bild, sondern eine Wahrheit, und dafür gibt es uns Cicero. Alle jene Nekropolen liegen zur Seite eines Gewässers. Das Gemurmel der Woge scheint dem Todten sein ewiges Lob zu rauschen, wie sich ein Epigramm der Anthologie ausspricht, und nach Aeschylus im Prometheus beweinen der heiligen Ströme rieselnde Quellen ihre Trübsal. Auch das sind nicht bloß Bilder, sondern Wahrheiten, wie sie aus dem innersten Gehalt der alten Naturreligionen sich ergeben. Für uns freilich ist das nur noch Poesie, deren reichste Quelle in der Aufdeckung der innern Beziehung zwischen den Erscheinungen der leblosen Natur und unsern Empfindungen liegen dürfte. Ergreifender werden alle diese Eindrücke noch durch die gänzliche Oede und Verlassenheit der alten Grabstätten. Wer sie betritt, glaubt sie zu entdecken. Aber diese Stille erscheint als eine Huldigung der Lebenden gegen die Todten. Zwischen sie und uns tritt nichts in die Mitte. Die Sonne durchwärmt und erhellt so wunderbar diese Ruhestätten der Todten, und übergießt die Sitze des Schreckens mit dem Zauber des wonnereichen Lebens. Freilich möchte man nun wissen, Wem jedes dieser Gebäude gegolten, ob Trauer oder Prunksucht es errichtet, ob die Thräne, welche es weihte, naß war oder nicht. Dem Edeln wird sich wohl damals wie heute viel fremder und häßlicher Stoff angehängt haben. Aber Gedanken dieser Art treten vor der Macht des Gesamteindrucks zurück. Wie viel Schönes muß eine Zeit in sich getragen haben, die noch in ihren Gräbern solche Sehnsucht nach sich zu erwecken vermag! Ich zweifle, daß Reste unserer Kirchhöfe künftigen Zeiten gleiche Theilnahme erwecken. Und noch habe ich der bildlichen Grabvorstellungen auf Vasen und Sarkophagen keine Erwähnung gethan. Wie groß ist die Fülle der schönsten ethischen Ideen, welche die Alten ihrem reichen Mythenkreise

entlehnten! Derselbe Schatz, welcher ihre ältesten Erinnerungen über die Geschichte von Land und Volk in sich schließt, dient zugleich als Darstellung der höchsten sittlichen Wahrheiten und als Ausdruck des Trostes und der Hoffnung für Sterbende. So erscheint die verwundete Penthesilea ihrem Besieger Achill im Augenblicke ihres Todes doppelt schön, erst an der Sterbenden entdeckt er die ganze Fülle von Liebreiz. Es ist Plato, der uns diese Bedeutung des Bildes enthüllt. Ich verlasse einen Gegenstand, der mir immer neue Reize entwickelt, und der in seinem Zusammenhang und seiner Gesamtheit noch nie Gegenstand der Betrachtung gewesen ist. Im Genuß solcher Gegenstände, im Verkehr mit Livius und Tacitus, im Umgang mit den Resten des Alterthums, in geselligem Verkehr mit den Gelehrten des kön. Preußischen Archeolog. Instituts und italienischen Gelehrten, im vollen Gefühl der Herrlichkeit des Landes und seines Klimas führte ich damals ein reicheres Leben als irgend ein König der Erde. Ja, es hängt an den Mauern Roms Etwas, das das Tiefste im Menschen aufregt. Wenn man eine Metallscheibe schlägt, so tönt das Erz fort, bis die Auflegung des Fingers den Schwingungen ein Ende macht. So berührt auch Rom den mit dem Alterthum verkehrenden Geist. Ja ein Schlag folgt dem andern, bis alle Saiten des Menschen sich rühren und regen, und er zuletzt inne wird, was Alles bisher in ihm schlief. Ich habe aus jenem Aufenthalt in Rom einen größeren Reichthum des Geistes, für mein folgendes Leben einen tiefern Ernst der Seele, für meine Studien einen lebendigern, positivern Hintergrund mit nach Hause gebracht. Das Rad des Lebens hat sich dort ein tieferes Geleise gehölt. Unter die liebsten Bilder meines Innern gehört immer noch die Campagna. Oft zieh ich den Vorhang von ihr hinweg, und folge mit Entzücken den langgezogenen Schattenlinien, welche die Abendsonne auf den weiten grünen Plan dieses für die Weltgeschichte unvergleichlich wichtigen Stücks Erde hinzeichnet. Es ist in seinem Elend und seiner

bettelhaften Nacktheit doch unendlich reicher als das best-bebaute Königreich der Erde. So viele Kronen zieren Italiens Stirne, noch mehrere als ihrer der Pabst trägt. Hier hat, um mit Plato zu reden, der Fuß der Unsterblichen mehr als nur eine Spur zurückgelassen. Aber die menschliche Forschung hat, statt ihnen nachzugehen, mehr als eine absichtlich verwischt. In Dunst und Nebel hatten sie alles aufgelöst, die Hyperboreer, die in ihrer Vermessenheit es für möglich hielten, die großen Zeiten der alten Welt zu den kleinen Proportionen ihres eigenen Hauptes auf die Dauer zu erniedrigen. Italiens goldne Zeit, deren Glanz selbst die Blüthe des XVI. Jahrhunderts nicht überstrahlte, Roms große Epoche unter den sieben Königen, Alba's Reich, Pythagoras' echt italische Weisheit, und so vieles Andere, es war dem kleinen Geschlechte zu groß, man schnitt es in Stücke, wie jene gewaltigen Mauersteine der alten Zeit, deren man sonst nicht hätte Herr werden können. Es blieb Nichts als Geschichte ohne Personen, Ereignisse ohne menschliche Träger, Gesetzgebungen ohne Gesetzgeber, Städtegründungen ohne Gründer. Mit diesen negativen Anschauungen ausgestattet, betrat ich den Boden Italiens. Als Republikaner kam ich nach Rom, der von sieben Königen Nichts wissen wollte, als Ungläubiger, der keiner Tradition ein Recht einräumte, als Abentheurer, der gerne sein Schiff der hohen See anvertraute, statt furchtsam dem Ufer entlang zu steuern und das feste Land nie aus den Augen zu verlieren. Das Alles ist in Italien geblieben. Ich hätte es gerne einem der alten Landesgötter zum Abschiedsopfer dargebracht. Aber sie verhüllten alle ihr Antlitz noch böse über die Entweihung der alten Zeit. In meinem Kopfe gewann allmälig Alles eine so völlig verschiedene Gestalt. Italien stieg herab von dem Isolirschemel, auf dem es die Gelehrten so lange festgehalten hatten. Seine Bildung trat in das Verhältniß der Abstammung zu dem Osten, es wollte mir scheinen, als könne überhaupt eine Einzelkultur unmöglich richtig aufgefaßt werden. Immer fester begründet,

immer unzweifelhafter erschien mir die Tradition. Immer weiter hinauf schien mir die Geschichte zu reichen, immer größere Proportionen anzunehmen. War mir Roms Gründer als ein wahrer Italischer Adam dargestellt worden, so erblickte ich jetzt in ihm eine sehr moderne Gestalt, in Rom den Schlußstein und Untergang einer Periode tausendjähriger Kultur. Kurz, ich wollte nicht länger statt der Göttin ihr luftiges Trugbild umarmen. Schon aus jener Zeit stammt der feste Entschluß, Italiens alter Geschichte die feste Grundlage wieder zu geben, die man ihr unter den Füßen weggezogen, und in allen Dingen den Stoff als meinen Lehrmeister anzuerkennen mit derjenigen Bescheidenheit des Geistes, von der es mit Recht heißt, sie hauptsächlich bringe Gelehrsamkeit[34]). In Folge dieser geistigen Revolution war es mir unmöglich, nach meiner Rückkehr das alte Kollegium über Röm. Rechtsgeschichte wieder anzukünden. Meine alten historischen Anschauungen waren zu sehr erschüttert, die neuen noch nicht gehörig ausgebildet. Ich wählte Gajus. Interpretation einer alten Quelle war meiner damaligen Geistesverfassung am entsprechendsten. So faßte ich auch damals den Plan, das ganze corp. iur. civ. zu lesen, Fragment nach Fragment zu überlegen und zu annotiren. Dieß ist mehrere Jahre hindurch das tägliche Brot geblieben, von dem ich lebte. Alle andern Gedanken und Pläne traten davor einstweilen in den Hintergrund. Sie sind seither, so lange im Geiste mit mir herumgetragen, der letzten Reife nähergekommen. Aus der Zeit jenes stillen Studiums kann ich wenig hervortretendes melden. Von allen Büchern hatte mich das XXte[35]) am meisten mit Beschlag gelegt. Auf Alles das Pfandrecht Betreffende gab ich auch bei den übrigen Abschnitten am meisten Obacht, und kehrte zuletzt mit Vorliebe zu jenem Buche zurück. Hier schien es mir vorzüglich des Preises werth, in die antike Auffassung einzudringen; denn die meisten Schwierigkeiten der Lehre wurzelten entschieden in den gangbaren begriffsartigen Dogmen, welche die Doctrin über den Gegenstand

aufgestellt hatte. Man sagt so oft, die römischen Juristen rechneten mit Begriffen, ja in dieser Kunst resumiere sich hauptsächlich ihre Vortrefflichkeit. Ich glaubte an dem Pfandrecht zu erkennen, daß sie in der Regel mit ganz andern Factoren rechnen als mit Begriffen und Begriffs-Consequenzen. Das Buch, das jener Zeit seine Entstehung verdankt, fand beinahe mehr Anerkennung, als ich erwartet hatte. Keller[36]) vergalt mit seiner Recension diejenige, in welcher ich früher den ersten Band seiner Semestria besprochen hatte. Aber der größere Theil meiner Arbeit, die einläßliche Behandlung der missiones in possessionem, hat in den mehreren Jahren, die seit ihrem Erscheinen verstrichen sind, wenig Berücksichtigung gefunden, ich denke weil der genannte Gegenstand nicht zu den beneidenswerthen Stücken des heutigen roem. Rechts gehört. Von dem zweiten Bande sind bloß die zwei ersten Abschnitte ausgearbeitet. Ich wollte erst durch kleinere Arbeiten mich noch zu etwas mehr Geschick erheben. Eine Sammlung von zehn derselben habe ich als ausgewählte Lehren des roem. Civilrechts zu Bonn bei Marcus erscheinen lassen[37]). Studien über die falcidische und trebellianische Quart behielt ich in meinem Pult. Ueber Recuperatio und Municipium las ich in der historischen Gesellschaft. Ebenso über die Geschichte der Freilassungen. Die Steuerverfassung des roem. Kaiserreichs vor Constantin hatte ich zur Vorlesung in der Philologen-Versammlung zu Basel ausgearbeitet[38]). Als der bestimmte Tag erschienen war, hinderte mich Kopfschmerz am Erscheinen.

Was mich in diesen Beschäftigungen theoretischer Natur am meisten unterbrach, waren praktische Arbeiten, zu denen mich neue öffentliche Ehren in größerer Abwechselung als früher verpflichteten. Vom Kriminalrichter zum Mitglied der zweiten und letzten Instanz befördert, sah ich mich jetzt zum ersten Male mit der Civiljurisdiction in größerem Verkehr, und zum Großrath erwählt, kam ich auch hie und da zur Theilnahme an gesetzgeberischen Arbeiten. Die erstere

Stelle bekleide ich nun ins 10te Jahr. Die zweite dagegen habe ich, mit der Richtung der schweizerischen Politik in der Neuzeit nicht einverstanden, und doch überzeugt, daß siegreichen Meinungen gegenüber die Rolle ewiger Opposition mehr erbittere als nütze, bald nach der Walliser Verfassungsangelegenheit niedergelegt[39]). Der wenige Jahre später ausgebrochene Sonderbundssturm, diese That einer von dem kantonalen auf das allgemein eidgenössische Gebiet hinüberschreitenden und selbst schon zu europäischer Wirksamkeit sich vorbereitenden Umsturzpartei, bewahrheitete meine Voraussicht des nahenden Untergangs der alten Schweiz. Ich hatte der entscheidenden Landsgemeinde am Rothen Thurme beigewohnt, und in der Basler Zeitung eine Beschreibung derselben veröffentlicht. Eine herbe Enttäuschung wurde mir nicht erspart. Nach den angehörten Reden hatte ich die Widerstandsentschlossenheit höher angeschlagen. Zur Täuschung gesellte sich Scham. Von einem solchen Falle erhebt man sich nicht wieder, man wird höchstens durch die Anstrengung eines Dritten wieder auf die noch zitternden Beine gestellt. Die alte Schweiz war mir kein Ideal, auch will ich der neuen ihren gewaltsamen Ursprung nicht zu hoch anrechnen, dieser klebt Reichen und Zuständen an, welche sich dennoch sehr legitim benehmen, — aber ich erblickte und erblicke heute noch in der Confoederation der 22 Kantone die einzige Form, welche mit Wahrheit und nicht bloß zum Scheine bestehen kann, in der die Kraft und das Mark des Landes ruht, und mit welcher die guten und biedern Eigenschaften meines Volkes aufs Innigste zusammenhängen. Seit dem Siege von Luzern hat sich die Lehre von der Volkssouverainität und der Allgewalt der Demokratie zur praktischen Grundlage unserer öffentlichen Zustände ausgebildet. Ich zweifle nicht, daß sie zu allen, auch zu ihren äußersten Consequenzen fortschreiten wird, wenn es die Gestaltung der Europäischen Zustände erlaubt, und nicht große Unglücksfälle das Volk wieder zu den wahren Grundlagen eines gesunden

Staatslebens zurückführen. Aber vollendete Demokratie ist der Untergang alles Guten. Republiken haben von ihr am meisten zu fürchten. Ich zittre vor ihrer Ausbildung, nicht um Hab' und Guts willen, sondern weil sie uns in die Barbarei zurückwirft. Die Lehre von der Volkssouverainität steht meinen tiefsten geschichtlichen und religiösen Ueberzeugungen entgegen. Nicht daß ich das Volk verachtete oder gar vor der Berührung mit ihm aus Ekel zurückbebete, — all' das Elend, dem es unterliegt, würde ihm eher mein Herz gewinnen. Nein, weil ich eine höhere Weltordnung anerkenne, der allein die Souverainität und Majestät zukommen kann. Aus dieser höhern Weltordnung stammt die obrigkeitliche Gewalt. Sie ist das Amt Gottes, so lautet die roemisch-heidnische sowohl als die christliche Lehre. Auch das Richteramt ist von Gott, und der es übt, übt ein Recht höhern Ursprungs. Das Amt habe ich von Gott, nur die Berufung dazu stammt mir vom Volke. In dem ersten Punkte stimmen alle Verfassungen überein, in dem zweiten, der Berufung, mag unter ihnen die größte Verschiedenheit herrschen, das ist das weniger Wesentliche. Darin nun findet die heutige Demokratie ihre Verdammung, daß sie den göttlichen Charakter der Obrigkeit vernichtet, und die göttliche Staatsordnung in allen Stücken verweltlicht. Schon oft habe ich über das wahre Wesen der Demokratie nachgedacht. Nun, lassen sich nicht alle ihre Erscheinungen darauf zurückführen, daß sie die Auflösung jener Bande, welche des Menschen Seele an ein Höheres knüpfen, darstellen, und jene Scheu gebrochen ist, welche allein vermag, die wilden Leidenschaften, die auf dem Grund der Seele lauern, darniederzuhalten. Denn das ist der Fluch der Demokratie, daß sie ihre Verwüstungen in alle Gebiete des Lebens hineinträgt, Kirche, Haus und Familie gerade am schwersten ergreift, und für jede, auch die kleinste Frage den wahren Standpunkt verrückt. Weil ich die Freiheit liebe, so hasse ich die Demokratie. Ja, die auf Selbstregierung ruhende Freiheit eines tapfern, from-

men, gottesfürchtigen, arbeitsamen Volkes, das seine Vorfahren höher stellt als sich, mit der Vergangenheit nie bricht, und seiner Nachkommen mehr gedenkt als seines augenblicklichen Genusses, — ja, der Genuß einer solchen Freiheit scheint mir reicher Ersatz für manche Entbehrung. Größerer Wirkungskreis, größerer Glanz der Lebensstellung für den Einzelnen, für die Gesamtheit größere Macht unter den Völkern, ein schwerer wiegendes Wort in der Wagschale der Politik, das Alles mit seinen Vortheilen und seinem Nutzen entbehren wir. Was es uns vergessen lehrte, war jene auf Selbstregierung ruhende, bescheidene altväterisch einherschreitende Freiheit, der schönste Schmuck dieser herrlichen Gaue, das stille Glück der Heimath. — — Es gibt einen Zeitpunkt, wo das öffentliche Leben der Staaten und Völker dem Fatalismus verfällt. Da stehen wir. Jeder fühlt es, daß man es jetzt muß gehen lassen wie's Gott gefällt. Im Einzelnen kann noch vieles Gute gerettet, viel Neues Tüchtige geschaffen werden. Die Besten suchen den Wirkungskreis der Municipal-Interessen. Von hier aus hoffen sie später einen Theil des verlorenen Gebiets wieder erobern zu können. Mir weisen Studien und Vergangenheit vorzugsweise die richterliche Thätigkeit zur Provinz an. Nach dem Gebot eines wahrhaft historischen Sinnes habe ich es über mich vermocht, in dieser Stellung weniger der übrigens verzeihlichen Eitelkeit des Gelehrten als größern Gesichtspunkten des öffentlichen Wohls und bescheidener Unterordnung unter historisch gegebene Zustände dienstbar zu sein. Die Jurisprudenz der Logik und der mathematischen Deduktion auf dem Grunde römisch-rechtlicher Sätze ist unserm Volke fremd, und seiner ganzen Geistesanlage zuwider. Jene, die das kunstreiche, feine Gewebe einer streng wissenschaftlichen Disciplin dem kunst- und anspruchslosen Verfahren einer in Erwägungen der verschiedensten Art seine Entscheidungen suchenden Gerechtigkeitspflege substituirten, die haben einer wissenschaftlichen Vorliebe, vielleicht noch mehr dem Bedürfniß per-

sönlicher Geltung, ein Stück der alten Volksweise zum Opfer gebracht und den Sinn des Volkes für wahre Gerechtigkeit geschwächt. Gesetzbücher, so abstrakter Fassung, daß sie den Meisten unverständlich bleiben, und Urtheile mit endlosen Erwägungen weniger materieller als zumeist formeller Natur, gehören mit zu den Segnungen dieser neuen Errungenschaft. Sie haben das schweizerische Rechtswesen um seinen alten Reiz gebracht, um jene so werthvolle Harmonie mit dem Ganzen der Volksanschauung, und die Weisthumartige Unmittelbarkeit seiner oft Salomonischen Entscheidungen. Statt einfacher der Erkenntniß zu Hilfe kommender Richtsteige haben wir jetzt Gesetzbücher, deren Wortlaut entscheidet. So gründlich ist nun schon der Volkssinn verdorben, daß die Ansicht, ein Rechtssatz sei nur wahr, weil er so im Gesetze steht, eine Schandthat werde nur darum mit Strafe belegt, weil das Gesetz sie ausdrücklich als unzulässig erkläre, selbst aus dem Munde von Richtern vernommen werden kann. Wenige Anschauungsweisen dürften in ihren Consequenzen so gründlich verderblich sein als die gerügte, wenige auch der Sophistik und unverständiger Wortglauberei einen weiteren Spielraum einräumen. Als die mit Gewaltthätigkeiten jeder Art verbundenen Freischarenzüge zu gerichtlicher Beurtheilung gelangten, konnte man jene Verwirrung der Meinungen aufs Betrübendste erkennen. Wo ist das Gesetz, das Solches verbietet? Wir in Basel sind diesem verderblichen Umschwunge der Meinungen, der in der Trennung von Verwaltung und Justiz einen besondern Anhalt gewann, zwar nicht entgangen. Doch ist in den meisten Zweigen der Jurisdiction ein gut Stück des Alten gerettet worden. Damit hängt der eigenthümliche Reiz zusammen, welcher die hiesige richterliche Praxis umgiebt. Er besteht in der äußerst freien Stellung, welche der hiesige Richter einnimmt. Die hiesige Stadtgerichtsordnung von 1719 enthält in der markigen Sprache jener Zeit gerade so Viel, als zur Belehrung über die Grundsätze jeder Lehre durchaus erforderlich ist. Die Handhabung

im Einzelnen wird dem Richter gänzlich überlassen. Er ist mehr als Gesetzesmaschine, er ist Richter im vollen Sinn des Worts, berufen in seiner Intelligenz, seiner Lebenserfahrung und in seiner Moral die Gründe seiner Entscheidungen zu suchen. Selbst die Verweisung auf die gemeinen beschriebenen kaiserlichen Rechte ist immer nur als ein Fingerzeig des Gesetzes, wo Belehrung zu finden sei, nie als Anerkennung der wörtlichen Gesetzeskraft des roem. Rechts aufgefaßt und ausgelegt worden. Mit Citaten ist also nichts geleistet, Stellen und Schriftsteller beweisen Nichts. Soll eine Meinung durchgefochten werden, so muß es immer mit innern Gründen geschehn. Keinerlei rechtlicher Gemeinbesitz kann dabei zum Ausgangspunkte genommen werden. Man ist genöthigt, die anerkanntesten Rechtsregeln nach ihrer innern Berechtigung zu fragen, um sie durch Demonstration der Anerkennung aufzudringen. Männern gegenüber, welche mit römischen Anschauungen nicht auferzogen worden sind, hat dieß oft mehr Schwierigkeit als man vermuthet. Aber die Handhabung des Rechts wird dadurch doch eine geistigere. Nie nimmt der Wortlaut einer Stelle, nie das αὐτὸς ἔφα[40]) der Pythagoräer die Mühe selbstständigen Denkens dem Richter ab. Kein Raisonnement kann durch Berufung auf eine Stelle begründet oder niedergeschlagen werden. So fallen auch alle jene Reductionen heutiger Rechtsgeschäfte auf die römischen Institute, diese Betrachtung des Lebens in einem fremden Spiegel, diese den wahren Standpunkt meist so verrückenden gezwungenen Analogien, völlig hinweg. Der Richter ist genöthigt, den Gehalt der Dinge aus sich selbst zu messen, und so das gleiche Talent zu üben, was man uns an den alten Juristen als eine ihrer hohen Trefflichkeiten so sehr rühmt. Es fallen alle jene Banden, mit welchen die Praxis in den meisten deutschen Ländern belastet, und an jedem geistigen Aufschwung gehindert ist. Das e vinculis judicare[41]) ist unmöglich. Man schwimmt ohne Korkbrust, und freut sich der freien Bewegung, mag sie auch oft mit Gefahr für den Richter

sowohl als für die Partheien verbunden sein. Die Feststellung des Sinnes streitiger Stellen, die in deutschen Urtheilen so oft unendlichen Raum wegnimmt, und sie zu wahren Abhandlungen umgestaltet, fällt damit von selbst weg. Diese hier angedeutete Eigenthümlichkeit der hiesigen Praxis hat mich ganz besonders auf den wahren geistigen Gehalt des roem. Rechts hingewiesen, und, weit entfernt, meine Achtung vor demselben zu schwächen, im Gegentheil mich immer mehr von der Unentbehrlichkeit dieses Studiums für alle Zeiten und alle Zustände überzeugt. Aber freilich wird die Betrachtungs- und Lehrweise sich auch auf einen höhern geistigern Standpunkt erheben müssen. Das ist eine Anforderung, welche der Stand der Zeit und die Lage der Geister dringend an die Vertreter des Romanismus stellt. Noch zeigt unsere Litteratur so wenig Anlage, einen Schritt vorwärts zu thun. Aber das Bedürfniß dazu spricht, wenn gleich immer noch unklar, aus einer beträchtlichen Zahl neuerer Werke, und wird auch wohl zu neuen Bildungen führen. Hat das roemische Recht einmal als Gesetzbuch für Deutschland zu gelten aufgehört, dann erst wird es die hohe wissenschaftliche Bedeutung erlangen, die ihm gebührt.

Die Periode, deren Arbeit und Lehren ich eben besprochen habe, reicht bis zum Jahre 1848. Da entschloß ich mich zu einem zweiten römischen Aufenthalt. Wie erst Studien die Sehnsucht nach Italien, dann Italien das Verlangen nach neuem gründlichem Verkehr mit den Klassikern erweckt hatte: so begann nun damals dieselbe Wechselwirkung von Neuem, nur mit ungleich reichern Mitteln als das erste Mal. Es ist auch in der That mit Rom und Italien wie mit den Klassikern. Sie passen für jedes Lebensalter, und schließen sich jeder Entwicklungsstufe unsres Geistes auf das Wunderbarste an. Man liest denselben Schriftsteller, man durchwandert das gleiche Land, aber neue Seiten unsers Ichs werden berührt, neue Gedanken steigen auf. Ich hätte gerne dem auf verschiedenen Gebieten Erworbenen so manche ma-

terielle Ergänzung und meinem Geiste eine neue Anregung gegeben: aber die Ruhe, die dazu vor Allem erforderlich ist, wurde durch die wilden Leidenschaften, die Rom zu ihrem Schauplatze auserkoren, auf die Dauer gestört[42]). Rossi fiel am zweiten Tage nach meiner Ankunft. Die Erstürmung des Quirinals, des Pabstes Flucht, die Constituante, die Erklärung der Republik folgten sich Schlag auf Schlag. Alles war aufgelöst, gelehrte Freunde unzugänglich, gelehrte Bestrebungen als zu friedlich verlacht. Rom gefiel sich in dem ungewohnten und einstweilen noch so gefahrlosen Waffenspiele. Kein Tag vergieng ohne Feier, keine Nacht ohne Beleuchtung. Der Taumel ergriff selbst das Alter und den hohen Adel. Mit umgeschlagenem Hemdkragen, fliegender Halsbinde, spitzem breitkrämpigen Filzhut erschien der 80-jährige Fürst Corsini unter den Bekreuzten. Aber Canino[43]) durchzog in schwarzem Frack die Straßen, mit übergeworfenem Seitengewehr, von einer Leibgarde des verwegensten Gesindels umgeben, in Gedanken schon das Haupt einer italischen Republik. Die Worte Freiheit und Vaterland mußten auch damals ihre alte Rolle wieder spielen. Aber dem eiteln Römer spiegelte man überdieß die Wiedererstehung seiner alten Macht vor.

L'antico scettro
Alza, o Regina,
Già s'avvicina
Il tuo trionfor
E noi tuoi figli
Fin chè vivremo
Ti salveremo
Dai traditor!

So sang man damals durch alle Straßen. Wäre nicht des Gräßlichen zu Viel vorgefallen, man hätte sich mitten in die ausgelassene aber harmlose Lust eines Karnevals versetzt glauben können. Doch nach dem Einzug der Garibaldi'schen Bande und nach der Ankunft der verschiedenen patriotischen

Legionen Italiens wurde Alles unheimlicher. Im Kloster San Silvestro war eine derselben untergebracht, Lärm und Unordnung aller Art an die Stelle des andächtigen Requiem aeternam getreten. Ich wohnte dem Haupteingang gerade gegenüber. Das finstere Antlitz entschlossener Banditen setzte das ganze Quartier in Angst und Schrecken. Unter sie gemischt manch' glatte bartlose Wange verführter, jetzt schwer büßender Muttersöhnchen. Auch Amazonen fehlten nicht, die sich und Andern in dem unternehmenden Aufzuge zu gefallen schienen. In den Händen dieses Gesindels sah nun der Römer sich selbst, seine Familie, Habe und Haus. Er war bedenklich und wagte doch kein Zeichen des Unmuths. Erschien Garibaldi, feuerroth gekleidet auf schwarzem Rappen, hinterher der Neger auf weißem Roß, so flogen schon in der Ferne alle Hüte von den Köpfen. Man trieb Unfug jeder Art. Bald wurden die schweren vergoldeten Kutschen des höhern Klerus unter allerhand Mummenschanz auf offenem Platz den Flammen übergeben, bald unter Hohngelächter des Volks und Absingung kirchlicher Litaneien das Bildniß irgend eines Kardinals in den Tiber geworfen. Meine Sammlung merkwürdiger Erlebnisse aus dem Kreise der Volkserhebungen wurde damals um das grellste Farbenstück vermehrt. In der Schweiz hatte ich die Basler Wirren, später die Putsche der Freischaaren, in Paris einen mehrtägigen Straßentumult, in Berlin Kravalle mit zerbrochenen Lanternen, in Göttingen den Verfassungs-Enthusiasmus der 7 Professoren und ihrer Anhänger unter der Studentenschaft gesehen. Jetzt kannte ich auch die Streiter für Italienische Freiheit und Unabhängigkeit. Der Himmel hatte mich überdieß aufbehalten, Zeuge ihrer ersten Heldenthaten gegen die anrückenden Franzosen, bald darauf in Tivoli als verdächtiger Spio Francese Gegenstand einer höchst bedenklichen Volksaufmerksamkeit, endlich auf der Heimreise Zeuge der gänzlichen Auflösung aller Ordnung durch ganz Italien zu werden. Jetzt ist, was mich damals umgab, aus lebendiger That Gegenstand

ruhiger objektiver Erinnerung geworden, und wenn ich in der Allg. Augsb. Zeitung meine Darstellung „Der roemischen Staatsumwälzung vom Tode Gregor's XVI bis zur Wiederherstellung Pius' IX" durchlese, so stellt sich mir ihr Inhalt wie das Erlebniß eines Dritten entgegen. Zu wissenschaftlichen Arbeiten waren die damaligen Verhältnisse nicht angethan gewesen. Doch war mir von der Zerstreuung und Aufregung immer noch genug Zeit geblieben, die Agrimensoren, Livius, Macchiavellis Werke und manches Archeologische zu lesen und zu excerpiren, auch über die ältesten Ereignisse der römischen Geschichte 12 Betrachtungen politischen Inhalts im Geschmack der Macchiavelli'schen Discorsi zu schreiben. Kein Tag war ohne allen Umgang mit den Alten geblieben. Seit jener Zeit haben sich nun Sturm und Wogen wieder gelegt. Sühne ist eingetreten. Sante Constantini hat auf dem Schaffot gebüßt, der Oberst Grandoni sich im Kerker selbst gerichtet. Ereignisse anderer Art haben den Finger auf das tönende Erz gelegt. Für mich ist Italien längst wieder das Land alter Zeit und ruhiger Studien geworden. Es war mir sogar nach jenen Erlebnissen doppelt tiefes Bedürfniß, auf Zeiten und Dingen auszuruhen, welche die Stille von Jahrtausenden umgiebt, auf Gebieten, wo die Fluth der Leidenschaften längst abgelaufen ist. Der Mensch ist, trotz des Namens den er trägt, doch eigentlich ein sehr anonymes Wesen, und es bleibt der Name derselbe, so oft sich auch seines Inhabers inneres Wesen verändern mag. Ich hatte eine Zeit gehabt, wo die mittelalterlichen Prozessualisten mich beglückten, und ein zufällig aufgefundener lange verschollener Name mich mit Wonne erfüllte. Später hätte ich über einer schönen Pandectenstelle alles andere vergessen und durch eine gelungene Interpretation mich für lange Arbeit hinlänglich belohnt erachtet. Nach und nach waren alle diese Reize verschwunden. Was ich las, was ich studierte, es schien mir, bei Lichte besehen, ein so wenig wiegendes Besitzthum, so

geringe Nahrung für die Seele, für die Vervollkommnung unsers unsterblichen Theiles im Ganzen so gleichgiltig. Ich stand in einer Zeit des Uebergangs, wie sie jedem strebenden Wesen aufbehalten sind. Was sie herbeigeführt, wer kann tief genug in die Gründe der menschlichen Seele hineinschauen? Der Uebergang war peinlich, jetzt segne ich ihn. Es muß die Zeit kommen, in welcher der Gelehrte seine Studien über ihr Verhältniß zu den höchsten Dingen ernstlich zur Rede stellt, und sie hiezu in eine richtige Stellung bringt. Dann wird auch der Wunsch erwachen, ja ein dringendes Bedürfniß sich geltend machen, dem ewigen Gehalt der Dinge doch wenigstens um ein Kleines näher zu treten. Die Schale allein genügt nicht mehr. Martervoll ist der Gedanke, sich so lange schon mit bloßen werthlosen Formen herumzuschlagen. Da tritt rettend der Glaube dazwischen, daß man auch in diesen Dingen „den unsterblichen Fußstapfen" entdecken kann. Ich weiß nur zu sehr, wie große Gefahr ich damals lief. Ich hätte auf metaphysische Abwege gerathen, und die rechte Leuchte für immer aus dem Auge verlieren können. Dann hätte das lange Kreisen zu Huschke'schen[44]) Mißgeburten führen müßen. Gottlob, daß zu dergleichen meine Seele zu gesund ist. Sie hat sich einen andern Ausweg gebahnt. Die religiöse Grundlage des ganzen alten Denkens und Lebens, das ist seit jener Zeit mein leitender Gedanke und mein großes Augenmerk geworden. Ich glaube darin einen Schlüssel gefunden zu haben, der gar Vieles öffnet. Ja ich schmeichle mir, mit Hilfe dieses Instruments der Kenntniß der alten Dinge ein etwas tieferes Geleise hölen zu können. Zu Zeiten will es mir sogar erscheinen, als werde sich mir am Ende dieser Bahn Etwas von dem göttlichen, ewigen Gehalt der menschlichen Gedanken enthüllen. Ich habe Ihnen im Laufe dieses Schreibens schon so manchen geheimen Gedanken ausgekramt, warum sollte ich die Hoffnungen der Zukunft geheim halten? In meiner Darstellung der Grundlage des

roemischen Staatsrechts[45]) habe ich den ersten Versuch gewagt, den Einfluß der Religion auf die Gestaltung des alten Lebens, dießmal des staatlichen Lebens, nachzuweisen. Belohnend war mir zu sehen, wie ein Stück nach dem andern, eine Einrichtung nach der andern sich des Charakters der Willkührlichkeit entkleide, wie sich Alles an einen göttlichen Kern anschließe, wie es nur das irdische Bild einer überirdischen Weltordnung enthalte. Diese Seite des Alterthums ist mehr als irgend eine andere unserm heutigen Geiste unzugänglich. Wie vermag der aufgelöste zerfahrene Sinn des heutigen Geschlechts ein in seinen Gedanken so festes, concentrirtes, in seiner Religion so tief begründetes Volk wie das römische war, richtig zu erfassen. Wenn es wahr ist, was Aristoteles sagt, daß Gleiches nur von Gleichem begriffen werde, so kann auch das Göttliche nur ein göttlicher Sinn erfassen, niemals der rationalistische Dünkel, der sich über die Dinge stellt. Ein deutscher Gelehrter ließ mir sagen, ob ich denn wirklich an die Offenbarung durch Augurien glaube? Ein anderer bemerkte, meine Auffassung rieche nach Weihrauch. In einem gedruckten Buche las ich die Bemerkung, eine pfäffische Theokratie (wie die meine) passe schlecht zu der Lebenstüchtigkeit des roem. Volks. Alles Bemerkungen, die zeigen, wie weit unsere Tage von der richtigen Auffassungsweise entfernt sind, ja wie unmöglich es überhaupt ist, einen mit den heutigen Staatsideen erfüllten Geist dem Alterthum nahe zu bringen. Die Masse von Kenntnissen macht nicht alles aus, ja nicht einmal die Hauptsache. Es gehört zu meinen tiefsten Ueberzeugungen, daß ohne gänzliche Umgestaltung all unserer Zustände, ohne Rückkehr zu der alten einfachen Seelenfrische und Gesundheit, nicht einmal eine Ahnung von der Größe jener alten Zeit und Denkweise möglich sein wird, da das Menschengeschlecht noch nicht, wie heut zu Tage, aus der Harmonie mit der Schöpfung und dem außerweltlichen Schöpfer gewichen war. Und dieselbe Idee, aus der das Staatsrecht

der Alten geflossen ist, beherrscht auch alle andern Seiten ihres Denkens und Schaffens. Ich sehe mehr und mehr, daß Ein Gesetz Alles regiert, und daß der ursprüngliche Mensch gleichsam mit der Regelmäßigkeit des thierischen Instinktes sein irdisches Leben angelegt und geregelt hat. Diese Eigenthümlichkeit der ältesten Denkweise, namentlich in Sachen des Rechts und Staats, gehörig zu ergründen, das ist mein Dichten und Trachten. Es ist eine wahre Naturforschung, was ich jetzt treibe. Der Stoff allein ist mein Lehrmeister. Er muß erst gesammelt, dann beobachtet und zerlegt werden. Nur so kann man hoffen, ein in der Sache, nicht in unserm subjektiven Geiste liegendes Gesetz ans Tageslicht zu ziehen. Nur so Wenigen ist der Stoff oberster Gesetzgeber gewesen! Man findet tausend Meinungen, Drehungen, Wendungen, alle subjektiver Art. Ganze Bibliotheken sind nur damit angefüllt, und tragen deßhalb so gut wie Nichts zu der endlichen Lösung, oder wenigstens der Förderung der Aufgabe bei. Unter diesen Umständen ist mir das Studium der alten Litteratur eine doppelt wichtige und doppelt liebe Beschäftigung geworden. Die Rubrik meiner Auszüge hat sich mit der Arbeit selbst vermehrt, und ihr materieller Inhalt ist nun so sehr angewachsen, daß ich, um am Ende nicht von ihm überwältigt zu werden, nun alles Ernstes daran denken muß, den Meißel an den Stein zu legen, und in der Arbeit so weit fortzuschreiten, daß das jetzt noch in meinem Innern ruhende Bild allmälig, wenn auch noch roh doch erkennbar aus dem Steine hervortrete. Ich möchte eine Geschichte Italiens bis zum Untergange seiner Stämme entwerfen, und in dieser den Geist alter Völker und Zeiten nach allen Seiten hin entwickeln. Natürlich wird das Jus sacrum und überhaupt Alles, was mit der Religion zusammenhängt, darin vorzugsweise bedacht werden. Aber auch die Stücke, welche ich zu unserer Röm. Geschichte geliefert, werden darin, umgearbeitet und vermehrt, wieder Aufnahme finden. Ich hoffe

in eminentem Sinne positiv zu sein, ja werde es auch gar nicht verschmähen, in der geringen Stellung eines Sammlers zu erscheinen, der hie und da zum Verständniß des Stoffes, zur Entwicklung der darin liegenden antiken Idee Etwas beiträgt, wenn auch das Meiste ungelöst und unerklärt, gleich alten Basreliefs, wird liegen bleiben. Ich habe im Laufe gerade dieser Studien so viele Bücher auf meinem Wege gefunden, die Alles geistreich beleuchten, aber auch für kein Titelchen des alten Stoffes das Verständniß finden und andern eröffnen, daß ich vor Jedem, der dieß auch nur für den geringsten Punkt zu leisten vermag, mit wahrer Hochachtung den Hut vom Kopfe nehme. Schnell mit meiner Aufgabe fertig zu werden, ist nicht möglich, auch gar nicht mein Bestreben. Ich möchte vielen Jahren Antheil an dem Genuß dieser Beschäftigung gönnen, und recht lange die Befriedigung haben, mehr für mich als für das Publikum zu studieren. In soweit es mir aber wie jedem Gelehrten natürlich auch um einen Namen zu thun ist, so möchte ich mir lieber Ruhm als Ruf erwerben. In derselben Absicht richte ich mein Augenmerk auch noch auf einen andern Gegenstand, die Augustische Zeit, und auch über diesen sind meine Sammlungen an Stoff und Gedanken schon zu einer etwelchen Bedeutung gediehen. Es ist hier die Zeit der Reife, dort die der Jugend Italiens, welche mir zur Betrachtung vorliegt. Und so will ich auch aus jener die Beschäftigung meiner den Jugendgefühlen noch näher stehenden mittleren Jahre machen, und diese dagegen zur Nahrung und Ergötzung des spätern Alters aufbehalten, dessen reichere und allseitige Lebenserfahrung zu einer staatsmännischen Auffassung jener Zeit der Reife und Umgestaltung in besonderem Maße erforderlich ist. Diese beiden Gegenstände bilden nun den doppelten Stamm, an welchem ich wachse und emporranke, dessen Spitze ich auch gar zu gerne erreichen möchte. Daß sie mir die Bedürfnisse der Seele, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, befriedigen,

und einem sonst viel bearbeiteten Innern Ruhe und Friede geben, beweißt mir, daß ich einem Stoffe anheimgefallen bin, der der Widmung eines Lebens wohl werth ist. In dem Alter, in welchem ich stehe, wird es schon nöthig, den Gegenstand seiner Wahl nicht mehr aus den Augen zu verlieren, und eine größere Beschränkung der Geistesthätigkeit eintreten zu lassen, als man wohl sonst geneigt wäre. Für mich wird diese Nothwendigkeit um so zwingender, da meine gerichtlichen Arbeiten und die damit verbundenen Rechtsstudien einen sehr beträchtlichen Theil der Zeit in Anspruch nehmen. Ohnedieß gehört das praktische Civilrecht so sehr zu meinem besseren Sein, daß ich die Vertauschung jener alten Zeit mit dieser Beschäftigung stets zu den erquickendsten Erhohlungen zähle. Noch außerdem giebt es der Unterbrechungen und Abschweifungen nicht wenige. Die hiesigen gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied ich bin, verlangen Vorträge, deren Ausarbeitung oft längere Zeit in Anspruch nimmt. Ich denke zu diesem Zwecke Andrea Alciati[46]) zu bearbeiten, über welchen ich, noch neben den hiesigen Briefen an Amerbach, aus Andresius, A. Augustini Epistolae, Parmae 1804, und Andern manches zusammengebracht habe, obwohl mir gerade hier mehrere wichtige Werke fehlen. Eine Zeitschrift für Litterärgeschichte der Philologie und Jurisprudenz fehlt ganz. Hätten wir eine solche, wie manches würde zur öffentlichen Kenntniß gebracht, wie manches erhalten. — Eine Unterbrechung anderer Art bleibt mir noch zu erwähnen, bevor ich diese Mittheilungen schließe. Reisen bald geringern, bald größern Umfangs halten mich zuweilen Monate lang von Hause fern. Das brittische Museum habe ich seither zweimal wieder gesehen, theils um mir anderwärts unzugängliche Litteratur, theils um die Lycischen und Assyrischen Erwerbungen[47]) zu genießen. Von größerer Bedeutung aber ist eine im Frühjahr 1851 unternommene Griechische Reise, die alle Theile des jetzigen Königreichs in sich schloß, und mit großem Glück durchgeführt worden ist. Sie verdankte

ihre Unternehmung dem Plane, wie durch fortgesetzte Lectüre den ganzen Umfang der älteren Litteratur, so durch aufeinanderfolgende Reiseausflüge allmälig die Hauptschauplätze der alten Welt in den Kreis meiner persönlichen Kenntniß zu ziehen, und durch diese Art des unmittelbaren Verkehrs mit Elementen des alten Lebens meinen Sinn und meine Empfänglichkeit für das klassische Alterthum zu stärken. Wie könnte ich würdig den Eindruck beschreiben, welchen jener Boden auf mich gemacht hat? Es bewirkte, was unter Männern eine nach langer Bekanntschaft endlich herbeigeführte persönliche Zusammenkunft zu bewirken pflegt, größeres Interesse an einander und größere Wärme im persönlichen und litterarischen Verkehr. Ich habe jetzt auch für die griechischen Schriftsteller einen reellen, belebten, farbenreichen Hintergrund gewonnen. Was immer sie erzählen, zu Allem habe ich eine reich ausgestattete Szene. Ich bin fürs ganze Leben reicher geworden, ohne doch eine einzige unbekannte Inschrift mit nach Hause gebracht zu haben. Als ich die Wahl hatte, durch Kleinasien und über Konstantinopel meine Rückreise zu nehmen, zog ich Italien vor. Dieser Selbstentsagung, die bei mir zu Hause Niemand begreifen konnte, habe ich eine sehr wesentliche Ergänzung meiner Kenntniß jenes Landes zu danken. Großgriechenland und Samnium sah ich damals zuerst, den Fucinus und manche Theile Etruriens wiederum. Meine Reisejournale habe ich zum Theile zu Hause ausgearbeitet, über Griechenland sogar sehr umfangreiche, aber wenig wissenschaftliche Reisescenen entworfen, die Eigenthum einer befreundeten Familie geworden sind[48]). Seit jener Zeit bin ich mit Griechenland sowohl durch brieflichen Verkehr als durch manche Beschäftigung mit diesem Lande, in steter Verbindung geblieben, und auch aus Interesse an seinem Schicksal zu einer Verteidigung der griechischen Sache in der Presse geschritten. Der Artikel erschien im Laufe dieses Sommers in der Allgem. Augsb. Zeitung unter dem Titel „Die orientalische Frage aus dem

Standpunkt einer christlichen Politik", jedoch mannigfach abgekürzt.

Ich stehe am Ende meiner Bekenntnisse. Gewiß habe ich zu Viel von mir, zu Wenig von den Sachen gesprochen. Ich erwarte diesen Vorwurf und finde ihn begründet. Einen andern mache ich mir selbst, den zu großer Ausführlichkeit und ermüdender Länge. Diese jedoch bitte ich Ew. Excellenz als Beweis vertrauensvoller Hingabe zu entschuldigen, zu welcher mich Dero liebevoller Empfang im Hofe Ragaz ermutigt hat.

Geschrieben vom 24. bis zum 27. Sept. 1854.

Anmerkungen.

1) Christian Friedrich Mühlenbruch, geb. 1785, † 1843, berühmter Lehrer des römischen Rechtes, hauptsächlich in Halle und Göttingen tätig. Seine in lateinischer Sprache geschriebene, 1823 bis 1825 in Halle herausgegebene dreibändige «Doctrina Pandectarum», von der 1835 auch eine deutsche Bearbeitung erschien, war zu ihrer Zeit das angesehenste Compendium des römischen Rechtes.

2) De Romanorum judiciis civilibus de legis actionibus de formulis et de condictione dissertatio historico-dogmatica. Die den beiden Basler Professoren Agathon Wunderlich und Joh. Schnell gewidmete Dissertation erschien 1840 im Verlage der Dieterichschen Buchhandlung in Göttingen, 346 Seiten stark.

3) Jean-Marie Pardessus, geb. 1772, † 1853, bedeutender Historiker und Jurist und royalistischer Politiker. Infolge der Julirevolution freiwillig von seinen Aemtern als Professor des Handelsrechtes in Paris und als Mitglied des Kassationshofes zurückgetreten, lebte er seit 1830 nur noch der Wissenschaft.

4) Graf Pellegrino Rossi, geb. 1787, † 1848, der bekannte Staatsmann, Jurist und Nationalökonom, der, Italiener von Geburt, von 1816 bis 1833 in Genf eine hervorragende Rolle spielte, dann in Frankreich als Professor des öffentlichen Rechtes und der politischen Oekonomie in Paris, als Pair von Frankreich, Mitglied des Staatsrates und Gesandter bei der Kurie eine glänzende Karriere machte, bis er im November 1848 als Ministerpräsident Pius' IX. ermordet wurde. Das tragische Ende Rossis fiel in die Zeit des zweiten römischen Aufenthaltes von Bachofen (s. oben S. 334).

5) Claude-Emmanuel-Joseph-Pierre Marquis de Pastoret, geb. 1756, † 1839. Wie Pardessus ein hochangesehener Jurist, Hi-

storiker und royalistischer Politiker. Einer der treuesten Anhänger und Ratgeber Ludwigs XVI., mußte er während der Revolutionszeit zweimal Frankreich verlassen und hielt sich abwechselnd in der Schweiz und in Italien auf. Senator unter Napoleon I., unter der Restauration Pair, Staatsminister, 1829 französischer Kanzler. Legte wie Pardessus nach der Julirevolution alle seine Aemter nieder. Sein wissenschaftliches Hauptwerk, die Histoire de la législation, erschien von 1817 bis 1839 in 11 Bänden; es behandelte die Geschichte der Gesetzgebung in den Staaten des Altertums. Da Pastoret am 28. September 1839 starb, kann Bachofen ihn nur noch flüchtig kennen gelernt haben.

[6]) Der berühmte Göttinger Jurist Gustav von Hugo, einer der Begründer der historischen Rechtsschule, geb. 1764 zu Lörrach, † 1844 in Göttingen.

[7]) William Blackstone, geb. 1723, † 1780, englischer Jurist. Der erste Band seiner Commentaries on the laws of England ist 1765 erschienen. Das Werk ist seither immer wieder neu aufgelegt worden und gilt noch heute als grundlegend für das englische Verfassungsrecht.

[8]) „Begleitschreiben zum Pfandrecht“: gemeint ist der erste (und einzige) Band eines umfassenden Werkes von Bachofen über „Das römische Pfandrecht“. (Basel, Schweighausersche Buchhandlung. 1847. 691 S.) Bachofen hatte seinerzeit Savigny ein Exemplar des Werkes überreicht.

[9]) Sir William Webb Follett, geb. 1798, † 1845 an der Schwindsucht, hervorragender englischer Anwalt und Parlamentsredner.

[10]) Magister Vacarius, englischer Jurist, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts in Oxford das römische Recht lehrte. Sein in neun Bücher gegliedertes Hauptwerk «Liber ex universo enucleato jure exceptus et pauperibus praesertim destinatus» scheint populär «Summa pauperum de legibus» genannt worden zu sein. König Stephan von England versuchte das römische Recht zu unterdrücken und verbot dem Vacarius, in Oxford zu lehren.

[11]) Savigny's historisches Hauptwerk, die sechsbändige „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter“ (Heidelberg 1815 bis 1831). Dem Magister Vacarius ist hier ein besonderes Kapitel gewidmet (in der zweiten Auflage des Werkes im 4. Bde. S. 411 ff.).

[12]) Bachofen hat Savigny gleichzeitig mit den autobiographischen Aufzeichnungen, die hier veröffentlicht sind, denjenigen Teil seiner im Britischen Museum gemachten Auszüge geschickt, der sich auf die Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter bezog. Savigny dankt für beides in einem Brief vom 19. Januar 1855: „. . . . Ich komme nun auf das Heft über die Juristen des Mittelalters. Auch dafür danke ich Ihnen sehr herzlich, ich habe mir schon Vieles daraus excerpiert. Am meisten haben mich angezogen

die Abschnitte über Vacarius und über Bagarottus, dessen Spanisches Vaterland daraus als ganz neue Entdeckung hervorgeht."

[13]) Vergleiche hiezu „Beiträge zur Schweizergeschichte aus englischen Manuskripten. Mitgeteilt von J. J. Bachofen, J. U. D. und Karl Stehlin, J. U. D." im Archiv für Schweiz. Geschichte, Bd. 12, 1858. Hier sind die Auszüge aus den Handschriften-Sammlungen des Brit. Museums, die Bachofen im Jahre 1840 gemacht hat, mit denjenigen von Dr. Karl Stehlin aus dem Jahre 1854 veröffentlicht.

[14]) Der waadtländische Historiker Louis Vulliemin hat in der von ihm mit Monnard zusammen ins Französische übersetzten und fortgesetzten Ausgabe der Schweizergeschichte von Joh. v. Müller die Geschichte des 16., 17. und des Anfangs des 18. Jahrhunderts behandelt.

[15]) Die Urteile, auf die Bachofen anspielt, finden sich in dem auch heute noch nicht vergessenen Buche „England im Jahre 1835" von Friedr. von Raumer (Leipzig 1836), speziell im 57. und 64. Brief (Bd. II S. 273 ff. und vor allem S. 455 ff.).

[16]) Sir William Hamilton, offenbar der bekannte schottische Philosoph, 1788—1856, der seit 1821 an der Universität Edinburgh lehrte.

[17]) *Μακάρων ἐν νάσοις:* auf den Inseln der Seligen.

[18]) *Σπάρτην ἔλαχες* ist die vordere Hälfte eines sprichwörtlichen Satzes: *Σπάρτην ἔλαχες, κείνην κόσμει.* „Sparta ist dir (als Heimat) zugefallen: das sollst du schmücken." Bezeugt zuerst Euripides, Fragment 722 (Nauck), aus dem „Telephos", dann Cicero ad. tranquillitate Att. 4, 6, 2 (vergl. 1, 20, 3), dann Plutarch de animi 13, p. 472 E und derselbe de exilio 8, p. 602 B. Besonders bezeichnend ist die zweite Plutarch-Stelle (de exilio): „Man soll seiner eignen *πόλις* treu bleiben, auch wenn sie noch so vom Unglück heimgesucht ist: *Σπάρτην* 2c." (Gütige Mitteilung des Herrn Dr. Felix Stähelin.)

[19]) Die Lex Voconia und die mit ihr zusammenhängenden Rechtsinstitute. Eine rechtshistorische Abhandlung von Professor Dr. J. J. Bachofen. Basel. Verlag der Schweighauser'schen Buchhandlung. 1843. 122 S.

[20]) Das Nexum, die Nexi und die Lex Petillia. Eine rechtshistorische Abhandlung von Dr. J. J. Bachofen, Professor. Basel, Verlag von J. G. Neukirch. 1843. 160 S.

[21]) Das Naturrecht und das geschichtliche Recht in ihren Gegensätzen. Antrittsrede von J. J. Bachofen. (Als Manuskript für einige Freunde gedruckt.) Basel, Buchdruckerei von J. G. Neukirch. 1841. 28 S.

[22]) In altisono caeli clupeo, „am hochtönenden Rund des Himmels", stammt aus Ennius Tragödie „Iphigenia", Fragment 1, Vers 177 f. der Ausgabe von Ribbeck, Scaenicae Roma-

norum poesis fragmenta, vol I (zweite Auflage, Leipzig 1871), Seite 38. (Mitteilung von Herrn Dr. Fel. Stähelin.)

[23]) August Kestner, „der römische Kestner", der vortreffliche Kunstkenner und Archäologe, 1777—1853, der durch seine Schwester Charlotte in engeren Beziehungen mit Basel stand. Vergl. darüber den schönen „Briefwechsel zwischen August Kestner und seiner Schwester Charlotte. Herausgegeben von Hermann Kestner-Köchlin". (Straßburg 1904.)

[24]) Senator Sclopis: der bekannte italienische Historiker, Jurist und Staatsmann Federigo Graf Sclopis di Salerano.

[25]) Mancini: der später als Politiker und Staatsmann berühmt gewordene Pasquale Stanislao Mancini war damals als Professor der Rechtswissenschaft in Neapel tätig.

[26]) Der Heidelberger Kriminalist Mittermaier (1787—1867) unterhielt lebhafte persönliche Beziehungen mit einer großen Zahl von italienischen Gelehrten und war ein genauer Kenner Italiens. Seine 1844 erschienenen „Italienischen Zustände", die Hehn „ein Buch voll trefflicher Charakteristik" nennt, sind auch heute noch lesenswert.

[27]) Des deutschen Juristen Friedr. Bluhme «Iter Italicum», in 4 Bänden von 1824—1836 erschienen, enthält die Ergebnisse einer von 1821—1823 nach Italien unternommenen Reise, die dem Studium der Geschichte und des Bestandes der italienischen Bibliotheken gegolten hatte. Bachofens Reisezweck war neben dem Studium der alten Kunst die wissenschaftliche Arbeit in den Bibliotheken Italiens.

[28]) Id quod decet in omni arte: Das, was in jeder Art von Kunst sich schickt (wohl ansteht).

[29]) *Μετριότης*: die Mäßigung, Mäßigkeit.

[30]) Bachofens Urteil bezieht sich offenbar auf Otfried Müllers 1830 erschienenes „Handbuch der Archäologie der Kunst".

[31]) Der Herzog Honoré Albert de Luynes (1802—1867) unterstützte nicht nur mit seinen reichen Mitteln die archäologischen Arbeiten anderer, sondern war auch selber mit Erfolg als Archäologe tätig, u. a. in Süditalien, in Aegypten, auf Cypern, in Petra, im Hauran u. s. w. Als einer der Gründer und Gönner des 1828 in Rom eröffneten archäologischen Instituts, dem auch Bachofen beitrat, dürfte er diesem besonders sympathisch geworden sein.

[32]) Dem antiken Gräberwesen und den damit verknüpften religiösen und sittlichen Vorstellungen gehört ein großer Teil von Bachofens Studien und Arbeiten während der letzten Jahrzehnte seines Lebens. Der Gegenstand, der ihm auf seiner ersten italienischen Reise zum ersten Male entgegengetreten war, ließ ihn nicht mehr los und begleitete ihn bis an sein Ende. Wenige Jahre nach der Niederschrift seiner autobiographischen Aufzeichnungen erschien sein „Versuch über die Gräbersymbolik der Alten", (Basel, Bahnmaiers Buchhandlung. 1859. 433 S.), und die letzte Arbeit des Greises, die

erst nach seinem Tode herausgegeben wurde, galt der Erklärung römischer Grablampen und anderer Grabdenkmäler. (Römische Grablampen u. s. w. von Dr. J. J. Bachofen. Herausgegeben von seiner Witwe und seinem Sohne. Mit einer Einleitung von A. Giraud-Teulon, Prof. hon. an der Universität Genf. Leipzig 1912, 123 S.)

[33]) «Tamen me lectulus meus oblectaret ea ipsa cogitantem», wie der von Bachofen offenbar aus dem Gedächtnis zitierte Satz lautet, steht bei Cicero, Cato maior de senectute 11, 38. Der Sinn ist: Noch bin ich vollkommen leistungsfähig an Körper und Geist, komme häufig in den Senat und bringe da Ideen vor, die ich lang und viel durchgedacht habe. Und wenn ich dazu nicht mehr die Kraft hätte, so würde mich doch immer noch mein Ruhebett (Lesesofa) erfreuen, indem ich eben die Dinge durchdächte, die ich nicht mehr redend vorbringen könnte. (Gütige Mitteilung des Herrn Dr. Felix Stähelin.)

[34]) Den Entschluß, eine Geschichte der Römer zu schreiben, hat Bachofen dann in Verbindung mit dem Basler Philologen Prof. Franz Dorotheus Gerlach auszuführen begonnen. Das Werk (Die Geschichte der Römer von Fr. Dor. Gerlach und J. J. Bachofen. Erster Band. Erste Abteilung: Aelteste Geschichte bis zur Gründung der Stadt. Zweite Abteilung: Die Zeiten der Könige. Basel. Bahnmaiers Buchhandlung, 1851. 297 und 372 S.) ist über die Zeit der Könige nicht hinausgediehen. Seine streng konservative Stellung zur römischen Ueberlieferung vermochte sich Mommsens Römischer Geschichte gegenüber, die wenige Jahre darauf erschien, nicht zu behaupten.

[35]) Gemeint ist das 20. Buch der Pandekten, das vom Pfandrecht handelt.

[36]) Der berühmte Züricher, später Berliner Romanist Ludwig Keller, dessen lateinisch geschriebene sechs Bücher Semestria (Semestrium ad C. Tullium Ciceronem libri sex, Zürich 1841—51) Bachofen besprochen hatte.

[37]) Ausgewählte Lehren des römischen Civilrechts. Von J. J. Bachofen, Mitglied des Appellationsgerichts der Stadt Basel. (Bonn bei Adolph Marcus. 1848. 420 S.)

[38]) Eine Abhandlung von Bachofen über „Die Grundlagen der Steuerverfassung des römischen Reiches" erschien im Jahre 1862 im Schweizerischen Museum.

[39]) Die Walliser Verfassungsangelegenheit. Gemeint sind die Kämpfe zwischen den radikalen Unter- und den klerikal-konservativen Oberwallisern im Jahre 1844, die mit dem Sieg der Letzteren und infolge davon im Jahre 1845 mit dem Anschluß der Walliser an den Sonderbund endigten.

[40]) *αὐτὸς ἔφα* „Er selbst hat es gesagt." Die Berufung auf ihren Meister, mit der die Anhänger des Pythagoras sich nach der Tradition zu rechtfertigen pflegten.

[41]) E vinculis judicare: unfrei (gebunden) urteilen.

[42]) Bachofen wurde während seines zweiten römischen Aufenthaltes Zeuge der revolutionären Ereignisse, die sich vom November 1848 bis zum Sommer 1849 abspielten.

[43]) Charles Lucien Prinz Bonaparte, Fürst von Canino (1803 bis 1857), ein Sohn von Lucien Bonaparte, spielte während der Revolution von 1848/49 in Rom als einer der Führer der republikanischen Partei eine leitende Rolle.

[44]) Der berühmte Breslauer Romanist Phil. Ed. Huschke (1801 bis 1886) war ein Anhänger der Philosophie Schellings. Nicht nur in seinen philosophischen, sondern auch in seinen juristischen Arbeiten finden sich nicht selten mystische und phantastische Elemente. Darauf spielt Bachofen offenbar an.

[45]) Bachofen und Gerlachs Geschichte der Römer schließt mit einer von Bachofen verfaßten Darstellung der Grundlagen des römischen Staatsrechtes. (Bd. I, 2. Abt., S. 211—372.)

[46]) Andreas Alciati, berühmter Humanist und Jurist, geb. 1492, † 1550.

[47]) Von Bachofens eindringender Beschäftigung mit den Lykiern legt u. a. Zeugnis ab seine im Jahre 1862 erschienene Schrift „Das Lykische Volk und seine Bedeutung für die Entwicklung des Altertums". (Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung. 87 S.)

[48]) Bachofens griechische Tagebücher sind noch erhalten; sie würden es wohl verdienen, mindestens auszugsweise veröffentlicht zu werden.

Das künstlerische Leben in Basel
vom 1. November 1915 bis zum 31. Oktober 1916.

Ein Rückblick
auf Theater, Musik und bildende Kunst.

Von Albert Geßler, E. Th. Markees und Robert Grüninger.

A. Theater.

Auch im zweiten Kriegswinter hat das Basler Theater erfreulicherweise durchgehalten werden können. Freilich konnten Opern nur mit Gästen zustande kommen. Es wurden im ganzen 213 Vorstellungen gegeben, worunter 9 französische und 5 Wohltätigkeitsdarbietungen. Opern und Operetten standen, unter den erwähnten schwierigen Verhältnissen, immerhin ihrer 19 auf dem Spielplan, sogar Erstaufführungen. An großen Opern wurden eine von Bizet, eine von Gounod, drei von Verdi, zwei von Wagner, eine von Lortzing, eine von d'Albert, eine von Leoncavallo, eine von Mascagni, zwei von Puccini gegeben.

Im Schau- und Lustspiel fanden nicht weniger als 11 Erstaufführungen statt. Wir erwähnen davon: Anzengruber „Das vierte Gebot", Ibsen „Baumeister Solneß" und „Wenn wir Toten erwachen"; außerdem wurden Stücke von Goethe, Schiller, Lessing, Grillparzer, Shakespeare und Tolstoi aufgeführt. Unsere Bühne verfügte über einen ausgezeichneten Charakter-Schauspieler, dank dessen die klassischen Dramen mit innerem und äußerem Erfolge konnten dargestellt werden. Von den französischen Vorstellungen verdient die Vorführung von Corneilles „Horace" durch Schauspieler der Comédie Française besondere Erwähnung. Ein Gastspiel von 5 Nummern brachte die Wiener Exl-Bühne vor uns.

Für das Jahr 1916/17 ist wieder ein Vollbetrieb in Oper und Schauspiel eingerichtet worden. Die Oper scheint vorzüglich zu sein; im Schauspiel haben wir als Hauptereignis ein Gastspiel von Alexander Moissi erleben dürfen, der gegenwärtig in der Schweiz interniert ist. Der berühmte Gast gab zweimal „Hamlet“, einmal den „Lebenden Leichnam“ von Tolstoi.

Im Theaterverein, der zu grünen beginnt, wurden sechs Vortragsabende abgehalten, zu denen sich die Herren Dr. O. Hinrichsen, Dr. E. Jenny, Dr. G. Steiner, Dr. H. Trog, Prof. Dr. F. Rintelen und Direktor L. Melitz in dankenswerter Weise haben bereit finden lassen.

B. Literarische Abende.

Das „Quodlibet“ hat, wie seit einigen Jahren, seine Mitglieder, sowie ein weiteres Publikum zu literarischen Abenden geladen, die immer recht gut besucht waren. Es traten mit Vorträgen eigener Werke bezw. mit Gesängen auf: Hanns In der Gand, Johannes Jegerlehner, Robert de Traz, Meinrad Lienert.

C. Konzerte.

Trotz der Kriegszeit war das Konzertleben ein sehr reges, und es waren namentlich die Solistenkonzerte, die eine Zunahme selbst gegenüber normalen Zeiten aufzuweisen hatten. Die letztere Tatsache ist nur schwer verständlich, da diese Konzerte meistens schlecht besucht sind und denen, die sie geben, zum mindesten keinen materiellen Gewinn eintragen.

Die Allgemeine Musikgesellschaft, die im vorhergegangenen Winter unter dem Druck der Verhältnisse nur sechs Symphoniekonzerte gegeben hatte, erhöhte deren Zahl auf acht. Sie hatte indessen immer noch mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen, da eine Anzahl der

ständigen Mitglieder des Orchesters fortwährend im Heeresdienst abwesend waren. Immerhin boten ihre Aufführungen unter Dr. Hermann Suters Leitung wieder viel Schönes und Interessantes, Altes und Neues in buntem Wechsel, wie es der Betrieb dieser Konzerte erfordert, wenn er jedem Geschmack Rechnung tragen und auf der Höhe der Zeit stehen will. Der Besuch der Symphonieabende darf als ein guter bezeichnet werden; das ist wohl auf den Umstand zurückzuführen, daß sie nunmehr, statt wie früher am Sonntag, am Samstag abgehalten werden, und zu einer Zeit, die es jedem ermöglicht, sie anzuhören. — Unter den Solisten verzeichnen wir Adolf Busch, Eugen d'Albert, Busoni, Vianna da Motta, Frau Durigo. — Kammermusikabende fanden ihrer sechs statt.

Der Gesangverein brachte am 5. Dezember zwei Berlioz'sche Werke heraus: l'enfance du Christ und das Te Deum; sodann am 27. Februar Haydns „Jahreszeiten". Ende Mai führte er in einem Künstlerkonzert die C-moll-Messe von Mozart auf und machte in einem darauffolgenden Solistenkonzert die hiesige Musikwelt mit einer ganzen Anzahl kleinerer, selten zu Gehör gebrachter Kompositionen des Meisters bekannt.

Der Bachchor sang am 20. Dezember die Cdur-Messe von Beethoven, sowie eine Kantate von Bach (Meine Seel erhebt den Herrn). Weitere Kantaten desselben Meisters gelangten am 6. Mai zur Wiedergabe („Herr, gehe nicht ins Gericht", „Mein Herze schwimmt im Blut", „Halt im Gedächtnis").

Der Volkschor trat am 3. Oktober mit einem Volksliederkonzert auf. Am 4. Juni ließ er sich mit Haydns „Schöpfung" hören.

Die Basler Liedertafel hatte für ihr erstes Konzert am 29. Januar Cherubinis „Requiem" auf das

Programm gesetzt. Am 14. und 15. Mai veranstaltete der Verein eine Aufführung, in der lauter Schubert'sche Kompositionen zum Vortrag gelangten.

Der Basler Männerchor hielt sein Orchesterkonzert am 28. November, sein Frühjahrs-Liederkonzert am 8. April ab.

Außer den genannten Konzerten fanden, wie oben angedeutet wurde, eine große Anzahl von Solistenabenden statt. Die hervorragenden Erscheinungen unter diesen waren eine Serie von vier Brahms-Abenden, an denen Frau Elly Ney mit den Herren von Hoogstraten und Reitz Kammermusikwerke des Meisters spielten, und vier Klavierabende, an denen Herr Busoni klassische und moderne Kompositionen vortrug.

Ebenso sind zu erwähnen die regelmäßigen Orgelkonzerte von Adolf Hamm (im Münster).

D. Malerei und Plastik.

In der Kunsthalle haben diesmal elf Ausstellungen stattgefunden.

Im November waren auf Einladung des Kunstvereins Werke jüngerer welschschweizerischer Maler zu sehen. Die Richtung dieser Künstler ist modern, so daß sich viele Besucher nicht mit den Werken befreunden konnten. Nachdem aber der Konservator zwei belehrende Vorträge über die Kunst der P. Th. Robert, E. Breßler, W. Müller, G. de Traz, L. Moilliet, M. Barraud u. s. w. gehalten hatte, begann die Ausstellung dem Verständnis der Kunstfreunde klarer zu werden, und sie wurde viel besucht. Immerhin standen ihr eine Anzahl Mitglieder des Kunstvereins so feindlich gegenüber, daß sie eine Austrittsbewegung einleiteten; richtig sind ihr auch einige Personen gefolgt. Ein Gegenzirkular der Ausstellungsleitung brachte dann die betreffende Motion zum Stehen. Ein größtes Werk der Ausstellung, ein meistum-

strittenes, „Im Zirkus“ von Louis R. Moilliet, ist von der öffentlichen Kunstsammlung erworben worden.

Darauf folgte die traditionelle Weihnachtsausstellung. Es hatten darin 98 Basler Künstler und Künstlerinnen 442 Werke ausgestellt: 409 Bilder, 30 plastische Sachen und 3 kunstgewerbliche Nummern.

Die Januar-Ausstellung brachte erstens 112 Bilder und Skizzen, namentlich Landschaften von dem plötzlich verstorbenen Basellandschäftler Jakob Wagner. Ein gutes Porträt des Künstlers von der Hand seiner Gattin, der Bildnismalerin Clara Wagner-Grosch, war der Ausstellung beigegeben. — Die übrigen Räume und Wände waren angefüllt mit Bildern und Holzschnitten von Elisabeth Altenburger (Romanshorn), tüchtigen Porträts und fein aufgefaßten provençalischen Landschaften von Walther Bär in Basel, durch frische Naturstudien aus England, Basel und der übrigen Schweiz, auch durch plastische Aktzeichnungen von Frank S. C. Budgen, durch Aquarelle in ungebrochenen Farben von Augusto Giacometti (Stampa), durch gute Kinderporträts von Erika von Kager (Chur) und Martha Wittwer-Gelpke in Basel, durch Aquarelle von E. Heman (Basel), durch Landschaften und Genrebilder von Fr. Gilsi (St. Gallen). Im untern Saale waren 25 Bilder und Zeichnungen, meist in Farbe und Form originelle Werke, von dem Pariser Georges d’Espagnat zu sehen: Bilder von feinster Reizsamkeit, die aber kaum von denjenigen verstanden worden sind, welche die Novemberausstellung der Unsittlichkeit und die welschen Maler der Unfähigkeit bezichtigt hatten. — Hugo Siegwart, ein Luzerner Bildhauer von Ruf und gediegenem Können, hatte 16 Werke ausgestellt, meistens Bronzen: Menschen und Tiere.

Der Februar brachte uns Künstler von der „Neuen Münchner Sezession“. Ihr Haupt war der im Kriege gefallene Albert Weißgerber. Er hat eine neue Farbigkeit und in dieser eine hohe, rein malerische Plastik gesucht. Seine

Bilder: ein liegender Frauenakt, ein machtvoller „David", eine „Ruhende in der Sonne", ein „Sebastian in Blau" konnten nur zum Teil als gelungen betrachtet werden; aber sie offenbarten ein mächtiges Wollen. — Karl Caspar und Robert Genin kannte man von früher her. Sie haben sich nicht wesentlich entwickelt. Von jenem sind uns eine „Judith", von diesem ein „Prediger" und eine „Komposition mit Pferd" eindrücklich geblieben, von Gustav Jagerspacher ein „Ruhendes Mädchen", von Franz Nölken ein Bildnis Max Regers, von Edwin Scharff ein „Abend", von Rudolf Sieck eine Landschaft „Mairegen", von Max Unold eine „Dame in Blau", von Walther Teutsch eine „Schäferszene", von dem Basler A. H. Pellegrini ein „Morgen" und zwei Bildnisse, von Oscar Moll ein feintoniges Stilleben. Federzeichnungen von dem berühmten Alfred Kubin haben uns den Eindruck gemacht, als ob der Illustrator des Unheimlichen und Unterbewußten an einer gewissen Grenze seines Könnens angelangt sei.

Die März-Ausstellung brachte lediglich Schweizer Kunst. Rudolf Dürrwang (Basel) hatte ideenreiche, gut gezeichnete Radierungen zu zeigen, Esther Socin (Basel) exquisite malerische Stilleben, Paul Bodmer dekorative Entwürfe für die Zürcher Universität. Von Otto Meister (Zürich) ragten Stilleben und Landschaften hervor. Von Leo Steck (Bern) ist uns eine Gruppe „Adam und Eva" weniger durch ihre Farbigkeit als durch den strengen Ausdruck in Erinnerung geblieben, Paul Zehnder (Bern) durch einen Akt und interessante Zeichnungen, Viktor Surbeck (Bern) durch eine „Schlafende" und durch Zeichnungen landschaftlichen Charakters. — Im ersten Stock war eine Sammlung von Werken des Segantini nachstrebenden Tessiners Edoardo Berta zu sehen, meistens Landschaften, aber auch Porträts und Genrebilder von zarter Stimmung.

Die Hauptausstellung des Jahres war diejenige des April. Da hatte der Kunstverein, bezw. dessen rühriger, in

früherer Zeit selbst künstlerisch tätig gewesener Konservator, eine bedeutende Zahl neuerer Kunstwerke aus Basler Privatsammlungen zusammengebracht. Es war eine reine Freude, die Kunsthalle zu betreten, und das Wort wurde laut, diese Galerie könnte man geradezu ins neue Museum hinübernehmen; die schweizerische Kunst vom Ende des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts wäre darin mit Ehren vertreten. Hodler waren nicht weniger als 26 vereinigt, und zwar konnte man geradezu die Entwicklung des Meisters studieren. Cuno Amiet, Giovanni Giacometti, Max Buri, Alexander Blanchet, Hermann Huber und Albert Trachsel waren jeder mit mehreren Bildern vertreten. Der Hauptteil der Ausstellung war „Basler Schule": P. B. Barth, Numa Donzé, Karl Dick, J. J. Lüscher, Hermann Meyer, Esther Mengold, Carl Burckhardt, Frau Sophie Burckhardt, Paul Burckhardt, Heinrich Müller, Eduard Niethammer u. a. waren mit ihren besten Werken zugegen: ein erfreuliches Zeichen, daß eine jüngere Generation von Kunstliebhabern da ist, welche, unbekümmert um die Proteste älterer Leute, für gediegene moderne Bestrebungen ein offenes Auge und — offene Hand hat. Von andern Baslern waren Wilhelm Balmer, Walther Bär, Theodor Barth, Emil Beurmann, Louis Dischler, Arnold Fiechter, Rudolf Löw, Albrecht Mayer, C. Th. Meyer, Paul Altherr, A. H. Pellegrini, Karl Pflüger, Otto Roos, Ernst Schieß, Emil Schill, Paul Schweizer, August Suter, Fritz Völlmy, Ernst Volens mit charakteristischen Werken da. Hiezu kamen aus der übrigen Schweiz Hans Berger (Genf), Ernest Biéler (Savièze), Ed. Boß (Bern), W. Gimmi (Zürich), Louis R. Moilliet (Gunten), Heinrich Orelli (Zürich), H. Sturzenegger (Schaffhausen), Georges de Traz (Genf), Ed. Vallet (Genf), Otto Vautier (Genf), Albert Welti (†), Ernst Würtenberger (Zürich), Otto Wyler (Aarau): auch von diesen lauter bemerkenswerte Bilder. Von Ausländern waren ebenfalls gute Sachen zu sehen: von Karl Caspar, Paul Gauguin,

Henri Matisse, Pablo Picasso. Kleinplastiken von Dalou Frémiet, Rodin und Hildebrand. Von Carl Burckhardt konnte man eines seiner besten Skulpturwerke, einen frühen „Knabenkopf", wiederum bewundern.

Im Mai fand eine Ausstellung französischer Maler und Zeichner statt. Unter ihnen ragten drei Oelbilder, zwei Aquarelle und vier Zeichnungen von P. Gauguin, vier Oelbilder von V. van Gogh, Landschaften von Lucien Mainssieux, Akt- und Blumenstücke von Felix Vallotton hervor. Im ersten Stock waren reizvolle Landschaften von dem malerisch unendlich feinnervigen Heinrich Orelli ausgestellt. Dazu gesellte sich der Basler August Wanner mit gemalten und gezeichneten Akt- und Porträtstudien, sowie mit Landschaften.

Die Juni-Ausstellung brachte von dem sehr selbständigen Wilhelm Gimmi (Zürich) farbig und linear bedeutende Stilleben, Landschaften, Akte. Andere Zürcher, Willy Fries und Adolf Holzmann, hatten ebenfalls gute Bilder zu zeigen. Von Baslern gab Theodor Barth im Porträt eines alten Herrn eine Meisterleistung, Marie Lotz ein tüchtiges Doppelporträt, Paul Burckhardt sonnige Bilder aus dem Tessin, Ernst Buchner gute Stilleben, Joseph Schönenberger eindrucksvolle Aquarelle, Maria Schultheß feine Radierungen, Bertha Züricher (Bern) interessante Blumen-Holzschnitte. Hans Jörin (Basel) hatte vier plastische Arbeiten ausgestellt. Daneben waren farbige Blätter aus dem Max Klinger-Studienwerk, sowie Klingers großartige Radierung „Meereszug" ausgestellt. —

Sogar eine Juli-Ausstellung gab's diesmal. Aus der Bibliothek des Kunstvereins waren Reproduktionen alter und neuer Kunstwerke in verschiedenen Folgen von Blättern vereinigt. Die Sammlung fand nicht den Zuspruch, den sie verdient hätte.

Im September rückte der „Turnus" des schweizerischen Kunstvereins ein. Er war sehr gut beschickt; nur waren die Hauptbilder schon einmal in Basel ausgestellt ge-

wesen. Von den ganz berühmten Schweizern ragten Hodler durch ein Selbstbildnis, Amiet durch ein kniendes Mädchen hervor. Die Welschen zeigten ihr feines Farbenempfinden in Bildern von René Francillon, Alexandre Mairet, Abraham Hermanjat, Emile Breßler, P. Th. Robert, Alfred Blailé. Aloys Hugonnet, Fernand Blondin, C. E. Clément, Maurice Barraud, Albert Sauter. — Auf Licht und Farbe gehen die Berner aus: Ernst Geiger, Viktor Surbeck, Arnold Brügger, Emil Cardinaux, Plinio Colombi, Werner Engel, Karl Hänni. Zu ihnen gehören künstlerisch die Aarauer Otto Wyler und Max Burgmeier. Von denen allen unterscheiden sich durchaus die Basler; sie ziehen eine tonigere, farbig leidenschaftlichere Malerei vor, allen voran Paul B. Barth („Liegendes Mädchen"), dann Paul Burckhardt („Indische Flußlandschaft"), J. J. Lüscher („Kind mit Puppe"), Ernst Bolens („Landschaft"), Hermann Meyer („Kreuzigung"), Eugen Ammann („Abend"), August Wanner („Adam und Eva"), Paul Altherr („Vor dem Stall"), Albrecht Mayer („Steinwerfer"). Selma Siebenmann, Charlotte Weiß, Maria Stückelberg, Walther Bär, Charles Bernoulli, Wilh. Bronner, Ernst Buchner, Rudolf Dürrwang, Rudolf Löw, Fritz Mock, A. H. Pellegrini, Karl Reber, Maria Schultheß, Ida Schulz, Gertrud Schwabe, Hans Schwabe, Arthur Riedel hatten ebenfalls Treffliches geliefert. Von älteren Baslern waren C. Th. Meyer („Im Vorland"), Wilhelm Balmer („Herrenbildnis") und Emil Beurmann („Cherubin") gut vertreten. — Die Zürcher arbeiten weniger einheitlich; es ragten da hervor Alfred Marxer durch seinen „Heimatsucher", Johannes Weber, Marie Stiefel, Adolf Thomann, Ernst Würtenberger, Karl Itschner, Wilh. Hartung, Willy Fries, Christian Conradin, Albert Welti jun., Georg Rüegg, Adolf Holzmann, Otto Meister, Albert Kohler, Paul Bodmer, Werner Weber, Carl Montag, Jean Affeltranger. — Luzern hat seinen Tiermaler Franz Elmiger; ihm strebt Georges

Troxler nach; auch Ernst Hodel, K. F. Schobinger und Marianne Damon sind bemerkenswerte Künstler. — Tessin war durch Edoardo Berta und Augusto Sartori vertreten. Ein Appenzeller ist Paul Tanner („Meine Schwester"), ein St. Galler Theo Glinz; Hanny Bay malt in Chur („Mädchenbildnis"). W. L. Lehmann hatte aus München eine stimmungsvolle Flußlandschaft zum Turnus gegeben.

Die Hauptleistung in der Skulptur hatte August Heer (Basel) aufzuweisen (Bronzebüste des Generals Wille), auch Arnold Hünerwadels „Sitzende" war ein gutes Bildhauerwerk, ebenso Rud. Wenings „Chüngelibueb", Eduard Zimmermanns „Bacchantenzug", Hugo Sigwarts „Mädchen mit Ball", Ida Schärs „Bildnisbüste", Jakob Probsts „Sänger", Walther Mettlers „Kindertanz", Hermann Hubachers „Italienerin", Georges Auberts „Gipsstudie", Leo Bergers „Oberst de Loys". Ernst Kißlings „Kopfstudie". Hans Frei hatte vier famose Plaketten zu zeigen, Arnold Stockmann vier in Eisen getriebene Medaillen, Karl Hänny einen Rahmen mit Plaketten.

Im Oktober stellte übungsgemäß die Basler Künstlergesellschaft aus: Es waren 222 Werke zu sehen, darunter 57 von Theophil Preiswerk, zu dessen 70. Geburtstage 30 Oelbilder und 27 Aquarelle aus den verschiedensten Zeiten seines Schaffens zusammengebracht worden waren. Der von vielen nahezu vergessene Künstler ist durch diese Veranstaltung wieder manchem sympathisch näher geführt worden. Die übrigen Maler, die in dieser Ausstellung auftreten: W. Balmer, Charles Bernoulli, E. Beurmann, L. Dischler, R. Dürrwang, Arnold Fiechter, P. Kammüller, W. de Goumois, Paula Häberlin, G. Herzig, Fr. Krauß, R. Löw, Otto Mähly, Burkhard Mangold, Albr. Mayer, F. Mock, Chr. Oehler, K. Pflüger, Otto Plattner, E. Schill, Hans Süffert, Fritz Völlmy, Alb. Wagen, Aug. Wanner (aus St. Gallen) sind nebst den Plastikern Hans Frei und August Heer im Vorhergehenden meist schon genannt worden.

Im Kunstsalon bei Wepf, Schwabe & Co. haben auch wieder elf Ausstellungen stattgefunden, zum Teil sehr interessante. Es waren da Kollektionen von Eduard Boß aus Bern, von dem Bildhauer Otto Roos aus Basel, von Ernst Schieß aus Paris, von dem Graphiker Edouard Vallet aus Savièze, von dem tüchtigen Illustrator Walo v. May, Gemälde von dem Genfer Figurenmaler Alexandre Blanchet, Aquarelle von E. Geiger (Twann), Radierungen von Alb. Welti, Gemälde und Handzeichnungen von Cuno Amiet, Photographien nach Cézanne, Gauguin, van Gogh, Renoir u. A., Zeichnungen, Radierungen, Holzschnitte von Fritz Baumann (Basel), Zeichnungen und Lithographien von Rud. Urech (Basel) zu sehen.

Eine Veranstaltung eigener Art waren die zum Teil prächtigen Leistungen, welche im Oktober das österreichische k. k. Kriegs-Presse-Quartier im Kasino zu zeigen hatte.

E. Architektur.

Die schon im letztjährigen Bericht an dieser Stelle gemachte Bemerkung über die Lahmlegung der Bautätigkeit durch den Krieg gilt auch heute noch und teilweise in erhöhtem Maße. Immerhin sind einige wenige Industrien in der glücklichen Lage, größere Bauaufträge erteilen zu können zur Schaffung von geeigneten Räumen für ihre zum Teil ganz bedeutend gesteigerte Fabrikation; doch handelt es sich hiebei meist nur um industrielle Anlagen, die für uns nicht in Betracht fallen.

In dem für die hiesige Bäckereifirma Singer errichteten Geschäftshaus am Marktplatz ist der Betrieb in den Verkaufsräumen mit Beginn der diesjährigen Messe eröffnet worden. Bei diesem Anlaß sind in einem großen Erdgeschoßraum, der vorläufig für den Geschäftsbetrieb noch nicht eingerichtet ist, Verkaufsstände für Lebkuchen, sowie Waffeln- und Rosenküchlibäckereien u. dergl. während der Messe-

zeit in originellster Weise eingebaut worden, und an der Kuppeldecke hat Paul Hosch das ganze Leben und Treiben auf einer Basler Messe in seiner bekannten humorvollen Art zur Darstellung gebracht. Ueber die äußere Architektur des Baues finden wir im letztjährigen Jahrbuch schon einiges notiert. Besonders markant wirkt am Aeußern der um das ganze Gebäude im ersten Stock herumgeführte, auf kräftigen Steinkonsolen weit auskragende Balkon mit seinem schmiedeisernen Geländer. Die von den Architekten Eckenstein und Bercher angewandten, an klassizistische Vorbilder des letzten Jahrhunderts anklingenden Architekturformen und die schmückenden Skulpturen verleihen dem Bau ein ausgesprochen neuzeitliches Gepräge, wodurch dieser in starken Kontrast zu der feingliedrigen Architektur des Stadthauses tritt. Ueber die innere Gestaltung des Baues gibt uns die in Form und Farbe gut wirkende Ausstattung des Bäckereiladens ein reizvolles Beispiel. Der große Tee- und Erfrischungsraum im ersten Stock ist zurzeit noch nicht fertig ausgebaut, doch darf man, soviel sich bis jetzt erkennen läßt, auf eine ansprechende und phantasievolle Ausbildung dieses Innenraumes gespannt sein. Die dekorative Bemalung im Teeraum ist von Maler Georges Kaufmann ausgeführt.

Schon letztes Jahr konnte an dieser Stelle auf einige wohlgelungene Renovationen und Umbauten hingewiesen werden. Wir wollen auch heute nicht unterlassen, auf die Neugestaltung der Fassade des Hauses Marktplatz Nr. 29 „zum Baselstab“ durch Architekt Sandreuter aufmerksam zu machen, und es wäre erfreulich, wenn auch die Besitzer der anstoßenden Gebäulichkeiten sich zu einer Umgestaltung der Fassaden entschließen könnten, damit die unangenehm hervortretende Backsteinarchitektur aus dem Straßenbild verschwinden würde.

Einen eingreifenden Umbau hat der „Eptingerhof“, Ecke Rittergasse und Bäumleingasse durch die Architekten Suter

und Burckhardt erfahren, indem dort für ein Seidenbandgeschäft neue schöne Bureauräume mit feiner künstlerischer Ausstattung geschaffen worden sind. Bei diesem Umbau ist eine in Stein gehauene, reich profilierte, spätgotische Türumrahmung im alten Mauerwerk freigelegt worden, die nunmehr nach Versetzung an andere Stelle wieder in bester Weise zur Geltung kommt.

Durch die vorerwähnten Architekten hat auch das Haus „zum Luft" an der Bäumleingasse eine Renovation erfahren und zur Erweiterung der Arbeitsräume des auch in diesem Hause eingerichteten Seidenbandgeschäftes wurde am Luftgäßli an Stelle alter niedergelegter Gebäulichkeiten ein Anbau errichtet. Auch bei diesem Umbau sind die Hausteineinfassungen von zwei gotischen Spitzbogenöffnungen an der Fassade gegen das Luftgäßli zutage getreten; über der größeren Oeffnung, dem ehemaligen Einfahrtstor zum Hof, findet sich die ganz besonders schöne und scharf gehauene Jahreszahl MCCCCLXXXVIII.

Im äußeren St. Albanquartier ist durch die Basler Baugesellschaft das herrschaftliche Wohnhaus am Lindenweg Nr. 11 erbaut worden. Inmitten ausgedehnter Gärten mit hochstämmigen Bäumen, wo im Herbst die silbergrauen Birkenstämme zierlich durchs goldiggelbe Laub schimmern, abseits von Stadtlärm und Verkehr, macht das große Haus mit dem hohen Ziegeldach über der ruhigen Architektur, die uns ebenso wie die satte graublaue Bemalung der Fassaden an typische Basler Bauten aus der späten Barockzeit erinnert, einen vornehmen und doch wohnlichen Eindruck.

Ecke Hardstraße-Hirzbodenweg hat Architekt Pfrunder ein mehrstöckiges Miethaus mit Verkaufsräumen im Erdgeschoß errichtet; die Gliederung der Fassaden mit den grau verputzten Mauerflächen ist einfach, ohne besonderen architektonischen Anspruch.

An der St. Jakobskirche sind die durch die Vereinigung für Heimatschutz in Vorschlag gebrachten Fassadenmalereien

immer noch nicht zur Ausführung gekommen; vorerst ist nun eine Verbesserung der architektonischen Gestaltung der ganzen Vorderfront und des Dachreiters geplant, wodurch der Gesamtaspekt des kleinen Gotteshauses wesentlich gewinnen dürfte.

Der größte Neubau, der in der diesjährigen Chronik erwähnt werden muß, ist die für die Basler Straßenbahnen errichtete, ausgedehnte Wagenhalle samt Wohngebäude für Beamte auf dem Dreispitz, nach Plänen der Basler Baugesellschaft und des städtischen Hochbaubureaus. Längs der Münchensteinerstraße erstreckt sich der große Hallenbau mit den breiten mächtigen Giebeln an den langen Seitenfronten, während das zweigeschossige Wohnhaus mit dem kräftig ausgebildeten Walmdach westlich der Wagenhalle als selbständiger Bau von der Straße weit zurückgeschoben liegt, um die Einfahrt den Tramwagen freizulassen, womit eine wirkungsvolle und zweckentsprechende Gruppierung der verschiedenartigen Gebäulichkeiten erreicht wurde. Bemerkenswert ist die weitgespannte hölzerne Dachkonstruktion und die gewölbte Holzdecke über der Wagenhalle, deren Dach mit rostbraun gefärbtem Eternit gedeckt ist.

Werfen wir noch einen Blick auf die vier neuen zusammengebauten Einfamilienhäuser Nr. 18, 20, 22 und 24 an der Lindenhofstraße und wenden uns dann nach dem Westplateau der Stadt, wo ebenfalls nur einige wenige Neubauten entstanden sind.

Eine große Miethausgruppe am Bundesplatz, zwischen Birsig- und Rütimeyerstraße ist hier zu erwähnen. Dieser Bau zeigt im Ganzen eine günstige einheitliche Gestaltung in streng symetrischer Anordnung und die einfache Silhouette des behäbigen Mansarddaches und die wenigen großen Formen entsprechen der Lage des Gebäudes an dem offenen Platz in bester Weise.

Außerdem sind im Bachlettenquartier an der Rütimeyerstraße zwei größere Einfamilienhäuser im Rohbau fertig er-

stellt; das eine Nr. 18 nach Plänen von Architekt H. Flügel, das andere Nr. 49 durch das Baugeschäft Gebr. Stamm; ferner erwähnen wir noch die von dieser letzteren Firma gebauten Reihenhäuser Rütimeyerstraße Nr. 68, 70 und 72.

Der Umbau des Schützenhauses durch die Architekten Widmer Erlacher und Calini ist nunmehr vollendet und es haben damit die Feuerschützen ein überaus reizvolles und gemütliches neues Gesellschaftshaus erhalten. In geschickter Weise sind neue Teile dem alten Gebäude angefügt und dieses selbst den weitgehenden Bedürfnissen des Wirtschaftsbetriebes entsprechend umgestaltet worden. Eine neue Sandsteintreppe führt vom stadtwärts gelegenen Haupteingang nach den Gesellschaftsräumen im ersten Stock, wo der alte große Saal eine frische, gelungene Bemalung im Charakter seiner Zeit erhalten hat. Sehr lebhaft in der Farbe und fast üppig in der formalen Durchbildung ist der neue Gartensaal im Anbau gehalten. Eine bunt bemalte, gewölbte Holzdecke überspannt den Raum, dessen ganze Langwand gegen den nur um wenige Stufen tiefer liegenden Garten in einzelne Pfeiler und weite Oeffnungen aufgelöst ist, um einen umgehemmten Blick ins Freie zu gewinnen.

Im äußeren Spalen- und St. Johannquartier können nur eine Miethausgruppe an der Sängergasse, ferner an der Bündnerstraße die beiden Einfamilienhäuschen Nr. 36 und 38 in der Kolonie von Kleinwohnungen der Basler Baugesellschaft namhaft gemacht werden.

Auch im Kleinbasel finden sich außer einigen größeren industriellen Bauten nur wenige neue Wohnhäuser, von denen jedoch keine hier besonders hervorzuheben sind. Eine bedeutende Vergrößerung ihres Geschäftshauses an der Klybeckstraße hat die Gesellschaft für chemische Industrie nach Plänen von Architekt Fritz Stehlin vornehmen lassen; stadtseits des vor einigen Jahren erbauten Bureaugebäudes ist ein entsprechender neuer Trakt mit einem um Stockwerks-

höhe über die Seitenflügel emporgeführten Mittelbau angefügt worden.

Ueber zwei große Bauprojekte, deren Verwirklichung hoffentlich nicht allzulange auf sich warten läßt, wurden letztes Jahr öffentliche Wettbewerbe ausgeschrieben. Es handelte sich um Erlangung von Entwürfen für den Neubau eines Kollegiengebäudes der Universität an Stelle des alten Zeughauses am Petersplatz und für eine neue Filialkirche der Petersgemeinde an der Metzer- und Mülhauserstraße. Eine einläßliche Besprechung der eingelieferten Arbeiten hat seinerzeit in den Tagesblättern stattgefunden, währenddem sämtliche Pläne in den Turnhallen an der Rittergasse und im Isaak Iselin-Schulhaus in den Monaten März bezw. Januar öffentlich ausgestellt waren. Es soll darum nicht nochmals darauf zurückgekommen werden; doch seien zum Schluß die Architekten, deren Arbeiten prämiert wurden, hier genannt:

Von den Entwürfen für das Kollegiengebäude ist an erster Stelle die Arbeit der Architekten Widmer Erlacher und Calini in Basel ausgezeichnet worden; weitere Preise wurden zuerkannt den Architekten Bischoff und Weideli, Gebr. Pfister und Gebr. Bräm, alle in Zürich, ferner an Bracher Widmer und Daxelhofer in Bern.

Am Wettbewerbe für die Kirche in der Petersgemeinde konnten sich nur Basler Architekten beteiligen, von denen die Architekten Suter und Burckhardt einen im ersten Rang prämierten Entwurf einlieferten; es folgten mit weiteren durch Preise ausgezeichneten Projekten die Architekten Ludwig Senn, Albert Rieder und Albert Gyßler.

Unter den bei beiden Wettbewerben ausgestellten Arbeiten fanden sich künstlerisch sehr schöne Entwürfe.

Basler Chronik.

Vom 1. November 1915 bis 31. Oktober 1916.

Von Fritz Baur.

Der Bericht über Basel im zweiten Kriegsjahr wird bedeutend kürzer ausfallen als der in der letztjährigen Chronik. Zwar ging alles, was sich auf den Krieg bezieht, unverändert weiter wie 1914/15. Die schweizerischen Truppen, die den Grenzbewachungsdienst versahen, lösten einander ab; die Basler, sowohl Auszug als Landwehr, wurden aufgeboten und entlassen; jenseits der Grenze rollte der Kanonendonner und klang bis in unsre Stadt herein, zogen die Flieger ihre Kreise und warfen über unsre Nachbarstädte Bomben ab, spielten nachts die Scheinwerfer und krachten die Abwehrgeschütze; die Zahl der Deserteure sowie der von der Feldarbeit jenseits des Rheins entwichenen Kriegsgefangenen mehrte sich. Aber die Bevölkerung Basels gewöhnte sich an das Treiben. Man ist erstaunlich, fast beschämend kaltblütig geworden gegen das Leiden des Nächsten. Mit einem fatalistischen Gleichmut vernimmt die Menge selbst das Trommelfeuer und liest in der Zeitung, daß ein Bombenwurf in Lörrach oder in Kandern so und so viele Menschenleben gefordert hat.

Dagegen geben die *wirtschaftlichen und politischen Folgen*, die der Krieg auch für unsere Stadt wie für das gesamte Vaterland nach sich zieht, viel zu reden und zu denken. Seitdem durch den Eintritt Italiens in den Krieg im Frühjahr 1915 die Schweiz vollständig von kriegführenden Staaten eingeschlossen ist, wurde die Zufuhr der notwendigen Lebensmittel stark erschwert. Nicht nur be-

anspruchen die umgebenden Staaten ihre Eisenbahnlinien und ihr Rollmaterial in erster Linie für ihre eigenen Truppentransporte und für die Beförderung ihres Kriegsbedarfs und beeinträchtigen dadurch unsere Zufuhr. Zur Zurückhaltung in der Versorgung der Schweiz mit Lebensmitteln veranlaßt sie alle ebenso sehr die Befürchtung, auf dem Umweg über neutralen Boden dem Kriegsgegner Proviant zuzuführen und ihm die Existenz zu erleichtern. Die Bemühungen, dies zu verhindern, führten zu den mannigfaltigsten Einschränkungen im regelmäßigen Verkehr, diese wiederum zu einer Verteuerung der gangbarsten Lebensmittel, die in einer Stadt, wo jedes Pfund Mehl, jede Kartoffel bezahlt und meist bar bezahlt werden muß, bedeutend härter empfunden wird als auf dem Lande, das viele Lebensbedürfnisse selbst hervorbringt.

Unsere Behörden, der Bundesrat an der Spitze, suchten mit redlichem Bemühen diesen Schwierigkeiten abzuhelfen. Es wurde mit Kontingentierung der im Lande liegenden Vorräte und mit Festsetzung von Höchstpreisen u. dgl. der unnötigen Verschwendung, wie auch dem unsinnigen Aufhäufen von Lebensbedürfnissen und dem Wucher nach Möglichkeit vorgebeugt. Mit wechselndem Erfolg wurde durch Unterhandlungen mit den Regierungen unserer Nachbarstaaten eine regelmäßige Versorgung des Landes mit dem Nötigsten angestrebt. Ein sehr mittelmäßiger Ertrag der Landwirtschaft trug weiter zu einer Verschärfung der Lage bei, und man kann wirklich mit einem gewissen Recht von einer Teuerung reden. Die Führer der Sozialdemokratie ließen sich auch die aus all diesen Verhältnissen emporwachsende Mißstimmung nicht entgehen. Sie veranstalteten gelegentlich Volksversammlungen und Umzüge als Demonstration gegen die Teuerung. Inwieweit dazu ein Anlaß vorlag, kann hier nicht untersucht werden. Zweifellos lag der Hauptgrund zu den schlimmen Zeitläuften in Mißständen, die man von der Schweiz aus nicht zu heben vermag. Von diesem Standpunkt aus scheinen auch diese Demonstrationen durchaus müßig.

Jedenfalls tat die Regierung von Baselstadt was in ihrer Macht stand, um der Notlage der minderbemittelten Bevölkerungsschicht abzuhelfen, und sie verdient keinerlei Tadel. Die gleich bei Beginn des Kriegs niedergesetzte staatliche Hilfskommission führte an einheimischen Notleidenden und an Ausländern, die bei uns wohnen, unermüdlich ihr Liebeswerk fort. In den ersten 17 Monaten des Kriegs, August 1914 bis Ende Dezember 1915 gab sie 583,500 Fr. aus, von denen die weit größere Hälfte, 378,500 Franken, durch freiwillige Liebestätigkeit aufgebracht wurde. Die staatliche Lebensmittelfürsorge schaffte für die Bevölkerung Zucker, Reis, Kartoffeln, Rüben, Eier, Kochfett, Teigwaren, Mehl, Petrol und Obst herbei so viel ihr möglich war und zu erschwinglichen Preisen. Die Versorgung mit Milch, Butter und Käse ist durch eine Vereinbarung zwischen dem Schweiz. Volkswirtschaftsdepartement, den landwirtschaftlichen Organisationen und den Konsumverbänden für die ganze Schweiz geordnet und sichergestellt.

Was die wirtschaftliche Lage im allgemeinen betrifft, so liegt für die in Basel arbeitende Großindustrie kein Grund zur Klage vor. Viele Fabriken der verschiedensten Zweige sollen mit Aufträgen überhäuft sein und sehr gut verdienen. Da aber die fertige Ware aller Art zum größten Teil direkt ins Ausland geht, so hat bei dieser für die Großindustrie wie für den Arbeiterstand im eigentlichen Sinn erfreulichen Geschäftslage der Mittelstand des Handwerks und des Zwischenhandels das Nachsehen. Daraus ergibt sich eine gedrückte Stimmung in diesen Kreisen. Die Unternehmungslust schlummert. So stockt z. B. das Baugewerbe und alle mit ihm zusammenhängenden Handwerke. Der viele und lang andauernde, regelmäßigen Verdienst unterbrechende Militärdienst bei Meistern und Arbeitern trägt weiter dazu bei, die allgemeine Sorge zu verbreiten.

Zu all dieser materiellen Unbehaglichkeit fügen sich po-

litische Kümmernisse. Es wäre unangebracht, hier des weitern den Gegensatz zu erörtern, der bald nach Ausbruch des Kriegs aus der verschiedenen Auffassung der Neutralität in der deutschen und in der welschen Schweiz sich ergab. Es ist nicht die Aufgabe der Chronik, in diesem Streit Stellung zu nehmen oder zu untersuchen, wo das Recht und wo das Unrecht liegt. Sie hat lediglich zu verzeichnen, daß der Gegensatz in einzelnen „Affären", die noch in aller Erinnerung stehen, sich zu bedenklicher Schärfe zuspitzte und jeweilen in den Tagungen der Bundesversammlung nicht ohne Leidenschaft besprochen wurde. Wenn man auch in Basel im Allgemeinen diesen Fragen gegenüber einen kühlen Kopf behielt und überzeugt war, daß der Zwiespalt von verhältnismäßig wenigen Wortführern geschaffen und offen gehalten wird, und daß sich in der Stunde der Gefahr alle Schweizer zusammenfinden werden, so trugen doch diese Ereignisse im weitern Vaterland dazu bei, die sorgenvollen Gemüter weiter zu beschweren und eine getroste Stimmung nicht aufkommen zu lassen. Mit Befriedigung darf man indessen feststellen, daß gegen Ende des Berichtjahres hüben und drüben der redliche Wille zur Verständigung und zum Verständnis sich mehr und mehr ausbreitet und stärkt.

Man würde sich aber von dem Basel während des zweiten Kriegsjahres ein gänzlich falsches Bild machen mit der Vorstellung, daß die Stadt unter dem Druck der Nöte und Sorgen verschiedener Art sich tatenlosem Jammer hingebe. Sehen wir recht, so bewirkte die Bedrängnis im Gegenteil ein doppelt rühriges Leben. So ist es in Handel und Gewerbe. Auch im Kunstbetrieb bemerkt man nichts von Abflauen, wie aus den damit sich beschäftigenden Abschnitten des Jahrbuchs mag ersehen werden. An diesem Ort haben wir uns vor allem mit der Liebestätigkeit Basels zu befassen, und es kann uns mit Genugtuung erfüllen, daß diese sich den von Monat zu Monat gesteigerten Anforderungen gewachsen zeigt.

Die Vereinigung „Zwischen Licht“, die von Basel ausging, findet immer neue Mittel, den im Feld stehenden Schweizer Soldaten Freude zu machen. Neben den Obst- und Gemüsespenden und den Festgeschenken sowie der Fürsorge für solche, die der Familie entbehren, trachtet sie auch, persönliche Verbindungen zwischen Wehrmännern und der Schweizer Bürgerschaft anzubahnen. Das Weihnachtsfest begingen die damals in und um Basel stehenden Grenzwachttruppen, es waren Aargauer, gemeinsam mit ihren Offizieren in großen Lokalen der Stadt, und auch Basel stellte sich zu den Anlässen mit seinen Gaben ein. Unheimlich tönte mitten in die Festtage hinein der Schlachtenlärm vom Hartmannsweiler Kopf. Der Musiksaal, der eine dieser Weihnachtsfeiern gesehen hatte, öffnete sich am 29. Februar für die Genfer Soldaten, unsre damaligen Gäste, und der Gesangverein bot ihnen eine Aufführung von Haydn's Jahreszeiten.

Neben all dem gingen die Unternehmungen für die Kriegsgefangenen, für die Internierten u. dgl. her. Neu gesellten sich zu ihnen Gründungen nationaler Art, wie des Bundes für deutsche Kriegerfürsorge, und künstlerische Wohltätigkeitsveranstaltungen für die notleidenden Angehörigen der deutschen, der französischen, der italienischen, der österreichischen Kolonie unserer Stadt. Alle warfen schöne Beträge ab. Einen ganz besondern Erfolg erzielte die Aufführung der Studenten im Stadttheater zugunsten des Hilfswerkes für kriegsgefangene Studierende, die dreimal gegeben werden mußte.

Noch manches wäre in diesem Zusammenhange zu erwähnen: Wohlfahrtseinrichtungen, wie die Aufstellung einer Soldatenstube am Grenzübergang beim Otterbach; eine Puppenausstellung im Stadtkasino zum Besten notleidender schweizerischer Wehrmänner; eine Ausstellung von Arbeiten internierter Kriegsgefangener; eine solche österreichischer Kriegskunst; Sammlungen für die verfolgten Armenier, für

die notleidenden Serben ... niemand wendete sich umsonst an die Wohltätigkeit und die Freigebigkeit der Basler. Manches Werk mag in unserer Aufzählung übergangen sein, manches trat überhaupt nicht an die Oeffentlichkeit. Uns all dessen zu rühmen haben wir nicht Ursache. Es wurde hier nur erwähnt, weil es mit zum Bild Basels im Krieg gehört. Allgemein faßte man bei uns diese Betätigung als selbstverständliche Pflicht auf. Ihre Erfüllung gibt keinen Anspruch auf Lob. Ihre Unterlassung würde scharfen und berechtigten Tadel hervorrufen.

Es war vorhin die Rede davon, daß man die Wechselfälle des Krieges im allgemeinen anfing mit Gleichmut aufzunehmen. Dies hindert nicht, daß jedesmal, wenn von jenseits der Grenze das Kampfgetöse stärker herüberschallte, auch das Interesse der Oeffentlichkeit sich wieder aufmerksamer dem Kriegsschauplatz zuwandte. In der Regel fiel ein solches bei uns vernehmbares Aufflammen der Kampftätigkeit zusammen mit größern Aktionen auf den Hauptkriegsschauplätzen, mit dem Angriff der Deutschen gegen Verdun oder mit der großen Offensive der Entente an der Somme. In solchen Zeiten brauchte nur noch jemand — wirklich oder vermeintlich — einen Flieger oder gar einen Zeppelin haben über dem Sundgau schweben sehen, brauchte man nur von einem ungewöhnlich starken Verkehr auf der Hüninger Eisenbahnbrücke oder vom Besuche des deutschen Kronprinzen an der Grenze zu hören, so war der schönste Nährboden für die ausschweifendsten Gerüchte bereitet. Das war noch das wenigste, daß man von der Grenze aus mit bloßem Auge wollte beobachtet haben, wie ganze Fliegergeschwader sich Schlachten lieferten, daß man die Fesselballons über dem Sundgau nach Dutzenden zählte, daß man von der Terrasse der St. Margaretenkirche oder bei den nächtlichen Massenwallfahrten nach Schönenbuch auch Kleingewehrfeuer ganz deutlich wollte wahrgenommen haben. Die Strategen von der Zunft wußten z. B. in einer solchen Zeit

besonderer Aufregung, im Dezember 1915, zu berichten, daß Mackensen mit 300 000 Mann im badischen Oberland stehe und daß zwischen Besançon und Belfort ein großes französisches Heer sich sammle. Die wenigsten dieser Gerüchte wurden nachträglich von der amtlichen Berichterstattung bestätigt. Offiziell wurden gemeldet die schwere Beschießung von Belfort durch die Deutschen im Februar und die französischen Fliegerangriffe auf Kandern (17./18. Juli) und auf Lörrach (10./11. Oktober).

In ähnlicher Weise boten Anlaß zur Entstehung von Gerüchten die unaufhörlich wechselnden Vorschriften über die Handhabung der Grenzkontrolle. Jede Verschärfung wurde in Zusammenhang gebracht mit größern Truppenverschiebungen jenseits der Grenze. Wer diesen Dingen ferne steht, vermag allerdings die häufigen Aenderungen in Handhabung der Grenzpolizei sich nicht zu erklären, und man begreift bei der nun einmal herrschenden Aufregung den Klatsch, der sich daraus immer neue Nahrung holt. Uebrigens haben im Lauf des Berichtsjahres der ehemalige Reichskanzler Fürst Bülow und der Kardinal Mercier wiederholt bei Basel die Grenze überschritten.

Viele Häuser stehen in unserer Stadt, die im Gegensatz zu bloßen Gerüchten die grausame Wirklichkeit des Krieges zu fühlen bekommen. Wohl in fast allen Heeren der kriegführenden Staaten kämpfen auch Bewohner Basels, zum Teil solche, die von Geburt an unter uns lebten und gänzlich zu den Unsrigen geworden sind. Viele von ihnen sind gefallen, und auch unser Gemeinwesen hat durch ihren Tod Verluste erlitten. Es mag an das Missionshaus erinnert werden, das die meisten seiner deutschen Zöglinge mußte in den Krieg ziehen lassen und schon von manchem die Todesbotschaft erhielt.

Noch sei erwähnt, daß von Anfang Oktober bis Mitte Dezember unser Grenzabschnitt von Luzernern bewacht wurde; an sie schlossen sich Aargauer, die Ende Fe-

bruar durch Truppen der welschen Schweiz, erst Genfer, dann Waadtländer, abgelöst wurden; an ihre Stelle traten Ende August unsere Baselstädter und für diese traten vor einigen Wochen die Mannschaft von Baselland an.

Das baselstädtische Auszug-Infanterie-Regiment 22 (Bataillon 54, 97 und 99) stand vom 6. Oktober 1915 bis zum 14. März 1916 mit wechselnden Beständen im Dienst. Dann rückte es am 21. August 1916 wieder ein und hofft vor Ablauf des Jahres noch entlassen zu werden. Das Landwehr-Infanterie-Bataillon 144 (Baselstadt) war vom 22. Mai bis zum 29. Juli 1916 aufgeboten.

* * *

November 1915.

2. Vom Appellationsgericht wird der Bankier Hans Bauder in Milderung des strafgerichtlichen Urteils vom 12. Juni d. J. wegen Betrugs zu sechs Jahren Zuchthaus unter Einrechnung von acht Monaten Untersuchungshaft und zu zehnjähriger Einstellung im Aktivbürgerrecht verurteilt. Bauder hatte durch schwindelhafte Angaben eine große Menge hauptsächlich kleinere Leute zur Beteiligung an angeblich gewinnbringenden amerikanischen Finanzunternehmungen veranlaßt und sie dadurch um ihre Ersparnisse gebracht.

6. Durch Sturz vom Dach der im Bau begriffenen Frauenarbeitsschule verliert Spenglermeister Alb. Riggenbach, ein allgemein bekannter Handwerker und Kunstgewerbler, 38 Jahre alt, das Leben.

6. Die Nationale Frauenspende für die Kriegsausgaben der Eidgenossenschaft wurde in Basel in der Woche vom 1. bis zum 6. November durch Hauskollekte erhoben und warf 43 002 Fr. ab.

7. Am heutigen Reformationssonntag ergab das für den Kirchenbau in Grenchen in den Gottesdiensten

der evangelisch-reformierten Kirche erhobene Opfer 4962 Fr. (1914: 4338).

8. Die französische Kolonie veranstaltet ihre alljährliche übliche Erinnerungsfeier am Grabe der Internierten von 1870/71 auf dem Kannenfeldfriedhof.

9. Dr. Hermann Henrici hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent an der juristischen Fakultät über Schenkungen an die Kirche.

10. Die Synode der evangelisch-reformierten Kirche genehmigt das Budget für 1916 mit 340,430 Fr. Einnahmen und 433,810 Fr. Ausgaben (Defizit 93,380 Fr.), bewilligt die Kredite für den Ankauf eines Areals auf dem Gebiet des alten badischen Bahnhof für ein Gemeindehaus der St. Matthäusgemeinde, und an der Gundeldingerstraße am Fuß des Thiersteinerrains für einen Kirchenbau und bestätigt als Abgeordneten zum theologischen Konkordat Prof. Böhringer, als seinen Stellvertreter Dr. Ed. Kern.

11. In einer Vormittagssitzung genehmigt der Große Rat die Staatsrechnung für 1914 (21,4 Mill. Ausgaben, 20,2 Mill. Einnahmen, 1,2 Mill. Defizit anstatt der budgetierten 3,4 Mill.), beschließt eine weitere Beteiligung des Staates mit 60,000 Fr. an der Sodafabrik Zurzach, so daß Baselstadt jetzt für 188,000 Fr. Aktien davon besitzt, und lehnt mit Stichentscheid des Präsidenten eine sozialdemokratische Motion betr. Aufhebung der Lohnabzüge der im Militärdienst stehenden Staatsangestellten ab.

12. Die diesjährige Rektoratsfeier beschränkte sich auf den akademischen Aktus in der Aula: Der abtretende Rektor Prof. H. Rupe sprach über die Entwickelung der organischen Chemie im letzten Jahrhundert. Eine Preisfrage der juristischen und eine der medizinischen Fakultät wurden gelöst, die letztere in hervorragender Weise durch einen Medizinstudenten aus Tokio. — Voriges Jahr war

die Rektoratsfeier gänzlich unterblieben, weil der damalige Rektor Prof. Eger im Felde stand.

13. Der Regierungsrat bestätigt die vom Erziehungsrat getroffene Wahl von Dr. Herm. Kienzle aus Basel, d. Z. in Darmstadt, zum Adjunkten des Direktors der Allg. Gewerbeschule.

13./14. Zum dritten Pfarrer der neuen Kirchgemeinde St. Elisabethen-Gundeldingen wird bei 1188 abgegebenen giltigen Stimmen und einem absoluten Mehr = 595 gewählt der Kandidat der Freisinnigen Pfr. A. Waldburger in Ragaz; der von den Positiven unterstützte unabhängige Pfr. O. Moppert in Frauenfeld machte 289, der von den Sozialdemokraten vorgeschlagene Pfr. A. Knellwolf in Erlach 242 Stimmen.

15. Basel begeht die Morgartenfeier durch passende Vorträge in den Schulen am Vormittag. Die Neue Helvetische Gesellschaft ließ in den Straßen zugunsten der Sammlung für Uri durch Pfadfinder Karten und Gedenkblätter verkaufen.

16. Der Weitere Bürgerrat erledigt eine Anzahl Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht und genehmigt und verdankt Rechnung und Bericht des Engern Bürgerrats für 1914.

17. Zum Substituten des 4. Sekretärs der Vormundschaftsbehörde wird vom Regierungsrat gewählt Dr. jur. Carl Miville von Basel.

19. Dr. Paul Hüssy hält seine Antrittsvorlesung als Privatdozent an der medizinischen Fakultät über Strahlentherapie in der Gynäkologie.

23. Der Kirchenvorstand der Münstergemeinde beschließt in Wiedererwägung eines frühern Entscheides, das Münster durch sechs niedrig hängende Kronleuchter elektrisch zu beleuchten. — Die gemeinsame Jahresversammlung der Positiven Gemeindevereine im großen

Vereinshaussaal hört einen Vortrag von Pfr. G. Benz über das Verhältnis des Christen zum Staat.

24. Im Alter von 70 Jahren stirbt nach kurzer Krankheit Ferdinand Boller, seit Jahrzehnten Leiter des Basler Hauses der Firma Hug & Cie.

26. Alexander Mangold-Grillo, langjähriger Polizeihauptmann von Basel, stirbt im Alter von 69 Jahren.

27. 28. Zu den Erneuerungswahlen für den Weitern Bürgerrat wurden 5 Listen eingereicht. Es beteiligten sich 5892 von 15,329 Wahlberechtigten = 38,4% (1912: 52,6%), darunter eine Anzahl in aktivem Militärdienst stehend. Weil die Stimmen der Soldaten, die mit der Feldpost eingeliefert wurden, mußten abgewartet werden, verzögerte sich die Ermittlung des Wahlergebnisses bis zum 1. Dezember. Es wurden gewählt 12 (1912: 12) Liberale, 8 (7) Sozialdemokraten, 7 (7) Mitglieder der Fortschrittlichen Bürgerpartei, 7 (8) Freisinnige und 6 (6) Angehörige der katholischen Volkspartei.

28. Bei den Gottesdiensten der evangelisch-reformierten Kirche wurde das Opfer für die Mission erhoben. Es fielen im ganzen 5066 Fr., davon für die Basler Mission 4357, für die Allgem. Protest. Mission 537, für die Mission Romande 171 Fr. — Der Schweiz. Alpenklub hält in Basel seine Delegiertenversammlung ab. Außer den Jahresgeschäften werden die Weiterentwicklung des alpinen Rettungswesens, die Frage der Heranbildung eines Nachwuchses durch Jugendorganisationen und eine Reihe von Subventionsgesuchen behandelt. Die Beratungen wurden unterbrochen durch ein Bankett zu Safran.

30. Zum Rektor der Universität für 1916 wird von der Regenz gewählt Prof. D. Paul Wernle, als Schreiber der Regenz bestätigt Prof. J. Wendland.

Witterung. Im Monat November 1915 betrug das mittl. Temp.-Minimum 0,2, das mittl. Temp.-Maximum 5,6, das Mittel der Temperatur 2,8° C, das Mittel des

Luftdrucks 736,1, die Summe der Niederschlagmenge 84 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 60 Stunden. Der Monat wies entsprechend den wechselnden Luftdruckverhältnissen eine unstäte Witterung auf. Eine Frostperiode gegen Ende des Monats, wo (am 28.) das Thermometer auf — 10,8 ° sank, eine Temperatur, die seit 1849 nicht mehr im November beobachtet wurde, bewirkte, daß die mittlere Temperatur 1,7 ° unter der normalen blieben.

Dezember 1915.

2. Der Genossenschaftsrat des A. C. V. nimmt die Mitteilung entgegen, daß die Genossenschaft sich laut Beschluß der Verwaltung mit 150,000 Fr. am Einfuhrtrust beteiligt, und daß die Delegiertenversammlung die dazu nötige Statutenänderung angenommen hat, beschließt über die Besoldung der im Militärdienst abwesenden Angestellten und bewilligt 278,000 Fr. für Ueberbauung des ehemaligen Areals des Zollpostens an Elsäßer- und Hüningerstraße.

8. Die Freiwillige Schulsynode nimmt nach einem Referat von Dr. H. Meyer Thesen an betr. Neugestaltung der Lehrerkonferenzen, Verstaatlichung der Schulsynode und Vertretung der Lehrerschaft in den Schulbehörden. Der Nachmittag war den Jahresgeschäften gewidmet.

9. Der Große Rat bewilligt Nachtragskredite für Notstandarbeiten auf den Zeitpunkt der Entlassung der 4. Division aus dem Dienst der Grenzbesetzung und eröffnet die Diskussion über den Verkauf eines Stückes Land vom Areal der ehemaligen Klybeckinsel an die Gutehoffnungshütte zum Bau einer Brikettfabrik.

Die Frequenz der Universität im Winter 1915/16 weist auf 132 akademische Lehrer, 980 immatrikulierte Studierende (darunter 52 Damen) und 206 (143) nicht immatrikulierte Hörer. Von den Studenten sind 170, meist wegen Militärdienstes, dispensiert. Auf die Fakul-

täten verteilen sie sich wie folgt: Theologie 71, Jurisprudenz 84, Medizin 327, Philosophie I 252, Philosophie II 246. Schweizer sind 728 (45), Ausländer 252 (7), darunter 140 Russen. — Von den 402 (34) immatrikulierten Baselstädtern studieren 18 Theologie, 55 Jurisprudenz, 61 (7) Medizin, 142 (22) Philosophie I und 126 (5) Philosophie II.

10. Nicht ohne Humor nimmt die Stadt die in der Presse verbreitete Nachricht entgegen, daß die Witwe A. Zimmerli-Schweizer, die seinerzeit auch von den Behörden als Hundertjährige war gefeiert worden (s. Basler Jahrbuch 1915, Basler Chronik zum 24. Dezember 1913), sich in Berechnung ihres Alters um 22 Jahre geirrt hat, indem sie am 24. Dezember 1835 zur Welt gekommen ist.

14. Der neugewählte Weitere Bürgerrat bestätigt in seiner konstituierenden Sitzung den ausscheidenden Engern Bürgerrat mit Dr. Fritz Vischer als Präsidenten auf eine neue Amtsdauer von drei Jahren und bestellt die Prüfungskommission für 1915.

22. Der Entwurf der Regierung zu dem Budget für 1916 sieht vor an Einnahmen 18,164,240 Fr., an Ausgaben 22,214,292 Fr., somit ein Defizit von 4,050,051 Fr.

23. Der Große Rat wählt zum Untersuchungsrichter Dr. Karl Ludwig und beschließt den Verkauf eines Abschnittes vom Areal des alten badischen Bahnhofs an die reformierte Kirche zum Bau eines Gemeindehauses für St. Matthäus; einen Anzug betr. Milchverteilung an schulpflichtige Kinder überweist er der Regierung und beschließt nach langer Debatte Eintreten auf den Verkauf eines Stückes Land an der Klybeckinsel an die Gutehoffnungshütte ohne Beratung durch eine Großratskommission.

Im Alter von 50½ Jahren stirbt Architekt Emil Faesch-Geering, ein Baumeister, der im In- wie im Ausland großes Ansehen genoß, und dem seine Vaterstadt u. a. die neue Mittlere Rheinbrücke, das Haus Spillmann und den Bau

der Schweiz. Kreditbank an der obern Freien Straße verdankt.

24. Die Regierung befördert fünf Infanterieleutnants zu Oberleutnants und ernennt neunzehn neue Leutnants.

31. Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte des Monats Dezember 1915 sind: Mittel der Temperatur 6,6, mittl. Temp.-Minimum 3,8, mittl. Temp.-Maximum 9,5° C, Mittel des Luftdrucks 734,7, Summe der Niederschlagmenge 69 mm, Summe der Sonnenscheindauer 46 Stunden. Der Monat war mit seinem Ueberschuß von 5,7° über das langjährige Mittel der Temperatur der wärmste einer seit 1895 nur viermal unterbrochenen Reihe zu warmer Dezember. Er war regnerisch, trübe und unfreundlich, jedenfalls kein Wintermonat.

Januar 1916.

1. Der Zivilstandverkehr des Jahres 1915 verzeichnet 640 in Basel gesetzlich vollzogene Trauungen (1914: 913), inbegriffen 79 hiesige Trauungen auswärts wohnender Paare. Lebendgeburten wurden angezeigt 2446 (3124), inbegriffen 385 Passantengeburten, Totgeburten 84 (107), darunter 13 Passantengeburten; von den Lebendgeborenen sind 1217 Knaben und 1229 Mädchen; davon waren 614 Kantonsbürger, 724 Schweizer andrer Kantone, 763 Kinder von Ausländern (unter Weglassung der Passantengeburten aus der Berechnung). Es fanden 1693 (1609) Todesfälle statt, unter Einrechnung von 17 hier verstorbenen Schweizer Soldaten und 209 Passanten-Todesfällen; von den Verstorbenen waren 786 männlichen und 907 weiblichen Geschlechts, nach Abzug der Passanten-Todesfälle 668 und 816; davon waren 589 Kantonsbürger, 478 Schweizer anderer Kantone, 533 Ausländer. Durch Ueberschuß der Zahl der Geburten über die der Todesfälle vermehrte sich die hiesige Wohnbevölkerung um 25 Kantons-

bürger (+32 Knaben, —7 Mädchen), 246 Schweizer anderer Kantone und 230 Ausländer, total 501 Personen.

5. Die Regierung beschließt, auch 1916 die übliche Fastnacht nicht zu gestatten, dagegen das Trommeln nicht verkleideter Gruppen zuzulassen.

8. Ein Gesuch der Gesellschaft für Sonntagsfeier, es sei den hiesigen Zeitungsdruckereien für die öffentlichen Ruhetage die Herausgabe und das Vertragen von Extrablättern womöglich gänzlich zu verbieten, wird von der Regierung dahin beantwortet, daß zurzeit ein gänzliches Verbot nicht als tunlich erscheine, daß aber die Zeitungsdruckereien an den öffentlichen Ruhetagen inskünftig nur noch ein Extrablatt herausgeben und vertragen lassen dürfen.

In diesen Tagen erfolgen eine ganze Reihe von Offiziersernennungen und Beförderungen, von denen viele auch Baselstädter betreffen: Der Bundesrat ernennt eine Menge von Leutnants in den Spezialwaffen; die Regierung von Baselstadt nimmt verschiedene Beförderungen vor; die von Luzern befördert Inf.-Hauptmann Peter Schmid (I/97), von und in Basel, zum Major der Infanterie, nachdem er in der letzten Zeit das Kommando des Bat. 44 geführt hatte.

11. Der Bundesrat wählt zum Präsidenten der eidgenössischen Maturitätskommission Dr. Emanuel Probst in Basel.

12. Im Alter von 55 Jahren stirbt Sekundarlehrer Alfr. Widmer-Bürke, dessen Name vor allem in stenographischen Kreisen einen sehr guten Klang hatte.

14. Nach Erledigung einer Interpellation bewilligt der Große Rat einen Kredit von 110,000 Fr. zur Erstellung einer Destillieranlage und sieht von der Referendumsklausel ab, damit die Arbeiten sogleich beginnen können. Hierauf wird mit 61 gegen 14 Stimmen bei vielen Enthaltungen die Vorlage betr. Verkauf von Land an die Gutehoffnungshütte

an die Regierung zurückgewiesen (s. zum 9. und 23. Dezember 1915) und endlich der Gesetzesentwurf betr. das Bureaupersonal öffentlicher Verwaltungen in erster Lesung durchberaten.

18. Nach Erledigung einer Interpellation validiert der Weitere Bürgerrat die Wahlen vom 27./28. November 1915, beschließt den Ankauf eines Stückes Land für die Chr. Meriansche Stiftung und behandelt eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

20. Bei wenig einladender Witterung findet der Umzug der drei Ehrenzeichen Kleinbasels statt, und zwar ohne das sonst übliche Böllerschießen.

23. In der St. Elisabethenkirche wird der im November gewählte dritte Pfarrer der Gemeinde St. Elisabethen-Gundeldingen, Pfr. Aug. Waldburger, bisher in Ragaz, in sein Amt eingeführt.

25. Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsumvereins beschließt finanzielle Beteiligung seines Unternehmens an der Milcheinkaufgenossenschaft schweizerischer Konsumvereine.

27. Der Große Rat genehmigt die ihm von der Regierung beantragte Ausführung der Pläne des Architekten Hans Bernoulli für ein Kunstmuseum im Schützenmattpark für eine Summe von 2,422,500 Fr., indem ausdrücklich der ausführenden Behörde für die Wahl des endgiltigen Bauplatzes und für bauliche Aenderungen Spielraum gewährt wird. Das revidierte Straßengesetz von 1902 wird an eine Kommission gewiesen und in die Beratung der Vorlage der Kommission betr. die Aenderung der Sitzungszeit des Großen Rates eingetreten.

31. Witterung. Im Monat Januar 1916 betrug das Mittel der Temperatur + 5,1, das mittl. Temp.-Minimum 2,5, das mittl. Temp.-Maximum 7,9° C, das Mittel des Luftdrucks 745,5 die Summe der Niederschlagmenge 23 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 64

Stunden. Seit 1834 hat Basel keinen so warmen Januar erlebt. Der Witterungscharakter war trübe, aber am Durchschnitt gemessen war der Monat viel zu trocken — ein Januar ohne Schnee und fast ohne Eis! Die Vegetation war beängstigend weit entwickelt.

Februar 1916.

5. Im Alter von 73½ Jahren stirbt der ehemalige Universitäts-Bibliothekar Dr. Karl Meyer, s. Z. Lehrer der deutschen Sprache am Obergymnasium, Privatdozent und a. o. Professor der Germanistik an der Universität, Verfasser von „Der Aberglaube im Mittelalter", Mitarbeiter des Basler Jahrbuchs.

9. Die sozialdemokratische Partei veranstaltet eine Manifestationsversammlung im Greifenbräu Horburg und läßt eine Resolution beschließen gegen die „Militärhierarchie", die „die Rechte und die Menschenwürde der Schweizer Wehrmänner mit Füßen tritt, anderseits aber die schwersten Verfehlungen hoher Offiziere zu vertuschen sucht". Bei einer ähnlichen Versammlung am 10. im Gundoldinger Kasino macht sich Widerspruch geltend, bleibt aber bei der Abstimmung in Minderheit.

10. Der Große Rat lehnt das Eintreten auf den Kommissionsbericht betr. Aenderung seiner Sitzungszeit ab und beginnt die Beratung des Prüfungsberichts für 1914.

11. Privatdozent Dr. Walter Vally hält seine Habilitationsvorlesung über Riesen und Zwerge im Pflanzenreich.

13. In den Gottesdiensten der evangelisch-reformierten Kirche wird das Opfer zu Gunsten der Staatlichen Hilfskommission erhoben und wirft 5013 Fr. ab.

Bei der Jahresfeier der Evang. Stadtmission im Vereinshaus spricht Pfr. Hahn aus Genf.

15. Im Alter von wenig über 60 Jahren stirbt an einem Lungenschlag Dr. Pierre Chappuis-Sarasin, früher

Mitglied des Internat. Instituts für Maß und Gewicht in Sèvres, seit 1902 in Basel niedergelassen, hervorragendes Mitglied der baslerischen und der schweizerischen Naturforschenden Gesellschaften, Präsident der Bernoullianumkommission, in vielen wohltätigen und gemeinnützigen Kommissionen, u. a. auch für die notleidenden Opfer des gegenwärtigen Krieges tätig.

16. Nach längerem Leiden stirbt Emanuel Sandreuter-Kündig, Kaufmann, hochverdient um Basels musikalisches Leben und als Sänger mit glänzender Tenorstimme in der ganzen Schweiz wohlbekannt. 65 Jahre alt.

17. Der Große Rat hört eine Interpellation betr. Bürgeraufnahmen und deren Beantwortung und fährt fort in der Beratung des Verwaltungsberichts für 1914.

18. In der Safranzunft veranstaltet die liberale, in der Rebleutenzunft die freisinnig-demokratische Partei eine große Versammlung zur Besprechung der eidgenössischen Tagesfragen, der Angriffe der Sozialisten und der Welschschweizer gegen Bundesrat und Armeeleitung. Dort referierte Reg.-Rat Dr. R. Miescher, hier Ständerat Dr. Paul Scherer. Beide Versammlungen waren so stark besucht, daß Hunderte umkehren mußten. In beiden wurden Tagesordnungen angenommen, die den politischen und den militärischen Führern das Zutrauen der Basler Bevölkerung aussprechen.

Dr. R. Th. Fäsch, ein sehr beliebter und vielbeschäftigter Zahnarzt, stirbt plötzlich in den besten Jahren.

21. In Davos stirbt 32 Jahre alt nach schwerem Leiden Dr. Albert Grübel, Lehrer der Mathematik an der Obern Realschule.

24. Der Große Rat erledigt den Verwaltungsbericht für 1914 und überweist der Regierung die Postulate betr. Gehaltzahlung der ständigen Lehrkräfte der Gewerbe- und der Frauenarbeitsschule nach Jahressummen statt nach Wochenstunden, betr. gesetzliche Regelung des Privatdetektiv-

wesens, betr. Vermehrung der Kleingärten auf Staatsareal und betr. Schutz der Bäume auf öffentlichem Boden. Er nimmt die Verfassungsänderung betr. Reduktion der Zahl der Großratsmitglieder von 130 auf 100 an, die, weil aus einer Initiative hervorgegangen, noch unter die obligatorische Volksabstimmung fällt, und setzt endlich die Beratung des Gemeindegesetzes fort.

25. Dr. Eduard His von Basel hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent an der juristischen Fakultät über die Gliederung des Rechts.

26. Die venia legendi für englische Philologie wird erteilt an Dr. phil. Karl Jost von Basel.

27. Im Alter von 78 Jahren stirbt der frühere Stadtmissionar Joh. Bauder-Ritter.

28. Nach kurzer schwerer Krankheit stirbt 56jährig der ehemalige Staatsanwalt Dr. Arnold Müller.

29. Witterung. Im Februar 1916 betrug das Mittel der Temperatur 3,5, das mittl. Temp.-Minimum 0,9, das mittl. Temp.-Maximum 6,5° C, das Mittel des Luftdrucks 734,9, die Summe der Niederschlagmenge 67 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 67 Stunden. Gemessen am langjährigen Durchschnitt fiel dieser Februar bedeutend zu warm und zu trübe aus, hatte eine viel zu starke Niederschlagmenge und erwies sich als außerordentlich wetterwendisch.

März 1916.

1. Die Fortschrittliche Bürgerpartei veranstaltet in der Safranzunft eine gut besuchte Versammlung, in der Dr. Aug. Brenner über die eidgenössischen Tagesfragen referiert und eine Vertrauensresolution für Bundesrat und Armee angenommen wird.

8. Der Regierungsrat wählt zum außerordentlichen Professor der Pharmazeutik an der Universität Dr. Heinr.

Zörner, d. Z. Custos am pflanzenphysiologischen Institut in München.

Im Alter von 65 Jahren stirbt Peter Mörikofer-Widmer, hervorragend als Sänger und eine der Hauptstützen von Gesangverein und Liedertafel.

9. Der Große Rat bewilligt der Regierung den Kredit für den Bau eines Polizeipostens an der Bruderholzstraße, nimmt den Großratsbeschluß betr. Beurteilung der Zuwiderhandlungen gegen Kriegsmaßnahmen des Bundes unter Ausschluß des Referendums an und beendigt die erste Lesung der Revision des Gemeindegesetzes. Hierauf werden die Vorlagen betr. Eröffnung der Mitgliederklassen der öffentlichen Krankenkassen und betr. Aenderung des Schulgesetzes und der Gesetze betr. Frauenarbeitsschule und betr. Kleinkinderanstalten unter Verzicht auf eine zweite Lesung genehmigt, endlich die Anzüge betr. Bau eines Lagerhauses beim Rheinhafen und betr. Taxen der Autodroschken für das rechte Wiesenufer (Klein-Hüningen) überwiesen.

10. Dr. Johannes Stroux hält seine Antrittsvorlesung als außerordentlicher Professor der alten Philologie über die Selbständigkeit der römischen Literatur.

11. Das mit Beurteilung der Wettbewerbentwürfe für ein neues Kollegiengebäude der Universität auf dem Werkhofareal betraute Preisgericht hat folgende Preise zuerkannt: 1. Preis, 4000 Fr., Widmer, Erlacher & Calini, Basel; 2. Preis, 3500 Fr., Bischoff & Weidele, Zürich; 3. Preis, 2000 Fr., Gebr. Pfister, Zürich; 4. Preis, 1500 Fr., Gebr. Bräm, Zürich; 5. Preis, 1000 Fr., Bracher, Widmer & Daxelhofer, Bern. Dem Entwurf mit dem Motto „Zeughaus der Wissenschaft" wurde eine ehrende Erwähnung zuerkannt.

14. Die Fastnacht beschränkt sich auf einen gewaltigen unkostümierten Zapfenstreich vom Alten Warteck durch die ganze Stadt nach dem Variététheater in der Steinenvorstadt, wo ein Trommelkonzert vor ausverkauftem Hause zu einem

wohltätigen Zweck sich anschloß. Am Vormittag war nach fast sechsmonatigem Dienst das Inf.-Regt. 22 (Baselstadt) in reduziertem Bestand wieder eingerückt und hatte zu der Veranstaltung noch einige Mitwirkende gestellt. Zum Zapfenstreich war bei der schönen milden Witterung halb Basel auf den Beinen.

15. Der Regierungsrat wählt zum Hausvater der Anstalt Klosterfiechten Fr. Leu-Nyffeler, d. Z. Lehrer in Huttwil.

20. Dr. Bruno Bloch, a. o. Professor an der medizinischen Fakultät, folgt einem Ruf als ordentlicher Professor für Haut- und Geschlechtskrankheiten nach Zürich.

23. Der Große Rat behandelt das Budget für 1916. Es sieht in der von ihm angenommenen Gestalt vor 22,171,008 Fr. 50 Ausgaben und 18,336,240 Fr. 95 Einnahmen, somit ein Defizit von 3,834,767 Fr. 55 und verlangt auch für 1917 Steuerzuschläge von 20%.

25. Die Regierung wählt zum Mitglied der Universitätskuratel an Stelle des zurücktretenden Dr. Rud. Oeri-Sarasin Dr. J. Karcher.

28. Die Generalversammlung der Aktionäre des Schweiz. Bankvereins ist stärker besucht und nimmt einen bewegtern Verlauf als gewöhnlich, weil dabei die über 2 Millionen betragenden Veruntreuungen des gewesenen Hauptkassiers Bloch (s. zum 22. Juli 1915) zur Sprache kommen. Die Versammlung endigt damit, daß dem Verwaltungsrat Décharge erteilt wird.

Dem Dr. phil. M. Nußberger von Winterthur wird die venia docendi an der Universität für deutsche Literatur erteilt.

29. Der soeben erscheinende Jahresbericht der Verwaltungskommission des Allg. Konsumvereins verzeichnet für 1915 einen Umsatz von 26,082,079 Fr., d. h. 417,328 Fr. oder 1,57% weniger als 1914. Es wird eine Rückvergütung von 8% an die Mitglieder beantragt.

Im Alter von 65 Jahren erliegt den Folgen einer Operation E. Christen, Comestibleshändler, dem es gelungen ist, Basel für ganz Binneneuropa zum Zentralplatz des Seefischhandels zu machen.

Witterung. Im Monat März 1916 betrug das Mittel der Temperatur 6,1, das mittl. Temp.-Minimum 2,7, das mittl. Temp.-Maximum 10,2° C, das Mittel des Luftdrucks 729,3, die Summe der Niederschlagmenge 38 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 102 Stunden. Der Monat fiel verglichen mit dem langjährigen Durchschnitt viel zu trüb aus, dagegen blieb die Niederschlagmenge um ein Viertel niedriger als normal.

April 1916.

1. Die neue Straßenbahnlinie Feldbergstraße-Zeughaus (Hardtstraße-Linie) wird dem Verkehr übergeben. Sie stand seit Anfang des Jahres betriebfertig. Die Eröffnung mußte aber unterbleiben, weil der Kupferdraht für die Oberleitung nicht über die Grenze kam. An der Fortsetzung der Linie bis zur Kantonsgrenze am Birssteg bei St. Jakob wird eifrig gearbeitet. Die Weiterführung nach Muttenz ist, wie man hofft, nur eine Frage kurzer Zeit.

4. Der Genossenschaftsrat des A. C. V. genehmigt die Jahresrechnung für 1915, setzt eine Kommission nieder zur Vorbereitung einer Statutenrevision, die die Verschiebung der ordentlichen Neuwahlen (wegen des Krieges) ermöglichen soll und erledigt einige kleinere Geschäfte.

5. Im nahen Riehen stirbt 82 Jahre alt Pfr. Christoph Lotz-Socin, früher langjähriger Seelsorger von Läufelfingen.

7. Im Alter von 68 Jahren stirbt Dr. Hermann Gottsched, Lehrer an der Evangelischen Predigerschule.

9. In der Aula des Museums finden die kaufmännischen Lehrlingsprüfungen statt.

11. Der Weitere Bürgerrat genehmigt die Budgets der bürgerlichen Verwaltungen für 1916 und bewilligt die Kredite für den Ankauf der sog. Andlauischen Klinik von Prof. K. Hägler durch den Bürgerspital und für den Aufbau eines Stockwerkes zu Wohnräumen für das Personal auf dem Reserveflügel des Spitals. Zum Schluß werden 126 Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht erledigt.

12. Die venia docendi an der medizinischen Fakultät wird verliehen an Dr. H. Hößli aus Splügen.

13. Großer Rat. Von den Interpellationen, mit denen die Sitzung eingeleitet wurde, befaßten sich zwei mit dem Fall Lallemand. Sie bieten Anlaß, diesen kurz zu erwähnen. Ein deutscher Refraktär, der junge Elsässer Lallemand, hatte in den ersten Tagen des Jahres auf Schleichwegen Basler Boden zu gewinnen gewußt und war durch das Polizeidepartement als lästiger Ausländer an die Grenze gestellt worden. Hier sieht er nun seiner Aburteilung entgegen. Während der Polizei die Berechtigung zu der Maßregel nicht kann abgestritten werden, erhob sich vielenorts laute Klage wegen Mißachtung der moralischen Asylpflicht der Schweiz.

Bei der Neubestellung des Bureaus wurde zum Präsidenten des Großen Rates gewählt Dr. V. E. Scherer, zum Statthalter Dr. P. Speiser, zum Regierungspräsidenten Dr. R. Miescher, zum Vizepräsidenten A. Stöcklin. Das Postulat der Rechnungskommission betr. den Neubau eines Verwaltungsgebäudes auf dem Areal des Großen Collmar wurde der Regierung überwiesen.

16. Im Alter von 74 Jahren stirbt in Basel im Ruhestand Pfr. Julius Thellung, früher am Münster in Bern. — Im großen Hörsaal des Bernoullianums findet die Schlußfeier der gewerblichen Lehrlingsprüfungen statt.

26. Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsum-

vereins beschließt mit Rücksicht auf den Krieg eine Statutenänderung, laut welcher die 1916 zu treffenden Wahlen auf 1919 verschoben werden. Die weitern Verhandlungsgegenstände betreffen interne Geschäfte.

27. Der Große Rat bewilligt auf Rechnung des Elektrizitätswerks einen Kredit von 70,000 Fr. für Ankauf der Liegenschaft Rebgasse 7 und verwendet den ganzen übrigen Teil der Sitzung auf Besprechung der Postulate zum Budget 1916, ohne jedoch damit zu Ende zu kommen.

Die Generalversammlung der Allgem. Krankenpflege genehmigt Jahresbericht und Jahresrechnung für 1915. — In einer Versammlung im Café Spitz sprach Ing. Rud. Gelpke über die Bedeutung der Kleinbasler Hafen- und Kraftanlage, indem er für baldige Einrichtung eines Handelshafens bei Kleinhüningen unter Berücksichtigung der Bedürfnisse des künftigen Kraftwerkes an der Landesgrenze eintrat.

28. An der Generalversammlung der Mitglieder des Allg. Konsumvereins wird nach Antrag der Leitung eine Rückvergütung von 8% auf den Konsum von 1915 beschlossen.

30. An einer rasch verlaufenden Krankheit stirbt im Alter von 60 Jahren Prof. Otto von Herff, seit Anfang dieses Jahrhunderts Vertreter der Gynäkologie an der Universität und Direktor des Frauenspitals.

Die Hauptwerte der Witterung im Monat April 1916 waren: Mittel der Temperatur 9,6, mittl. Temp.-Minimum 5,3, mittl. Temp.-Maximum 14,3° C, Mittel des Luftdrucks 735,0, Summe der Niederschlagmenge 59 mm, Summe der Sonnenscheindauer 175 Stunden. Die Zahlen hielten sich ziemlich nahe an die Durchschnittswerte; nicht daß der Monat gleichmäßig verlaufen wäre, sondern zwei Schönwetterperioden am Anfang und am Ende des Monats hielten der allzu kalten und unfreundlichen Zeit vom 11.—24. die Wage.

Mai 1916.

1. Die Feier des 1. Mai zerfiel in einen Akt am Vormittag im Greifenbräu Horburg und einen Festzug mit nachfolgendem Fest in den Langen Erlen bei mäßiger Beteiligung. Festredner war Red. Nobs vom Zürcher „Volksrecht".

2. Prof. Dr. Rudolf Unger hält seine Antrittsvorlesung über „Nathan und Faust".

4. Zum Präsidenten der Allg. Lesegesellschaft wird gewählt an Stelle des zurücktretenden Prof. E. Hoffmann-Krayer Prof. Rud. Thommen.

6. Die Feuerschützengesellschaft begeht zur Feier ihres 450jährigen Bestehens in Anwesenheit von bürgerlichen und militärischen Behörden und befreundeten Gesellschaften die Einweihung des mit staatlicher Subvention umgebauten und erweiterten Schützenhauses.

6. 7. Der Verein schweizerischer Eisenbahn-Angestellter hält zur Abwicklung der regelmäßigen Vereinsgeschäfte seine Delegierten-Versammlung in Basel ab.

8. In einer Versammlung zu Safran hielt Ing. R. Gelpke einen Vortrag über neue wirtschaftliche Organisationsformen. Nach stark benützter Diskussion wurde eine Kommission bestellt, die über Belebung des wirtschaftlichen Lebens von Basel beraten soll.

10. Die Synode der evangelisch-reformierten Kirche genehmigt und verdankt Jahresbericht und Rechnung des Kirchenrats für 1915, nimmt einen Bericht über die finanzielle Lage der Kirche entgegen, nimmt ein Reglement über Verwaltung der Gemeindefisci an und beschließt über Verwendung des Kirchenopfers in der Zeit vom 1. April 1916 bis zum 31. März 1919.

Das Hebelmähli in Hausen wird wie 1915 in Abwesenheit der Hebelfreunde von Basel gefeiert. Doch

ist dafür gesorgt, daß die Schüler und die Alten ihre gewohnte Hebelfreude nicht entbehren müssen.

11. Nach der Erledigung einer Interpellation behandelt der Große Rat die Postulate zum Geschäftsbericht und den Rückständebericht des Regierungsrats und bewilligt die nötigen Kredite für Legung eines zweiten Straßenbahngeleises und Neupflästerung in der Spalen- und für Neupflästerung in der Aeschenvorstadt.

13. Im Alter von 90 Jahren stirbt Nikl. Stöcklin-Weißenberger, früher Mitglied des Großen Rats und der Synode, bis wenige Jahre vor seinem Tod noch an leitender Stelle in der Armenfürsorge tätig, seinerzeit ein eifriger Förderer des Turnwesens.

17. Die Regierung entbindet auf sein Ansuchen hin Prof. Friedr. Heman von seinem Lehrauftrag für Pädagogik und von der Leitung der 1. Abteilung des pädagogischen Seminars an der Universität.

19. Zur Erinnerung an die Haager Friedenskonferenzen wird in der Martinskirche eine sehr stark besuchte Versammlung abgehalten. Nach einem Vortrag von Nat.-Rat. J. Scherrer-Füllemann aus St. Gallen nimmt sie eine Resolution an, die den Bundesrat zum Einschreiten bei den kriegführenden Mächten für den Frieden auffordert. Am 20. folgt darauf ein von den Sozialdemokraten organisierter Protest- und Demonstrationsumzug mit Versammlung und Ansprachen für den Frieden und gegen den Krieg.

20. 21. Der schweizerische Betriebsarbeiterverband und die Arbeiter-Union schweizerischer Transportanstalten halten ihre Delegiertenversammlungen in Basel ab.

21. Im Alter von 35 Jahren stirbt Dr. O. Groß, in Basel geboren und aufgewachsen, erfolgreicher Schauspieler am König Albert-Theater in Dresden.

24. Die Staatsrechnung für 1915 weist auf an Ausgaben 22,251,564 Fr., an Einnahmen 20,241,299 Fr., somit ein Defizit von 2,010,264 Fr. gegen 3,233,993 Fr., wie budgetiert.

25. Der Große Rat nimmt einen Bericht der Regierung über den für 1917 und 1918 geplanten Bau einer neuen chirurgischen Klinik entgegen, erledigt eine Reihe von Petitionen, überweist einen Anzug über Einführung einer Waren-Mustermesse und berät in erster Lesung die Abänderung des Gesetzes betr. das Hausierwesen.

28. Im Margarethenpark wird ein stark besuchter Schwingertag abgehalten. — Im Gewerbemuseum wird eine Basler Gewerbeschau eröffnet, die mit wechselnden Ausstellungen bis Weihnachten dauern soll.

30. Der frühere Missionar und Buchdruckereibesitzer Ludw. Phil. Reinhardt-Goetz, der seinerzeit auch durch schriftstellerische Tätigkeit von sich reden machte, stirbt plötzlich im 80. Altersjahr.

31. Witterung. Im Monat Mai 1916 betrug das Mittel der Temperatur 14,5, das mittl. Temp.-Minimum 10,1, das mittl. Temp.-Maximum 19,7° C, das Mittel des Luftdrucks 736,8, die Summe der Niederschlagmenge 67 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 201 Stunden. Der Monat brachte meist schöne, warme, durch wenige Regenperioden und Gewitter unterbrochene Witterung ohne Fröste.

Juni 1916.

2. Der 1912 verstorbene Bartlin Tanner hatte verschiedene letztwillige Verfügungen hinterlassen, die namhafte Summen zugunsten wohltätiger und gemeinnütziger Unternehmungen bestimmten, einander aber in wichtigen Punkten widersprachen. Es entstanden daraus weitläufige und langwierige Rechtstreitigkeiten, die jetzt durch einen Vergleich erledigt wurden: Ferienversorgung u. Konf. erhalten 70%

ihrer Legatensumme, Zoologischer Garten und Katholisches Spital gehen mit einer Abfindung aus.

3. Prof. de Quervain lehnte, wie die Verhandlungen des Regierungsrats mitteilen, einen an ihn ergangenen Ruf an die Universität Genf ab.

Im Alter von 59 Jahren stirbt nach längerm Leiden Christ. Müller-Fischer, seit 1881 Volksschullehrer in Basel, daneben in kirchlichen, gemeinnützigen und sozialen Werken vielfach mit Hingebung tätig.

3./4. In der Volksabstimmung wird die Verfassungsänderung betr. Reduktion der Mitgliederzahl des Großen Rates von 130 auf 100 bei schwacher Beteiligung (7740 von 25,221 Stimmberechtigten) mit 3833 gegen 3831 Stimmen verworfen (die ersten Nachrichten hatten auf Annahme mit einer Mehrheit von 25 Stimmen gelautet), und die Abstimmung betr. Aenderung der Wahlkreiseinteilung (Ermöglichung eines einzigen Wahlkreises) mit 5714 gegen 1835 Stimmen angenommen.

4. Durch den günstigen Ausgang des Entscheidungsmatches gegen F. C. Bern (4 : 3) gewinnen Old Boys Basel die zentralschweizerische Meisterschaft.

8. Der Große Rat bewilligt einen Nachtragkredit für bauliche Aenderungen im Margaretengut und beschließt Eintreten auf die dritte Lesung des Gesetzes betr. unlautern Wettbewerb; das Gesetz wird hierauf angenommen, ebenso in zweiter Lesung das Gesetz betr. das Bureaupersonal der öffentlichen Verwaltungen.

9. Die Gemeinnützige Gesellschaft beschließt eine Aenderung von Verfassung und Geschäftsordnung mit zeitgemäßen Neuerungen; u. a. erhält die Gesellschaft das feste Gewand einer juristischen Person.

10. Die philosophische Fakultät der Universität erteilt dem Dr. phil. Theodor Gerold aus Straßburg i. E. die venia docendi für Musikwissenschaft.

In der St. Leonhardskirche wird eine Gedächtnisfeier abgehalten für das vor 25 Jahren erfolgte Eisenbahnunglück bei Münchenstein. Es halten Ansprachen Pfr. E. Miescher und Pfr. W. Burckhardt, früher in Münchenstein. Das Opfer fällt zugunsten der Anstalt Hofmatt.

15. Der Große Rat beschließt nach Erledigung einer Interpellation ein Begnadigungsgesuch, genehmigt den Bericht der Kantonalbank für 1915, ebenso die revidierte Uebereinkunft zwischen dem Erziehungsdepartement und dem Pflegamt betr. die Kliniken und die Pathologische Anstalt im Bürgerspital, weist den regierungsrätlichen Entwurf betr. Aenderung der Bestimmungen über die gewerblichen Schiedsgerichte an eine Kommission, überweist Anzüge betr. Ausdehnung der staatlichen Unterstützung von Unbemittelten und betr. eine Schulzahnklinik und beginnt die Beratung des Kinematographengesetzes.

16. Dr. Felix Speiser hält seine Habilitationsvorlesung über das Thema: Ethnologische Betrachtungen über den Krieg.

Die Universität zählte im laufenden Sommersemester 991 immatrikulierte Studenten, 65 Theologen, 83 Juristen, 334 Mediziner, 257 Angehörige der philosophischen Fakultät I und 244 der philosophischen Fakultät II; 54 Immatrikulierte gehören dem weiblichen Geschlecht an. Dazu kommen 123 nicht immatrikulierte Zuhörer, worunter 67 Damen. 743 (48) Studierende stammen aus der Schweiz, 248 (6) aus dem Ausland. Baselstädter sind 412 (38), und zwar Theologen 14, Juristen 58, Mediziner 64 (8), Philosophen I 144 (24) und II 132 (6); 246 Studierende sind, meist wegen Militärdienstes, vom Besuch der Vorlesungen beurlaubt.

Der frühere Hauptkassier des Schweiz. Bankvereins in Basel, Julius Bloch, wird vom Strafgericht nach mehrtägigen Verhandlungen wegen Unterschlagung, Privat-

urkundenfälschung und leichtsinnigen Bankerotts zu $4\frac{1}{2}$ Jahren Zuchthaus verurteilt.

Der Genossenschaftsrat des Allgem. Konsumvereins validiert die Abstimmung über eine Statutenrevision, die die Neuwahlen für den Genossenschaftsrat vorläufig verschiebt, bestellt sein Bureau und den Aufsichtsrat neu, bewilligt einen Kredit für Einrichtung einer Mosterei und erhöht mit Mehrheit sämtlichen aushilfsweise oder provisorisch angestellten Arbeitern ihren Taglohn auf 6 Fr.

17. Die Regierung befördert den außerordentl. Professor Dr. E. Hecke zum ordentl. Professor der Mathematik.

20. Der Weitere Bürgerrat verlängert das Abkommen mit der evangelisch-reformierten Kirche betr. Verwendung des Kirchenopfers auf weitere drei Jahre, genehmigt eine neue Verteilung des Anteils der Bürgergemeinde an der Chr. Merian'schen Stiftung, sowie den Verkauf der ehemaligen Hardthügelgriengrube bei Birsfelden und erledigt eine Reihe von Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

23. Die theologische Fakultät der Universität ernennt Missionsinspektor Lic. Joh. Frohnmeyer zur Erinnerung an die vor 100 Jahren erfolgte Eröffnung der Basler Missionsschule zum Doctor theologiae hon. c.

24. In der Aula des Museums findet die Generalversammlung des Schweiz. Bundes für Naturschutz statt.

26.—28. Die Woche der religiösen Jahresfeste (Missionsfest) geht wie voriges Jahr mit Rücksicht auf die kriegerischen Ereignisse in beschränktem Maßstabe vor sich.

26. Der zweite Staatsanwalt, Dr. Franz Freuler, stirbt 34 Jahre alt.

29. Großer Rat. Der Bericht des Regierungsrats über die Ermittlung des angefochtenen Ergebnisses der Ab-

stimmung vom 3./4. Juni wird nach einer fast den ganzen Vormittag in Anspruch nehmenden Debatte genehmigt; am Nachmittag wird nach Beantwortung einer am Vormittag gestellten Interpellation betr. den Bau des Museums das Kinematographengesetz zu Ende geführt und ein dazu gehörendes Postulat angenommen.

30. Zum neuen Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft wird erwählt Major Hans Lichtenhahn-Im Obersteg.

Im benachbarten Arlesheim stirbt nach längerem Leiden im Alter von 68 Jahren Oberst Rud. Alioth-v. Speyr, einer der Begründer der elektrischen Industrie der Schweiz, Oberst des Genie, in vielen gemeinnützigen und künstlerischen Unternehmungen tätig.

Witterung. Im Monat Juni 1916 betrug das Mittel der Temperatur 14,2, das mittl. Temp.-Minimum 10,7, das mittl. Temp.-Maximum 18,8° C, das Mittel des Luftdrucks 736,8, die Summe der Niederschlagmenge 136 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 145 Stunden. Der Monat ist charakterisiert durch fortwährenden Regen, und zwar weniger einzelne starke Güsse, als immer wiederkehrendes Regenwetter. Darum, verglichen mit dem Durchschnitt, zu niedrige Temperatur, zu große Niederschlagmenge, Vorherrschen trüber Witterung und ein trostloser Stand der Vegetation, die unter dem Mangel an Sonnenlicht und Wärme gleich schwer leidet wie unter dem Uebermaß an Naß.

Juli 1916.

1. Die Regierung wählt an Stelle des zurücktretenden Direktors de Praetere zum Direktor der Allgem. Gewerbeschule und des Gewerbemuseums Dr. Hermann Kienzle.

5. Lic. theol. Ernst Stähelin erhält die venia legendi an der theologischen Fakultät für Kirchen- und Dogmengeschichte.

6. Der Große Rat bewilligt einen Kredit von 500 000 Fr. für Anlage von Reservoirs der Wasserversorgung in Riehen, beschließt Maßnahmen zur Teichverlegung und Ergänzung des Kanalisationsgesetzes, gewährt Unterstützungen für das Stadttheater und für die Allgem. Musikgesellschaft, beschließt den Umbau des Stachelschützenhauses für die hygienische Anstalt (Bakteriologie) und nimmt nach Erledigung der zweiten Lesung das neue Gemeindegesetz mit großem Mehr an.

7. Prof. Dr. Erich Hecke hält seine Antrittsvorlesung über Beziehungen zwischen Mathematik und Physik.

11. Dr. Max Nußbaumer hält seine Habilitationsvorlesung über die Staatsidee bei Schiller.

16. Bei einer Regatta auf dem Zugersee erringt der Basler Ruderklub die schweizerische Meisterschaft für Yoles-de-mer mit Steuermann.

30. Im benachbarten Riehen stirbt 84jährig Jak. Mory-Stump, früher Präsident der Gemeinde Riehen, Mitglied des Großen Rats und verschiedener staatlicher und Gemeindekommissionen.

Auf dem Landhof wickeln sich unter außerordentlicher Gunst der Witterung, veranstaltet vom Fußballklub Basel und vom Leichtathletik-Sportklub sehr gelungene schweizerische olympische Spiele ab.

31. Witterung. Im Monat Juli 1916 betrug das Mittel der Temperatur 17,5, das mittl. Temp.-Minimum 13,4, das mittl. Temp.-Maximum 22,3° C, das Mittel des Luftdrucks 738,2, die Summe der Niederschlagmenge 137 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 206 Stunden. Der Monat fiel wie sein Vorgänger, gemessen am langjährigen Durchschnitt, viel zu naß und zu kalt aus und überließ dem August ein großes Manko an Sonnenschein und Wärme zu decken.

August 1916.

1. Die Bundesfeier macht sich in buntem Flaggenschmuck der innern Stadt und in dem üblichen abendlichen Festgeläute geltend. Nach Feierabend versammeln sich die Vereine und vaterländischen Organisationen zu gemeinsamer Begehung des Tages mit Reden, Musik, Gesang und turnerischen Vorführungen.

Eine Autobus-Verbindung zum regelmäßigen Dienst zwischen den im Bundesbahnhof und in Leopoldshöhe ankommenden und abgehenden Schnellzügen macht ihre ersten Fahrten vom Zentralbahnplatz zum Otterbach.

2. Das Finanzdepartement teilt der Regierung mit, daß der Ertrag der eidgenössischen Kriegssteuer für Baselstadt sich auf rund 16 Millionen belaufen wird, wovon 20% = 3,200,000 Fr. dem Kanton zufallen. — Die Regierung beschließt, im Monat April 1917 in Basel eine schweizerische Mustermesse abzuhalten.

4. Im Alter von 55 Jahren stirbt nach schwerem Leiden Dr. K. Hägler-Passavant, a. o. Professor an der Universität und Leiter einer stark besuchten Privatklinik, ein weithin bekannter Chirurg und Bakteriolog und geschickter Operateur. — M. Nehracher-Gilbert, Hausvater der Anstalt zur Hoffnung für schwachsinnige Kinder vor deren Verstaatlichung, stirbt im Alter von 72 Jahren.

7. Durch Absturz in den Bergen von Melchsee-Frutt findet den Tod Sensal Gottl. Probst-Schilling, ein allgemein bekannter und beliebter Mann, Kassier des Hilfsvereins für Brustkranke.

13. Auf der Breite findet ein Turntag des baselstädtischen Turnverbandes, im benachbarten Binningen ein nordwestschweizerisches Ring- und Schwingfest statt; auf der Strecke Birsfelden-Stein und zurück messen sich die Vereine des Basler Radfahrerbundes im Gruppenwettfahren. Das Zusammentreffen dieser

Anlässe auf einen Sonntag liegt darin begründet, daß die auf den 21. August bevorstehende Mobilisation der 11. Auszug-Infanterie-Brigade eine große Zahl der Teilnehmer für längere Zeit unter den Waffen halten wird.

14. Im Alter von 61 Jahren stirbt Konr. Bornhauser, sehr geschätzter Lehrer der Knaben-Primarschule.

19. Der Trambetrieb auf der Linie Zeughaus-St. Jakob wird aufgenommen (s. zum 1. April).

20. Die Kreispostdirektion Basel teilt mit, daß bis auf weiteres der Bestelldienst an Sonntagen aufgegeben werden muß. — Zum Pfarrer an der Matthäusgemeinde für den aus Gesundheitsrücksichten zurücktretenden D. Marbach wird ohne Gegenkandidaten einstimmig gewählt Pfr. Fridolin Heer, zurzeit an der reformierten Gemeinde in Luzern.

Auf der Breite wickelt sich programmgemäß der zweite Teil und Schluß des Turntages des baselstädtischen Turnverbandes ab.

23. Die Regierung wählt zum 2. Sekretär des Vormundschaftswesens Louis Benz von Basel.

26. Das St. Jakobsfest spielt sich bei günstiger Witterung und unter zahlreicher Beteiligung ab. Festredner war der derzeitige Präsident des Großen Rates, Dr. V. E. Scherer. Für das Militär und für die Kadetten waren besondere kleine Feiern veranstaltet worden.

30. Die Regierung wählt zum ordentl. Professor für Gynäkologie und Geburtshilfe und zum Direktor des Frauenspitals Dr. Alfred Labhardt. — In Konstanz stirbt 51-jährig Oberstlt. W. Miville aus Basel, früher schweizerischer Kavallerie-Instruktor.

31. Witterung. Im Monat August 1916 betrug das Mittel der Temperatur 17,7, das mittl. Temp.-Minimum 13,5, das mittl. Temp.-Maximum 23,0 ° C, das Mittel des Luftdrucks 737,6, die Summe der Niederschlagmenge 107 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 244 Stunden. Wenn

auch der Monat noch bedeutend wärmer und heller hätte ausfallen dürfen, ohne daß die Natur darunter gelitten haben würde, so ist doch anzuerkennen, daß er seit mehr als 1½ Jahren der erste Monat ist, dessen Bewölkung erheblich unter dem 52jährigen Mittel liegt (48% der Himmelfläche anstatt 52%).

September 1916.

1. Die Regenz der Universität ernennt zum Lektor für Kriegsgeschichte an der philosophischen Fakultät den Oberst i. G. Karl Egli.

2. Die an der Binnenschiffahrt in der Schweiz interessierten Behörden und Verbände besprechen unter dem Vorsitz von Ständerat Dr. Wettstein (Zürich) die Gründung eines neuen Vertrags betr. die Rheinschiffahrt mit Mannheimer und holländischen Firmen. Die Versammlung beschloß, die neuen Vorschläge zur Prüfung der Zentralkommission der schweizerischen Schiffahrtsverbände zu unterbreiten.

Im Hotel Univers findet eine von der Gesellschaft Pro Gallia organisierte Musterschau französischer Modeartikel und Neuheiten für die Geschäftswelt statt.

3. Die sozialdemokratische Partei hatte den heutigen Tag mit den Parteigenossen der übrigen Schweizer Städte zu Demonstrationen der sozialdemokratischen Jugend gegen das Militär benützen wollen. Der Bundesrat verbot aber alle Umzüge und Versammlungen im Freien. Um jede Zuwiderhandlung im Keim zu ersticken, hatte das Armeekommando eine Brigade bei Basel zusammengezogen. So erlebte die Stadt statt des „roten" Sonntags einen militärischen Sonntag. Die Angehörigen der Brigade wurden für diesen Sonntag mit einem freien Tag am 5. September entschädigt und belebten zahlreich in ungezwungenen Verbänden an diesem Tag die Gassen Basels.

5. Im Alter von 82 Jahren stirbt H. G. Schwarz-Gutzwiller, ehemals Präsident des basellandschaftlichen Appellationsgerichts, Direktor der basellandschaftlichen Hypothekenbank und Leiter der Filiale dieses Instituts in Basel.

12. Der Weitere Bürgerrat erledigt eine Anzahl Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

13. Eine von der sozialdemokratischen Partei und vom Arbeiterbund veranstaltete Versammlung zum Protest gegen die Lebensmittelteuerung auf dem Marktplatz nahm einen ruhigen Verlauf und schloß mit der Annahme einiger an die Regierung zu richtender Forderungen zur Erleichterung der Notlage.

15. Im Alter von 81 Jahren stirbt Hptm. J. Stauffer, früher kantonaler Instruktor und Kasernenverwalter, vielverdient um Kadettenwesen und militärischen Vorunterricht.

16. Die Regierung befördert zum Major der Feuerwehr den bisherigen Hauptmann R. Flügel und ernennt ihn zum Kommandanten der Feuerwehr.

20. Die Regierung wird wegen des Verbots betr. den Verkehr mit postregalpflichtigen Sendungen über die Grenze beim eidgen. Post- und Eisenbahndepartement vorstellig.

21. Jahresfest der Diakonissenanstalt in Riehen.

23./24. Die Sektion Basel des Schweiz. Rennvereins veranstaltet einen Concours hippique mit Geländeritt und Springkonkurrenz samt Rennen auf den St. Jakobsmatten, der bei außergewöhnlicher Gunst der Witterung und sehr starker Teilnahme der Reiterschaft und des Publikums einen ungetrübten Verlauf nimmt. Bei der ganzen Veranstaltung war das militärische Element stark vertreten.

In Riehen hält der dortige landwirtschaftliche Verein eine stark beschickte interkantonale landwirtschaftliche Ausstellung ab.

24. In seinem 70. Altersjahr stirbt J. Thalmann, gebürtig aus dem Kanton Thurgau, seit Jahrzehnten in Basel als Primarlehrer erzieherisch tätig.

27. Die Allg. Musikgesellschaft wählt zu ihrem Präsidenten Dr. Paul Speiser-Thurneysen.

28. Nach Erledigung einiger kleinerer während seiner Ferien aufgelaufener Geschäfte wählt der Große Rat zum zweiten Staatsanwalt Dr. Walter Meyer, bisher Untersuchungsrichter, zum Untersuchungsrichter Dr. Paul Röhrl. Hierauf wird die Kriegsteuerungszulage für einen Teil des Personals der öffentlichen Verwaltung an Hand genommen und die vom Rate an den Ansätzen vorgenommenen Erhöhungen an den Regierungsrat gewiesen mit dem Auftrag, bis zur nächsten Sitzung über deren finanzielle Tragweite zu berichten.

30. Witterung. Im September 1916 betrug der Durchschnitt der Temperatur 12,9, das mittl. Temp.-Minimum 9,4, das mittl. Temp.-Maximum 17,2° C, das Mittel des Luftdrucks 737,5, die Summe der Niederschlagmenge 76 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 131 Stunden. Die Witterung des Monats war schlecht, da namentlich die Sonnenscheindauer viel zu gering war (30jähriges Mittel 179 Stunden) und infolgedessen ein erhebliches Manko an Wärme sich einstellte.

Oktober 1916.

1. In Arlesheim stirbt nach langer Krankheit im Alter von 71 Jahren Oberst Wilh. Alioth-Vischer, Direktor der Industriegesellschaft für Schappe, früher Präsident der Handelskammer, langjähriges Mitglied des Großen Rates, Doktor der Philosophie hon. c. u. s. f.; und in Prêles im dortigen Basler Ferienheim nach schwerem Leiden Lehrer J. Müller-Landolf, Präsident der Pestalozzigesellschaft und Mitglied der Versorgungskommission, 64 Jahre alt.

4. Antistes D. A. v. Salis vollendet das 25. Jahr seiner Tätigkeit als Hauptpfarrer am Münster und Präsident des Kirchenrats der evangelisch-reformierten Kirche (ehemals Antistes). Obschon er sich eine öffentliche Feier verbeten hat, stellen sich doch seine Gemeinde, das Kapitel, die gesamte Basler Kirche und die Regierung des Kantons mit ihren Glückwünschen ein.

12. Im Großen Rat wird nach Erledigung zweier Interpellationen die Vorlage betr. Kriegsteuerungszulage an einen Teil des Personals der öffentlichen Verwaltungen, die dem Staat gegen das Budget eine Mehrausgabe von 305 000 Franken bringt, angenommen, ein Kredit für Anschaffung eines Elektromobils für die Bad- und Waschanstalt (18 250 Franken) bewilligt, die Staatsrechnung 1915 genehmigt und die Personal-Vermehrung bei der Finanzkontrolle beschlossen. Endlich werden ein Anzug betr. Einführung der amerikanischen Arbeitszeit überwiesen, ein anderer betr. Revision des Kantonalbankgesetzes abgelehnt.

15. Der neu gewählte Geistliche zu St. Matthäus, Pfr. Fridol. Heer, wird im Morgengottesdienst in sein Amt eingeführt.

16. In hohem Alter stirbt Prof. Ed. Hagenbach-Burckhardt, 1872—1912 Professor der Kinderheilkunde an der Universität, Oberleiter des Kinderspitals, in seinem Spezialfach auch über die Grenzen der Schweiz hinaus als Autorität hoch angesehn, in sanitarischen und in Schulbehörden, sowie auch seinerzeit im Großen Rat für das Wohl seiner Vaterstadt vielfach tätig.

18. In der Lukaskapelle findet eine bescheidene Feier zur Erinnerung an die vor 25 Jahren erfolgte Einweihung des Gotteshauses statt.

24. ffg. In diesen Tagen findet ein Verkauf von Arbeiten kranker und rekonvaleszenter Schweizer Wehrmänner statt, die in Leysin und in Solothurn verpflegt werden, und, damit zeitlich zum Teil zusammenfallend, ein

großer Bazar zugunsten des Jugendwerks der Guttempler im Musiksaal des Stadtkasinos.

25. Der Regierungsrat genehmigt das Rücktrittgesuch des langjährigen Sekretärs des Polizeidepartements G. Haller.

27. Die Messe wird eröffnet und bietet auf Barfüßer-, Kohlen- und Petersplatz, sowie auf dem Areal des alten Badischen Bahnhofs die gewöhnlichen Schaubuden und Kaufgelegenheiten.

29. Die kantonalen und städtischen Chemiker der Schweiz halten ihre Versammlung in Basel mit vielen wissenschaftlichen Vorträgen und mit Besichtigung des neuen städtischen Laboratoriums. — Pfr. K. Herzog zu St. Peter begeht die Feier seiner 25jährigen Amtstätigkeit.

In einer Wohnung an der Voltastraße ereignet sich infolge unvorsichtigen Gebrauchs von Petrol eine Explosion, die einer Hausmutter und zwei Kindern das Leben kostet.

30. Zum Präsidenten der Historischen Gesellschaft wird auf drei Jahre gewählt Dr. August Huber.

31. Der Weitere Bürgerrat behandelt nach Erledigung zweier Interpellationen eine Anzahl Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht. — Dr. Theodor Gerold hält seine Habilitationsvorlesung über „Das Mittelalter in der französischen Oper des 18. Jahrhunderts".

Witterung. Die Hauptwerte der Witterung im Monat Oktober 1916 waren: Mittel der Temperatur 10,2, mittl. Temp.-Minimum 7,1, mittl. Temp.-Maximum 14,1 ° C, Mittel des Luftdrucks 739,7, Summe der Niederschlagmenge 73 mm, Summe der Sonnenscheindauer 122 Stunden. Die Witterung des Monats war zu trüb und sonnenarm bei normalen Niederschlagverhältnissen. Verglichen mit dem langjährigen Mittel fiel der Monat etwas zu warm aus. Der 22. Oktober brachte den ersten Frost des Winters, den einzigen im Monat.

